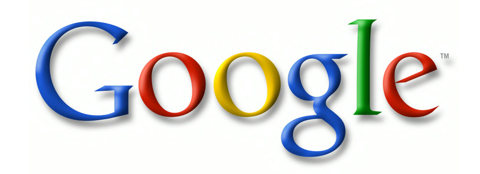


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

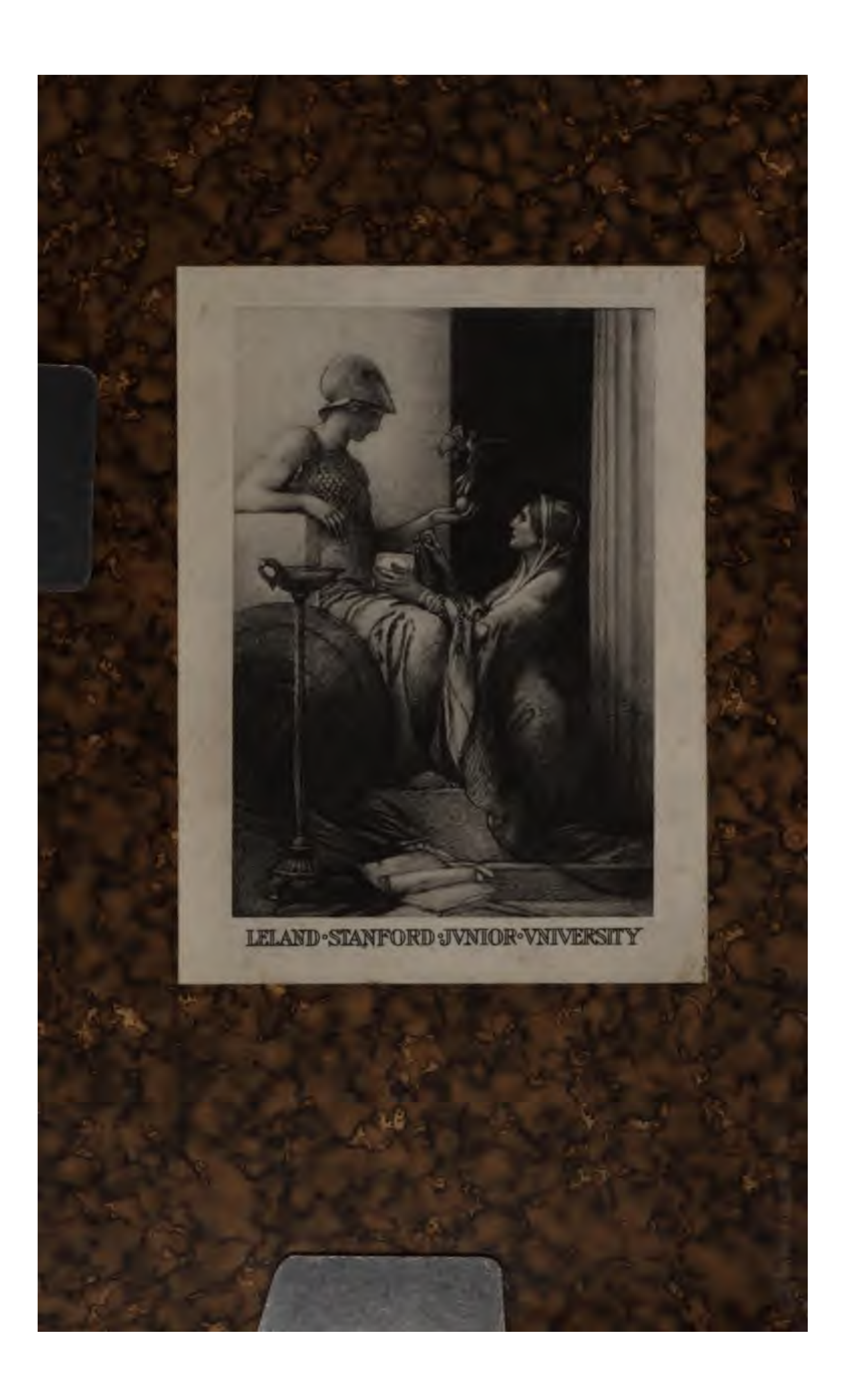
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

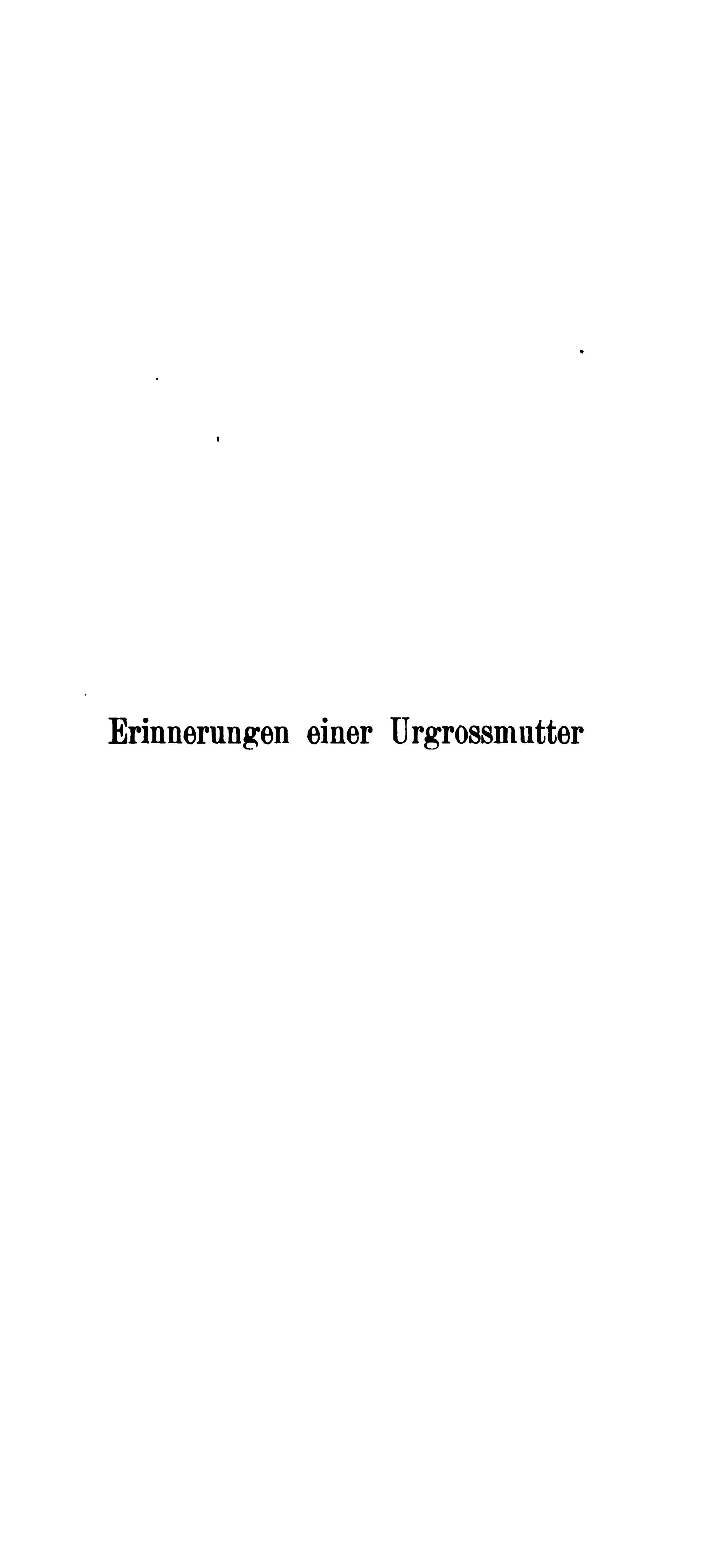
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.



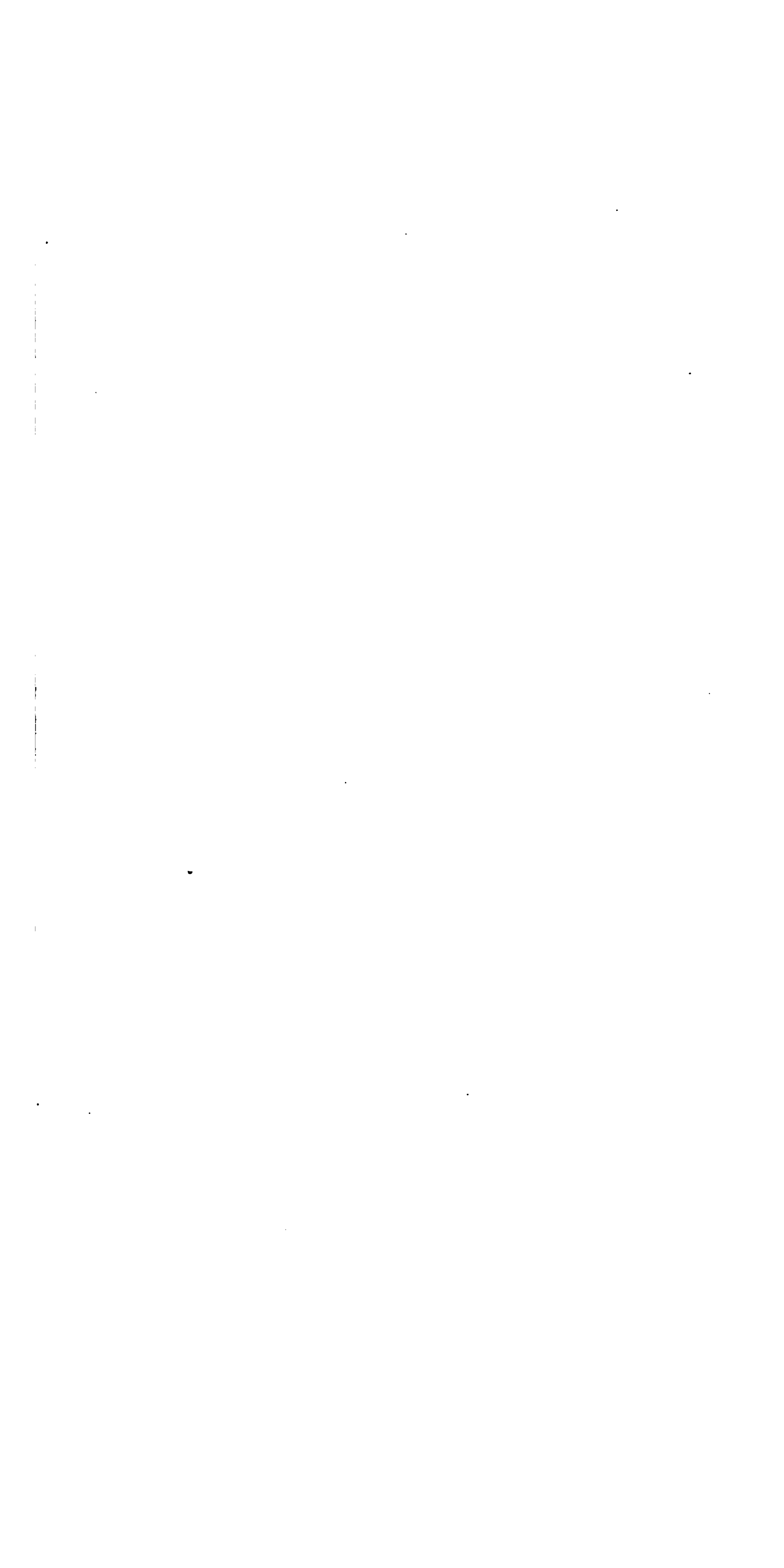

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



B
B 3920



Erinnerungen einer Urgrossmutter







Katharina Freifrau von Bechtolsheim
geb. Gräfin v. Buol

Erinnerungen
einer
Urgrossmutter

(Katharina Freifrau von Bechtolsheim geb. Gräfin Bueil)

1787 — 1825

Mit Originalbriefen von Goethe, Wieland, Herder, Kaiserin Katharina II., Kaiser Alexander I. und Kaiserin Maria von Russland, Herzog Carl August von Weimar, Ernst II. von Sachsen-Gotha, Frau von Staël, Fürst von Ligne, Graf Ségur, Fürst-Primas von Dalberg und von anderen

Herausgegeben
von
Carl Graf Oberndorff

Mit 12 Illustrationen und 6 Facsimile-Beilagen



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1903

Alle Rechte,
besonders die der Übersetzung,
vorbehalten.

Abdruck — auch auszugsweise — untersagt.

236844

STANFORD LIBRARY

Vorwort

So hätte sich denn wieder ein Stück Menschenleben vor meinen Blicken aufgerollt, und Zeiten sind vor meinem inneren Auge vorbeigezogen, buntbewegte, wilde, blutige Zeiten, Zeiten voll bitteren Hasses, inniger Liebe und flammender Begeisterung, bis sich endlich dieses Meer aufgewühlter Leidenschaften beruhigt, alle Stürme schweigen und die Sonne des Friedens herniederlächelt auf Deutschland, auf Frankreich, auf Europa!

„Erinnerungen einer Urgrossmutter“ ist jener Band betitelt, den ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, und welcher die Schicksale des Pflegekindes eines der hervorragendsten Encyklopädisten und französischen Litteraten, Friedrich Melchiors von Grimm, und Urenkelin der Madame d'Epinay enthält.

Katharina von Bechtolsheim, geborene Gräfin Duroux de Bueil, die Verfasserin dieses Memoirenwerkes, lernen wir als eine jener scharfaus-

geprägten Individualitäten kennen, wie sie uns so selten im Leben begegnen. Ihr Charakter ist edel, ernst, beschaulich, und neben einem starken, bildungsdurstigen und -fähigen Geiste tritt uns in ihr tiefe Religiösität, anfangs infolge philosophischer Studien gebunden und erst später durch die Prüfungen des Lebens und beständige Selbstbetrachtung freiwerdend, sowie eine kleine Vorliebe für jene Art von Selbstbespiegelung entgegen, welche von einem mit sich wohlzufriedenen Gemüte zu zeugen pflegt, trotzdem sich dieses Behagen am eigenen Ich oft auch hinter einem scheinbaren Tadel desselben verbirgt. — Doch, erzieht sich denn nicht jede Seele selbst, und sind nicht alle jene äusseren, von Dritten herrührenden Impulse, die man insgesamt mit dem Namen „Erziehung“ bezeichnet, nur Wegweiser für die suchende und tastende Seele, nur blosse Behelfsmittel für ihre Selbsterziehung? Und ist uns nun dies schwierige Werk gelungen, warum sollen wir uns dann nicht an ihm erfreuen und es mit dem gleichen Behagen betrachten, wie etwa der Maler sein treffliches Gemälde?

Die treue Anhänglichkeit, welche Grimm seiner Freundin, Madame d'Epinay, bis zu ihrer letzten Stunde bewahrte, übertrug er nach dem Tode dieser meiner Urahne auf deren geliebtes Enkelkind, Emilie de Belsunce, und nachdem er derselben in Ludwig Alexander August Grafen Duroux de Bueil einen hochsinnigen Gatten erwählt hatte, auch auf ihre Kinder Henri, Adèle und Katharina, die

Verfasserin dieser Memoiren. Als dann der Sturm der Revolution ihn und die ihm so liebe Familie seiner Pflegebefohlenen aus Frankreich vertrieb und zwang, sich in Deutschland, jenem Reiche niederzulassen, dem er entstammte, nahm er aufs neue Emilie und die Ihren in seine Obhut, während Graf Bueil im Heere des Marschalls de Castries für König und Vaterland kämpfte.

Dort in Grimms Hause, wo Goethe, Herder und Wieland, die Zierden des deutschen Parnasses, sowie auch Frau von Staël, Benjamin Constant, Abbé Delisle und andere verkehrten, reifte Katharina unter der liebevollen Leitung des greisen Encyklopädisten in allen Fächern des Wissens von Männern, wie Friedrich Christian Jacobs, dem berühmten Philologen und Willem Bilderdijk, einem weitgeschätzten holländischen Poëten, unterwiesen, zur Jungfrau heran und gewann bald ihr neues Vaterland so lieb, dass sie sich in Frankreich nicht mehr heimisch fühlen konnte. — 1807 vermählte sie sich mit Emil Freiherrn von Bechtolsheim, dem Sohne Juliens, geb. Gräfin Keller, der bekannten Freundin unserer Dichterfürsten. Doch schon nach wenigen Jahren des Glückes entriss ihr der Tod den teuern Gatten, welcher schwere Schicksalsschlag ihre bis dahin nur von philosophischen Idealen geleitete Seele Gott zuwendete.

Das zweite Buch schildert die ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder, Alexander und Clotilde,

gewidmete erste Witwenzeit und schliesst nach einem bewegten Leben am Mecklenburg-Schweriner Hofe mit ihrer dauernden Niederlassung in Baiern ab.

Von gleichem, ja für viele vielleicht sogar von höherem Interesse, wie der Memoirentext selbst, dürften die in unserem Werke enthaltenen fünfundfünfzig Briefe bedeutendster Persönlichkeiten sein. Jedenfalls sind sie, mit Ausnahme jener der Kaiserin Katharina, die schon vor Zeiten und von anderen ediert und commentiert im Handel erschienen, sowie einiger weniger der übrigen bis dato noch unbekannt und unveröffentlicht und befinden sich im Gräflich Erdödyschen Archive zu Galgócz (Neutraer Comitat, Ungarn), wo sie deponiert wurden.

Das letzte Capitel des ersten Buches, „Meine Schwiegermutter“ betitelt, bringt Briefe unserer Klassiker: Goethe, Wieland und Herder sowie ein von letzterem übersetztes Gedicht, auch Frau von Staël, Herzog Carl August von Weimar und der ebenso tolerante, wie kunstliebende Kirchenfürst Baron Dalberg sind teils mit längeren Schreiben, teils mit kurzen Billetten vertreten, welche alle an Freifrau Julie von Bechtolsheim-Keller gerichtet sind.

Als ersten Anhang glaubte ich die Korrespondenzen aus dem Nachlasse Baron Grimms anfügen zu müssen, die man übrigens ebensogut „Katharina II. und ihre Zeit“ betiteln könnte. Vielfach ist es bei Hof Sitte, nach dem Ableben eines Monarchen die Hand-

schreiben desselben an Privatpersonen von letzteren einzufordern, doch scheint es Grimm gelungen zu sein, wenigstens fünf Briefe der grossen Kaiserin ganz zurückzubehalten, während er aus den anderen nur die prägnantesten Stellen eigenhändig excerpierte, welch' letztere ich als „Fragmente" bezeichnete. Von drei Standpunkten aus hielt ich die Beigabe der bereits anderweitig erschienenen Katharina-Briefe nicht nur für gerechtfertigt, sondern sogar für geboten: erstens einmal befinden sich ja doch die Originale, respective die vom Empfänger selbst angefertigten Copien ausschliesslich im Besitze meiner Familie, zweitens dachte ich die Einfügung derselben schon deshalb bewerkstelligen zu müssen, um das in den vorliegenden Memoiren so oft erwähnte innige Freundschaftsverhältnis zwischen der gewaltigen Autokratin und dem schlichten Gelehrten zu illustrieren, sowie auch, um manches in den nachfolgenden, noch unbekannten Schilderungen von Ligne und Ségur verständlicher zu machen, und drittens hoffe ich, dass sie für jene Leser, denen sie noch fremd sind, neue Streiflichter auf den Charakter einer vielgehassten, vielgeschmähten und doch so schönen und liebenswürdigen Herrscherin werfen möchten.

Doch nun zu den anderen.

Fürst de Ligne weiss sehr interessant und farbenreich von jener weltberühmten Reise der „nordischen Semiramis" nach Taurien als Augenzeuge zu berichten, doch auch er hält Potemkins gross-

artig inscenierte Betrügereien für waschechte Wahrheiten und ist nicht wenig ergrimmt über die mitteleuropäischen Journalisten, denen die ganze Geschichte da drüben keineswegs so herrlich dünkt, wie ihm.

Graf Ségur entwirft prächtige Schilderungen Moskaus, einer Wasserreise des Hofes zwischen den beiden russischen Metropolen und der Festlichkeiten zu Peterhof etc.

Kaiserin Maria Feodorowna, die Schwiegertochter Katharinas II., überträgt Grimm eine Wohlthätigkeitskasse zur Unterstützung der französischen adeligen Emigranten in Deutschland, was wohl zum guten Teil die Lage dieser armen Vertriebenen und vor allem die der ehrwürdigen Witwe des Herzogs von Orléans (Egalité) etwas sorgenfreier gestaltete.

Auch Kaiser Alexander I. und Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha sind in dieser unserer Sammlung vertreten.

Desgleichen hielt ich es ebenfalls für geraten, den Trauschein der Eltern unserer Verfasserin, nebst zwei Notizen über die Familien Bueil und Belsunce als zweiten Anhang beizugeben, um solche, die es interessieren sollte, mit dem Inhalte dieses Dokumentes, welches die Unterschriften Ludwigs XVI. und seines Hofes trägt, bekannt zu machen.

Von den Memoiren selbst glaube ich nur noch anfügen zu müssen, dass sie die Verfasserin einzig

und allein für ihre beiden Kinder, Baron Alexander von Bechtolsheim und Clotilde, verehelichte Reichsgräfin von Oberndorff, niederschrieb.

Lavahof bei Cilli, im Spätsommer 1901.

Carl Graf Oberndorff.



Inhaltsverzeichnis

Illustrationen und Facsimile-Beilagen:

Erstes Buch

(1787 — 1810)



STANFORD LIBRARY

I. Kapitel.

Meine ersten Kinderjahre bis zum Ausbruch der Revolution.

Ich wurde als erstes Kind des Grafen Ludwig Alexander August Duroux de Bueil aus seiner Ehe mit Emilie Marie Renata Therese de Belsunce am 13. Januar 1787 geboren und mit grosser Freude aufgenommen, obwohl meinem Vater, als dem letzten seines Stammes, ein Sohn erwünschter gewesen wäre. Nach damaliger Sitte liess man mir eine Amme vom väterlichen Landgute Varennes kommen, welche mich acht Tage nach meiner Geburt mit sich in ihre Behausung nahm, woselbst mich meine Eltern erst nach zwei Monaten wiedersahen.

In der heiligen Taufe erhielt ich die Namen Katharina Helene Alexandrine, die mir Katharina II. von Russland nach sich und ihren Enkeln beilegte. Diese grosse Kaiserin fungierte nämlich als meine Taufpatin, meiner Mutter zuliebe, welche ihre Ehrendame war. Ein erprobter Freund unserer Familie, Baron Grimm*), der durch eine eigentümliche Verkettung

*) Friedrich Melchior Reichsfreiherr von Grimm (geboren zu Regensburg 1723), berühmter französischer Litterat des 18. Jahr-

BAYER. STAATS-BIBL.

von Umständen die Bekanntschaft dieser geistreichen Regentin gemacht hatte und bei ihr in grossem Ansehen stand, hatte dieses zu Gunsten meiner Mutter dahin aufgewendet, dass selbe, obwohl Französin, Ehrendame der Kaiserin von Russland wurde.

---

hunderts. Er erhielt zu Hause eine sorgfältige private Erziehung, besuchte später mit dem Grafen Schönberg die Universität zu Leipzig und zog dann mit demselben nach Paris, wo er als Vorleser in die Dienste des damaligen Erbprinzen von Sachsen-Gotha trat. Durch seine grossen musikalischen Kenntnisse erwarb er sich die Freundschaft Rousseaus, der ihn wieder mit d'Alembert, dem berühmten Vertreter des Materialismus, Baron Holbach, Diderot und Frau v. Epinay bekannt machte. Durch diese Letztere gelangte er, als Sekretär des Grafen Friesen, der ein Neffe des Marschalls von Sachsen war, in die glänzendsten Kreise des Pariser Hochadels, und machte sich überall durch seinen lebendigen Geist, sein gewandtes Wesen und seine hervorragende Art, Konversation zu führen, beliebt. Um diese Zeit entstanden folgende Werke seiner Feder: „Le petit prophète de Bömischbroda" (Paris 1753), worin er als Wortführer der sogenannten „coin de la reine"-Partei, beim Auftreten der italienischen Operngesellschaft für diese, gegen die französische seine Lanze brach. Ferner „Lettres sur la musique française". Beide Werke zeichnen sich durch feine Pikanterie der stilistischen und stofflichen Durchführung aus. Bei der in den Jahren 1751—1763 von Diderot und d'Alembert herausgegebenen „Encyclopädie" redigierte er die Abteilung „Litteratur". Nach Ableben des Grafen Friesen gewann ihn der Herzog von Orléans als Sekretär, und stammen aus dieser Zeit die „Bulletins", die er für mehrere deutsche Fürstenhöfe mit Diderots Beihilfe abfasste. Diese, erst sieben Jahre nach seinem Tode als „Correspondence littéraire, philosophique et critique" zusammengefasst (Paris 1814), bilden das Hauptwerk seines Lebens und das Produkt siebenunddreissigjähriger Arbeit. 1829—1831 folgte eine von Taschereau veranstaltete Neuausgabe in fünfzehn Bänden. 1878—1882 die Neuestausgabe von Tourneux (Paris). Dieses Werk giebt über die französische Litteratur von 1752—1790

Jenem Freund und, ich kann sagen, Wohlthäter unserer Familie an dieser Stelle einige Zeilen zu weihen, erscheint mir eine heilige Pflicht der Dankbarkeit, und mein Herz ergreift gern die Gelegenheit, ihm ein Zeichen der Liebe zu widmen, indem ich sein Bild, wie es sich mir eingeprägt hat, entwerfe.

Friedrich Melchior Grimm, späterhin durch Kaiser Josef II. zum Reichsbaron erhoben, wurde zu Regensburg im Jahre 1723 geboren und kam durch Umstände, die mir nur sehr unvollständig bekannt sind, nach Paris, wo er mit den Grosseltern meiner Mutter, de Lalive d'Epinay, bekannt wurde, welche ihn wegen seiner

---

in breitester Weise Aufschluss. Erst 1829 erschien seine „Correspondence inédite" mit Diderot. Von Josef II. 1776 zum Reichsbaron ernannt, vertrat er die sächsischen Fürstenhöfe als Gesandter zu Paris. Mit Kaiserin Katharina von Russland, die ihn sehr schätzte und verehrte, verknüpften ihn die Bande innigster Freundschaft, und lasse ich als Anhang dieses Buches mehrere französische Briefe der grossen Herrscherin an den Baron folgen. Bei Ausbruch der französischen Revolution, durch die er den grössten Teil seiner Habe einbüsste, floh er nach Gotha. Später zum russischen Staatsrat und bevollmächtigten Minister Kaiser Pauls bei der freien und Hansestadt Hamburg ernannt, trat er ganz in russische Dienste. Doch der Verlust eines Auges zwang ihn bald dauernd in den Ruhestand zu treten. So verlebte er denn seine letzten Jahre zurückgezogen zuerst in Braunschweig und schliesslich in Gotha, wo ihn 1807 der Tod ereilte. Näheres über Grimm siehe: St.-Beuve, „Causeries du lundi" VII. und von dem gleichen „Etudes sur Grimm" (Paris 1854), ferner Arezac-Lavigne, „Diderot et la société de Baron Holbach" (Paris 1875), Edmond Schérer, „Melchior Grimm" (Paris 1887) und schliesslich Mahrenholtz „Friedrich Melchior Grimm, der Vermittler deutschen Geistes in Frankreich". (Archiv für das Studium neuerer Sprachen, Band 82.) Der Herausgeber.

hervorragenden Geistesgaben bald schätzen lernten und ihn auch in die vornehmen Gesellschaftskreise einführten. Dieses freundliche Entgegenkommen war die Grundlage der Anhänglichkeit und treuen Freundschaft, welche ihn für immer an die Familie fesselte.

Er war eine derjenigen Erscheinungen, die keiner, der ihr näher tritt, gleichgiltig betrachten kann. Ausgestattet mit der schönsten geistigen Gabe, die alle andern erhöht und ihnen Anmut und Reiz verleiht, nämlich mit reiner, warmer Lebensfähigkeit und dem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, besass er auch einen durchdringend klaren Blick und grosse Gewandtheit für praktische Geschäfte, verbunden mit seltener Menschenkenntnis. Von Jugend auf hatte er sich mit Glück den Wissenschaften und der Litteratur gewidmet und wurde mit Recht unter die ausgezeichnetsten Gelehrten gezählt; er glänzte in den geistreichen Kreisen damaliger Zeit in Paris als Stern erster Grösse. Ein abgesagter Feind jeder Halbheit und Engherzigkeit, war Grimm aufrichtig und beständig in seiner Freundschaft. Wem er einmal Hilfe verheissen hatte, dem leistete er sie mit anhaltender Treue; wem er sie aber geleistet hatte, den konnte er nicht mehr verlassen, auch dann nicht, wenn der Hilfebedürftige ihm keinen Dank zollte, oder glaubte, ihn entbehren zu können; kaum der gröbste Undank war imstande, Herrn von Grimm zu veranlassen, seine Hand dem Unwürdigen zu entziehen, und dann geschah dies noch mit Schonung. Zum Beispiel trat er nie gegen Jean Jacques Rousseau auf, den er in die glän-

zendsten Kreise von Paris eingeführt und in manchen Fällen liebreich unterstützt hatte, als dieser sich dann undankbar zeigte und ihn arg verleumdete. Kaiserin Maria, die Gattin Kaiser Pauls von Russland, hatte eine Wohlthätigkeitskasse*) für adelige Emigranten errichtet und Grimm mit der Leitung derselben beauftragt. Kein Wunder, dass dieser, nun von Tausenden in Anspruch genommen, auch viel unter menschlicher Unverschämtheit, Bosheit und Anmassung zu leiden hatte, und man kann nicht umhin, ein solches Mass von Geduld und unerschütterlicher Menschenliebe bei einem Manne von so lebhaftem, ja heftigem Temperament, der überdies durch die Hochachtung und Auszeichnung seiner Zeitgenossen verwöhnt war, zu bewundern.

Baron Grimms äussere Erscheinung war edel und Ehrfurcht gebietend, obgleich er von Gestalt eher klein, als gross, seine schönen Züge belebte feiner, geistvoller Ausdruck, und ein noch im Alter frisches Colorit erhöhte den Glanz seiner blauen, lebhaften Augen, während Silberhaar das greise Haupt umrahmte. Was seine Konversation anbelangt, so ist mir dieselbe als ebenso anregend, wie lebendig in Erinnerung, auch pflegte er, der ein so hervorragendes Talent zum Erzählen hatte, seinen scharfsinnigen Bemerkungen und Entwicklungen stets witzige Einfälle und Anekdoten einzuverweben.

---

*) Vergleiche die Briefe der Kaiserin Maria Feodorowna an Baron Grimm im I. Anhange. — Der Herausgeber.

Dieser liebe Freund und weitgeschätzte Philosoph der Encyklopädie kannte meine Mutter schon seit ihrer Kindheit, die sie bei ihrer Grossmutter, der berühmten Frau de Lalive d'Epinay*), ver-

*) Louise Florence Petronille Tardieu d'Esclavelles, Madame de Lalive d'Epinay, die Urgrossmutter mütterlicherseits der Verfasserin dieser Memoiren, war eine der glänzendsten Erscheinungen der französischen Litteratur des 18. Jahrhunderts. Am 11. März 1726 geboren, wurde sie nach glücklich verlebter Kindheit dem ausschweifenden Erbpächter d'Epinay angetraut. Durch ihren Geist erregte sie bald die Bewunderung bedeutender Männer, wie des Dupin de Francueil, Grimms und Rousseaus, die alsbald in ihrem Hause aus- und eingingen. Ja, Letzterer erfreute sich so ihrer Gunst, dass sie ihm 1755 am Walde von Montmorency auf ihrem Gute Lachevrette bei St.-Denis die berühmte „Eremitage" als Wohnung einrichten liess. Da sie sich jedoch später dem Encyklopädisten Grimm zuwandte, dessen edlerer Charakter sie mehr ansprach, und 1757 sogar jeden Verkehr mit Rousseau abbrach, zog sich dieser grollend zurück und rächte sich später in seinen „Confessions" bitter hierfür. Dies wird wohl jener Undank gegen seine Wohlthäter sein, dessen ihn Baronin Bechtolsheim an einer Stelle ihrer Memoiren bezichtigt. — Meine grosse Ahne, Mme. d'Epinay, starb am 17. April 1783 zu Valenciennes. Näheres über sie ist u. a. aus Percy et Maugras, „La jeunesse de Mme. d'Epinay" (Paris 1882), sowie aus ihren eigenen Werken zu entnehmen. Sie schrieb: Die bekannte Preisschrift über Mädchenerziehung „Les conversations d'Emilie" (Paris 1774 u. a. 1813), „Les moments heureux" (Genf 1758), „Lettres à mon fils" (ebenda 1759), „Mémoires et correspondence" (Paris 1818 herausgegeben von Brunet, u. a. 1878), ferner sind noch im Handel „Anecdotes inédites pour faire suite aux mémoires de M. d'Epinay", herausgegeben von Musset-Pathay, und „Correspondence inédite de l'abbé Galiani" (beide Paris 1818). — Eine Sammlung ihrer Werke wurde von Challemel-Lacour (Paris 1869, 2 Bände) veranstaltet. —

Der Herausgeber.

brachte, welche die Freundin der damals glänzenden Schöngeister Diderot, d'Alembert und anderer mehr, sowie auch die seinige war. Als aufrichtiger Kinderfreund gab er sich gerne mit der kleinen Emilie ab und gewann sie lieb. Ihre Grossmutter war die, letzten Jahre ihres Lebens durch Krankheit gezwungen das Zimmer und oft auch das Bett zu hüten. Während er derselben nun mit Rat und That die Erziehungssorgen zu erleichtern trachtete, wuchs sein Interesse für das liebenswürdige Kind, das nur zu bald seine fürsorgliche Grossmutter verlieren sollte.

Vicomtesse de Belsunce, Emiliens Mutter, hatte sich um so leichter dem Wunsche Madame d'Epinays, die Erziehung der Enkelin übernehmen zu dürfen, willfährig gezeigt, als sie fühlte, dass ihr Hang zur Welt und deren geräuschvollen Ergötzungen ihr es während des Winteraufenthaltes in Paris nicht gestatte, sich viel mit dem Kinde abzugeben. Die Sommerszeit brachte sie mit ihrem Mann auf dessen Besitz am Fuss der Pyrenäen zu und dort fehlten ihr die Erfordernisse zu einer ausbildenden Education für die Tochter. Dazu kamen, eben zur Zeit des sich immer näher ankündigenden Todes ihrer Mutter, ernste Zwistigkeiten mit ihrem Gemahle, dessen Vermögensverhältnisse sich zu zerrütten begannen und der, unzufrieden mit dem übermässigen Aufwand und der Lebensführung seiner Frau, gern diesen erwünschten Ausweg ergriffen hatte, derselben die Erziehung seiner Tochter zu entziehen. Ehe ich weiter von der Bekümmernis meiner

Urgrossmutter unter diesen Umständen rede, bemerke ich hier gleich mit Freude, dass die irrende Seele meiner Grossmutter, von den Schauern der Revolution auf andere Bahnen gelenkt, den allerbesten Weg einschlug, indem sie sich zu Gott bekehrte. Ich kannte sie nur noch als eine fromme und ehrwürdige Dame, von ihrem Gemahl geehrt und geliebt, und sich für die Kinder ihres früh verstorbenen Sohnes als die sorgsamste und treueste Mutter erweisend.

Nach dem oben Gesagten hatte Frau von Lalive d'Epinay in ihren letzten Tagen keine dringendere Sorge, als die um ihre teuere Enkelin. Indem sie alles reiflich erwog, fand sie nichts Beruhigenderes für deren Wohlfahrt, als sie dem edlen Herzen Herrn von Grimms, ihres und Emiliens treuesten Freundes, als ein heiliges Vermächtnis anzuvertrauen, was dieser zu ihrem Troste auch willig annahm. Aber erst nach heftigem und mehrfachem Sträuben gaben es Emiliens Eltern zu, teilweise wohl auch dadurch gewonnen, dass der Baron, der nie etwas halb that, versprach, zum Heiratsgute seiner Schutzbefohlenen beitragen zu wollen. Gleichzeitig mit ihrer Enkelin wurde ihm auch von der sterbenden Frau von Epinay eine ausgezeichnete junge Person, Antoinette Marchais, empfohlen, die ihre Vorleserin und treue Krankenpflegerin war und die sich durch den Tod ihrer Gönnerin, der sie von Herzen anhänglich gewesen, ganz verwaist fühlte. Diese wurde vom Baron Grimm, nebst einer Kammerfrau etwas reiferen Alters und

erprobt sittlichen Charakters, der damals vierzehnjährigen Emilie gleich nach dem Ableben ihrer vielgeliebten Grossmutter zur Begleitung nach dem Kloster St. Antoine mitgegeben. Es war dies keine Erziehungsanstalt, sondern nur, wie so manche Klöster in Paris, ein ruhiger Aufenthaltsort für Damen jeden Alters, die fern von dem Getriebe der Welt leben wollten. Unter dem Schutze der Prinzessin von Beauveau, der ehrwürdigen Aebtissin dieses Asyles, abwechselnd von ihren Eltern und von ihrem väterlichen Freunde, dem die Leitung ihrer Studien überlassen blieb, besucht, verlebte meine Mutter daselbst vier Jahre, während welcher sie vom Kinde zur Jungfrau heranreifte; erst als der Zeitpunkt ihrer Heirat gekommen war, verliess sie das Kloster St. Antoine. Sie verbrachte diese Jahre im geselligen Verkehr mit mehreren Töchtern aus adeligen Häusern, die ebenfalls dort wohnten, wurde in allen Kenntnissen und Künsten, die zu einer ausgezeichneten Erziehung gehören, durch die besten Lehrer unterrichtet, die Baron Grimm für sie auswählte, und benutzte gewissenhaft diese ihr dargebotenen Mittel. Als sie das Kloster verliess, war ihr Geist gut ausgebildet und ihre Diction edel und anmutig, ohne gesucht zu sein. Italienisch sprach sie geläufig und bezauberte durch ihren Gesang. Ihr Talent für Malerei übte sie fast mit Leidenschaft bis in die letzten Jahre ihres Lebens und bereitete sich und ihren Freunden wahre Freude damit. Für die Erlernung aller weiblichen Hand-

arbeiten, für die sie viel Geschick zeigte, war im Kloster durch ihre Umgebung reichlich gesorgt, und ein frommer, ehrwürdiger Priester, der ihr schon von Kindheit an den Religionsunterricht erteilt hatte, besuchte sie daselbst fleissig, um in ihrem Herzen den von ihm ausgestreuten guten Samen zu nähren und zu pflegen, wodurch er in ihrer Seele einen festen Grund wahrer Frömmigkeit legte. Trotz ihres nachgiebigen Charakters wurde sie nie in der Religion wankend, obgleich sie bei ihrem Eintritt in die Welt mit vielen Menschen in Berührung kam, deren Grundsätze, neben manchen achtungswerten Eigenschaften, nichts weniger als christlich waren, und sie auch von seiten meines Vaters, der in dieser Hinsicht, der Zeitströmung gemäss, sehr gleichgiltig dachte, ohne Stütze blieb.

Als sie das achtzehnte Jahr zurückgelegt hatte, planten ihre Eltern und ihr Pflegevater, sie zu vermählen. Letzterer sah sich mit aller Aufmerksamkeit und Fürsorge nach einem Gatten für Emilie um, von dem er häusliches Glück für sie erhoffen konnte, und suchte einen Edelmann von unbescholtenem Rufe, guten Vermögensumständen und empfehlendem Äussern, von dem vorauszusetzen wäre, dass er Emiliens Glück begründen würde. Dies Alles fand sich in der Person meines Vaters vereint und noch mehr als dieses, da er einen hervorragenden Verstand besass, der sich durch das reifende Alter und die Erfahrungen des Lebens in spätern Jahren äusserst originell und reichhaltig er-

wies. Damals diente er als Major in der Garde König Ludwig XVI.

Beide jungen Leute, die sich mehrmals in Gesellschaft ihrer Angehörigen im Kloster sehen durften, gefielen sich gegenseitig, und am 20. März 1786 wurde das Band der Ehe geschlossen, dem ich, mein Bruder Henri und meine unvergessliche Schwester Adèle das Leben verdanken.

Beim Durchblättern der nachgelassenen Papiere meines geliebten Freundes und Wohlthäters Baron Grimm, dessen ich nur mit innigster Verehrung und heisser Dankbarkeit zu gedenken vermag, fand ich nachfolgende Notiz in seiner Handschrift vor, welche ich hier, als auf die Heirat meiner Eltern bezüglich, einschalte:

„L'Impératrice*) Cathérine désirait, que le Roi de France s'intéressa au mariage d'Emilie

---

*) Deutsche Übersetzung: „Kaiserin Katharina wünschte sehr, dass sich der König von Frankreich für die Heirat der Emilie von Belsunce interessieren möge und schrieb in dieser Angelegenheit an den Marschall, Grafen von Ségur, der dem Departement des Krieges vorstand. Ein Befehl des Kriegsministers hatte die Charge eines „Secondmajors" für jene jungen Hofkavaliere eingeführt, welche dereinst Oberste und Regimentskommandanten zu werden bestimmt waren. Graf Bueil und sein Schwager, Vicomte de Belsunce, wurden gleichzeitig mit Verleihung dieses Charakters, der eine in das später nach Korsika transferierte Regiment von Maine, der andere in das Regiment von Bourbon mit dem Garnisonsorte Caen eingereiht. Nach seiner Emigration begab sich Graf Bueil nach Coblenz, um den Feldzug gegen Frankreich mitzumachen. Dort traf er mit dem Fürsten von Nassau zusammen, der ihn zu

de Belsunce*) et en écrivit au Comte de Ségur, Maréchal, qui avait le département de la guerre. Un rêglement du ministre de la guerre avait inventé le grade de Major en second pour ceux des jeunes gens de la cour, qui devaient ensuite devenir colonels et obtenir des régiments. Le comte de Bueil et son beau-frère Vicomte de Belsunce avaient été placés en même temps dans cette qualité, l'un en régiment du Maine, alors en Corse, l'autre en régiment de Bourbon en garnison à Caen en Normandie. Comme émigré le Comte de Bueil se rendit à Coblence pour faire la campagne. Il trouva le Prince de Nassau, qui le prit pour son aide-de-camp. Plus tard il fut placé dans le régiment de Castries, à la solde de l'Angleterre. C'était depuis 1792 la troisième tentative, faite pour le remettre à portée de servir la cause de son roi, dont aucune ne réussit. La seule satisfaction, que je recueillis dans cette dernière occasion fut le regret, que me témoigna le duc de Castries, chef très difficile à contenter

---

seinem Adjutanten ernannte. Später trat er in das Regiment de Castries, das in englischem Solde stand. Dies war seit 1792 sein dritter, leider vergeblicher Versuch, der Sache seines Königs zu dienen. Die einzige Genugthuung, die mir gerade bei diesem seinem letzten Schritte zuteil wurde, war der aufrichtige Ausdruck der Betrübnis seitens des Herzogs von Castries, der, sonst in Dienstsachen ein sehr schwer zu befriedigender Vorgesetzter, kaum den Verlust eines so tapferen Offiziers, wie Graf Bueil, verschmerzen konnte."

*) Und thatsächlich hat diese Hochzeit in Gegenwart Ludwig XVI., seiner Gemahlin, der Minister des Reiches und des gesamten Hofes stattgefunden. Vergleiche den Ehekontrakt. (II. Anhang.) Der Herausgeber.

en fait de service, de perdre un officier de l'espèce du Comte de Bueil."

Meine ersten Lebensjahre verbrachte ich mit den Eltern zur Winterszeit in Paris, Chaussée d'Antin, die übrigen Monate aber auf ihrem Landsitze Varennes sur Marne, der etwa zwölf Meilen von der Seinestadt zwischen Château Thierry und Dormons gelegen war.

Ich erhielt eine gute Wärterin, welcher später auch meine Geschwister anvertraut wurden, und die selbst in der drangvollen Zeit der Revolution und bis zu ihrem Tode (1805) nie aufhörte, uns Beweise der allertreusten Anhänglichkeit zu geben. Ihre zärtliche Liebe ist mir eine teuere Erinnerung geblieben, obwohl sie durch Empfindlichkeit und etwas heftige Gemütsart mir in meiner ersten Kindheit manch böse Stunde verursachte. Dieser Bonne, Sophie Moreau, die den Lakai Chaumont im Hause meiner Eltern ehelichte, blieben wir meistens überlassen, denn obgleich uns unsre Mutter innig liebte, verstand sie es wenig, sich mit kleinen Kindern abzugeben. Ihrer physischen Schwäche halber, welche eine gewisse Neigung zur Bequemlichkeit zur Folge hatte, konnte sie uns nur stundenweise um sich haben und auch dies nur selten ohne Begleitung der Bonne. Mit dieser Letztern durchzog ich gern die Gärten und Anlagen, die das Schloss, meinen lieben Heimatsort, umgaben, und noch sehe ich alles so, wie es damals lag und stand, so deutlich vor Augen, wie wenn ich nie dies Paradies meiner Jugend verlassen hätte und nie als fünfjähriges Kind mit meinen Eltern in die Fremde

gezogen wäre. Das Schloss war von Gräben rings umgeben, in welchen klares Wasser floss und die mit Quadersteinen eingefasst waren. Die Einteilung des Hauptgebäudes, wie dasselbe während der Revolution niedergerissen und von meinem Vater in den Jahren 1806—1807 zwischen den erhalten gebliebenen Flügeln wieder aufgebaut wurde, ist so ziemlich dieselbe geblieben. Nur befand sich früher an Stelle des wohlbekannten Billardzimmers ein Vorplatz zwischen zwei Glasthüren, wovon die eine auf die Gartenterrasse und die andere mittelst einer steinernen Doppeltreppe mit eisernem Geländer in den Hof führte. Wer die Gräben ausfüllte, ob mein Vater oder der Besitzer während der Revolutionszeit, vermag ich nicht mehr zu sagen.

Unsere Winterwohnung in Paris ist mir gleichfalls lebhaft in Erinnerung geblieben, sowohl die geräumigen Kinderzimmer im Entresol, als meiner Eltern freundliche schöne Wohnung im Erdgeschoss, von der eine Thür in den wohlgepflegten Hausgarten führte. Baron Grimm bewohnte den ersten Stock desselben Hauses, und es ist mir, als sähe ich noch das freundliche Lächeln des ehrwürdigen Greises, wenn wir Kleinen ihn in seinem geräumigen Schreibzimmer aufsuchten, welches zahlreiche Bilder und Büsten schmückten. Noch denke ich des alten Dieners Alexandre, der, wenn ich mit Mademoiselle Marchais zum Morgengruss zu Grimm kam, mit seiner weissen Schürze im Vorzimmer beim Tisch stand, auf welchem sich seines Herrn ausgeleerte Chokoladetasse befand. Der gute

Alte winkte mir dann jedesmal, um mir ein Stück Bäckerei zu geben und freute sich, wenn noch ein Tröpfchen Chokolade für mich da war.

Von all den Erlebnissen jugendfroher Tage, die wie ein Traum an meiner Seele vorüberziehen, ist mir eines besonders gegenwärtig geblieben, wahrscheinlich deshalb, weil wir, Bruder Henri und ich, damals das erstemal mit unsern Eltern bei dem alten Freunde zu Tische sassen. Marquise de Sigy, eine Verwandte meines Vaters, war nach Paris gekommen und brachte den Eltern Nachricht von meiner kleinen Schwester, die sich auf deren Landgut bei derselben Amme befand, welche auch schon meinen Bruder gestillt hatte. Baron Grimm lud uns alle zum Speisen ein, um Tante Sigy, die uns sehr liebte, eine Freude zu machen. Bei dieser Gelegenheit schenkte sie einem jeden von uns beiden ein silbernes Besteck. Ich habe das meinige bis auf den heutigen Tag bewahrt. Da wir damals erst drei und vier Jahre zählten, machten wir uns nicht viel aus diesem Geschenk, sondern es blieb uns als Haupteindruck nach Befriedigung der ersten Neugierde, mit der wir die geschmückte Tafel betrachteten, dass keine Suppe darauf zu sehen war, aber eine grosse Menge Austern; als wir nun bemerkten, dass diese verzehrt werden sollten, während unsere Teller leer blieben, waren wir dem Weinen nahe, aber rasch getröstet, als wir noch vor den andern mit der ersehnten Suppe versehen wurden. Vor Ende der Mahlzeit durften wir den Tisch verlassen und erhielten erst

später manche Süssigkeiten, die man uns aufgehoben hatte, und gross war unsere Freude, als wir unser muntres Spiel mit dem gütigen alten Freunde wieder beginnen konnten.

Es schien ihm nicht zu gering, an unsern kindlichen Unterhaltungen Teil zu nehmen und sie mit freundlichen Einfällen zu würzen. So gab er zum Beispiel allen meinen Puppen Namen und liess mich für dieselben bisweilen in kleinen Küchengeräten eine Mahlzeit bereiten, an welcher er dann lobend und tadelnd teilnahm. Viele dergleichen Erinnerungen blieben mir aus meiner glücklichen Kindheit, die in so wohlwollender, fürsorglicher Umgebung durch nichts getrübt wurde, obgleich die damalige Zeit meinen Eltern, dem Baron Grimm und überhaupt den Bewohnern Frankreichs bald eine schreckensvolle werden sollte.

II. Kapitel.

Von Paris nach Gotha und Hamburg.

Die Revolution begann zu zerrütten und niederzureissen, was lange zuvor schon durch die verdorbensten Prinzipien, der natürlichen Folge des Mangels an Religion und Moral, untergraben worden war. — Alle Bande der menschlichen Gesellschaft sowie der Familie schienen gelöst — und so stürzte das Staatsgebäude im ganzen und im einzelnen zusammen. Ich schalte hier eine Notiz ein, die sich unter den Papieren meiner Mutter vorfand, über den grauenvollen Tod ihres ältesten Bruders, welcher im Jahre 1790 als eines der ersten Opfer der aufgestachelten Volkswut fiel:

„Le*) Vicomte Henri de Belsunce avait été placé comme Major en second au régiment de Bourbon en garnison à Caen en Normandie. Les scélérats, qui

*) Deutsche Übersetzung: „Der Vicomte Heinrich von Belsunce diente als Sekondmajor im Regimente „von Bourbon", das zu Caen in der Normandie garnisonierte. Die Schurken, welche den Plan hatten, die ganze Monarchie zu stürzen, gebrauchten zwei Mittel, beide sehr wirksam, weil man sie eben ruhig gewähren liess; das eine bestand darin, überall das Volk aufzuhetzen, das andere, das

avaient formé le projet de bouleverser la France, employaient deux moyens également efficaces, puisqu'on les laissait faire; l'un de soulever partout la populace, l'autre de séduire et de débaucher les corps militaires. Ils eurent besoin pour leurs vues criminelles, d'un soulèvement à Caen. Le régiment de Bourbon les gênait; ils voulurent le débaucher. Il n'y eut pas moyen, ce régiment fut inaccessible à la corruption. Les soldats affectionnaient beaucoup leur jeune Major

---

Militär zu verführen und fahnenflüchtig zu machen. Sie brauchten nun eben für ihr verbrecherisches Vorhaben eine allgemeine Erhebung zu Caen. Das Regiment Bourbon stand ihnen aber sehr im Wege; sie wollten es aufwiegeln. Doch umsonst, dieses Regiment war für jede Verführung unzugänglich. Die Soldaten hingen mit inniger Liebe an ihrem jungen Major, der es nicht verschmähte, sich in der Kaserne einzulogieren und treu Tag und Nacht bei ihnen ausharrte. Man glaubte also, sich sowohl dieses Regimentes, als auch insbesonders des Offiziers, der so viel Achtung und Liebe genoss, entledigen zu müssen. Man klagte ihn daher nach damaliger Sitte einfach an, gegen das Wohl des Volkes und der Republik conspiriert zu haben, und zwang, während man ihn zur Municipalität führte, den Kommandanten der Provinz, den man fast wie einen Gefangenen in der Citadelle hielt, einen Befehl zu unterschreiben, demzufolge das Regiment sofort die Stadt zu verlassen habe. Es wurde dem Vicomte von Belsunce nicht schwer, die gegen ihn gerichteten ebenso nichtigen, wie absurden Anklagen von sich abzuwälzen; aber statt ihn nun seinem Korps wiederzugeben, das sich ausserhalb der Stadt formiert hatte und ihn erwartete, führte man ihn in das Gefängnis unter dem Vorwande, ihn vor der Wut des Volkes schützen zu müssen, und in der Hoffnung, ihn in der Nacht in Sicherheit zu bringen. Aber nur zu bald unternahm wütendes Gesindel einen Sturm gegen sein Gefängnis. Das arme Opfer wurde herausgezerrt, erschossen, in Stücke zerrissen, und wut- und bluttrunkene Furien frassen von seinem Fleische."

en second, qui s'était logé avec eux aux casernes, et qui ne les quittait ni jour ni nuit. On sentit qu'il fallait se défaire et du régiment et de l'officier, qui avait tant de crédit sur lui. Celui-ci fut donc accusé, suivant l'usage alors à la mode, de conspirer contre le salut du peuple, et tandis qu'on l'avait conduit à la municipalité, pour s'y justifier, le commandant de la province, qu'on tenait à peu près prisonnier dans la citadelle, fut forcé de signer un ordre qui enjoignait au régiment à quitter immédiatement la ville. Il ne fut pas difficile au Vicomte de Belsunce de détruire les accusations aussi vagues qu'absurdes qu'on lui reprochait; mais au lieu de le rendre à son corps, qui s'était formé hors de la ville pour l'attendre, on le conduisit en prison, sous prétexte de le préserver de l'effervescence du peuple, à laquelle on espérait de le soustraire pendant la nuit. Bientôt cette prison se trouva forcée par une populace furieuse. La victime en fut arrachée, tuée à coups de fusils, déchirée en lambeaux et mangée en parties par des furies ivres de sang et de carnage.“ —

Ein alter Diener erzählte mir später, dass der zweite Bruder meiner Mutter, der Chevalier de Belsunce, der sich zur Zeit dieses Ereignisses eben bei meinen Eltern befand, als er die Nachricht davon erhielt, wie wahnsinnig wurde. Er durchrannte mit entblösstem Säbel das Schloss und gebärdete sich ganz rasend aus Rachedurst. Mit grösster Mühe vermochte man ihn einigermassen zu beruhigen; dies gelang erst, als man ihm beibringen konnte, dass man trachten müsse, meiner

Mutter, die eben der Geburt ihres dritten Kindes entgegensah, das Entsetzliche vorläufig zu verheimlichen. Er verliess aber Varennes alsobald.

Dieser mein jüngerer Onkel galt für einen inter-



Gräfin Emilie de Bueil.
(Die Mutter der Verfasserin).

essanten Mann, ich erinnere mich sehr wohl seiner edlen, schwermütigen Physiognomie, obgleich ich ihn wenig sah, denn die Revolution trennte uns bald, nachdem er, gegen alle Vernunft zwar, mitten in den unsichern Zeiten der Emigration die jüngste Schwester meines

Vaters geheiratet hatte. Später, als seine Frau ihr zweites Kind erwartete, musste er sie und sein anderthalbjähriges Töchterchen Dominica (nachmalige Frau von Neuchaise de Niart) verlassen, um sich mit



Graf Duroux de Bueil.
(Der Vater der Verfasserin).

den englischen Truppen, bei welchen er seines Unterhalts wegen Dienste genommen hatte, nach Amerika einzuschiffen, wo er ein Opfer des daselbst herrschenden gelben Fiebers ward.

Am 25. Juli 1790 wurde meinen Eltern unsere viel-

geliebte Adèle geboren — ich war damals drei und ein halbes Jahr alt und erinnere mich sehr lebhaft der Besuche, die ich meiner Mutter machen durfte, um sie und mein kleines Schwesterchen zu sehen; auch entsinne ich mich noch des Zuges der (leider schon) mit dreifarbigen Bändern geschmückten Bauern, welche kamen, um die Kleine unter Musikklängen abzuholen und zur Kirche, wo sie getauft werden sollte, zu geleiten. Vor und nach diesem Kirchgange wurde eine Salve von Flintenschüssen im Schlosshof abgefeuert. Ich freute mich über all dieses, während der Ernst und die Trübsal der Zeit schwer auf den Meinen lasteten.

Ende des Jahres 1791, als der revolutionäre Sturm immer mehr tobte und wütete, beschlossen die Eltern, für einige Zeit auszuwandern und sich mit uns Kindern in das angrenzende Flandern zu begeben. Um alles Aufsehen zu vermeiden, reisten sie aber zuerst allein dahin ab, und mein Vater kehrte bald nach Paris zurück, um uns abzuholen. Wir waren in unseren gewohnten Räumen, unter dem Schutz des Baron Grimm, der auch nicht lange mehr in Frankreich verweilte, geblieben.

Noch sind mir viele Einzelheiten dieses Tages, an welchem ich unbewusst auf so lange Zeit das Land meiner Väter und meiner Geburt verlassen sollte, in lebhafter Erinnerung. Es war ganz in nächtlicher Frühe eines Dezembertages, als mein Vater bei uns eintrat und sich erkundigte, ob alles zur Abfahrt bereit sei. Während unsere Bonne und ihr Gatte, der treue Diener Chaumont, die verschiedenen Koffer und

Päckchen ordneten, spielte Papa freundlich mit uns, eines nach dem andern auf den Schoss nehmend und schenkte uns bunte Assignaten, Banknoten, die fast ohne Wert waren. Als wir dann aber klingende Münze haben wollten, schlug er seine geschlossenen Hände auf das Knie, um den geldverkündenden Laut hervorzubringen, und wir waren gar verwundert, bei Eröffnung seiner Hände nichts zu finden; noch verschiedene andere Schwänke trieb er zu unserer Unterhaltung, während nur trübe Ahnungen sein Herz erfüllen mussten. Als der Tag zu grauen begann, wurden wir in den Wagen gebracht. Von der Fahrt des ersten Tages weiss ich mich noch zu erinnern, dass es mir schien, als ob die Bäume der Landstrasse neben dem Wagen vorbeiliefen, worüber ich mich nicht genug wundern konnte. In Tournay trafen wir mit unserer lieben Mutter zusammen, wir wohnten dort in einem kleinen engen Hause bei guten Leuten, die sich gern mit uns Kindern abgaben. Sie luden uns mit Madame Chaumont öfter zum Thee ein, der in dortiger Gegend viel getrunken wurde. Gärten, Blumen und deren Wohlgerüche muss ich als Kind sehr geliebt haben, denn ich habe noch einzelne Eindrücke davon behalten, die so lebendig sind, als gehörten sie der Gegenwart an und nicht einer längst vergangenen Zeit. Eben bei diesem Häuschen in Tournay befanden sich auf einer Terrasse mehrere Kirschbäume, und meine Freude, als sie im Frühjahr über und über mit Blüten bedeckt waren, ist mir noch gegenwärtig, so wie auch der Genuss,

den ich ein Jahr früher in Paris empfunden hatte, als ich mich aus Mamas Toilettenzimmer, welches einen Ausgang in den niedlichen Hausgarten hatte, wegstahl; die Sonne schien so warm und ich fand noch einige, wohl verwelkte, aber stark duftende Veilchen, die ich als ein teures Eigentum mitnahm. Späterhin waren es Pappelsprossen, die ich am Fuss der hohen Pappelbäume im Arenbergschen Garten in Brüssel pflückte.

Von unserem Aufenthalt in Tournay ist mir das Zusammensein mit meiner Freundin Amicie eine liebe Erinnerung geblieben, besonders seitdem ich sie in späteren Jahren näher kennen und schätzen gelernt. Sie war schon elf oder zwölf Jahre alt, und ich zählte deren nur fünf, doch waren sie und ihre Mutter schon damals so freundlich mit mir, dass ich immer lieber mit ihnen, als mit den vielen anderen Gespielen meines Alters verkehrte, die die Auswanderung aus Frankreich denselben Weg wie uns geführt hatte. Besonders erinnere ich mich, wie Frau von Maupoux, Amicies Mutter, uns durch Verstecken bunter Oster eier, die wir in Haus und Hof suchen mussten, eine Festfreude bereitet hatte.

Bis Anfang des Frühlings blieben wir nur in Tournay. Die Kriege in Belgien und später am Rhein, welche die neuen französischen Republikaner mit den auswärtigen Mächten führten, leiteten unseren Auswanderungszug immer weiter, und die verschiedenen Stationen desselben waren: Brüssel, wo wir nur ein paar Monate blieben, dann Aachen und Düsseldorf.

Diese letztere Stadt mussten wir im Dezember 1792 schleunigst verlassen, um nach Gotha über Hessen-Cassel zu entkommen und so den Truppen auszuweichen, die schneller, als man es vermutete, vordrangen. Die Lebensweise in Brüssel, Aachen und Düsseldorf war für mich so ziemlich dieselbe; nur erinnere ich mich, dass ich in Aachen, wo wir uns länger aufhielten, meine ersten Schreibstunden von einem gewissen Mr. Lacroix erhielt, die mir nicht besonders gefielen, weil ich noch keine Buchstaben machen durfte, nur verschiedenartige Striche, und man meiner geraden Haltung die grösste Aufmerksamkeit schenkte. Lesen konnte ich schon geläufig, ich hatte es noch in Paris gelernt. Während unserer Wanderungen gab uns Mama fleissig Stunden, auch noch, als ich in Aachen ernstlich am Keuchhusten erkrankt war. In Brüssel schon verliess uns der Vater, um zu dem Condéschen Armeekorps am Rhein zu stossen, bei welchem sich die Brüder des unglücklichen Königs Ludwig XVI. befanden. Als dieses Korps sich später auflöste, wurde er Adjutant des Prinzen von Nassau, welcher russischer General war und ihm diese Stelle antrug. Auf diese Weise erhielt er die Erlaubnis die russische Uniform zu tragen. Da meine Mutter noch sehr jung, wir in so zartem Alter und die Umstände so verschieden waren von dem, was sie gewohnt, wäre es eine allzu schwere Aufgabe für sie gewesen, ohne alle Stütze in fremden Landen reisen und verbleiben zu müssen. Darum hatte mein Vater einen emigrierten

französischen Priester aus dem südlichen Frankreich, Abbé Gaudon, zu unserm Schutz und unserer Begleitung bestimmt. Dieser erhielt hernach einen Ruf als Erzieher in das Haus des Fürsten Alexis Galitzin nach St. Petersburg. Die liebenswürdige und tugendhafte Fürstin Galitzin wurde, so viel ich weiss, katholisch, zugleich mit ihren Töchtern, deren eine im Kloster des Sacré Coeur in Metz den Schleier nahm. Späterhin wurde Abbé Gaudon „Précepteur des pages de Napoléon,“ und ich sah ihn noch im Jahr 1827 in Paris als greisen Canonicus der Kirche St. Geneviève.

Baron von Grimm hatte bald nach uns Paris verlassen und sich zur Kur nach Karlsbad begeben, dann wohnte er der Krönung des Kaisers Franz II. in Frankfurt am Main bei, musste überhaupt viel umher reisen und traf in Aachen wieder mit uns zusammen.

Die Lokalitäten unserer verschiedenen Wohnungen auf dieser Wanderung sind mir in lebendigem Andenken geblieben, besonders die in Aachen bei einem Buchhändler, Namens Barchon, in dessen Hause im Erdgeschoss auch meine Tante Duroux, nachmalige Tante Belsunce, wohnte. So liebenswürdig und anmutig ihr geselliger Umgang auch sein mochte, wie ich es später hörte, liebten wir Kinder sie nicht sehr, weil sie auf eine weit strengere Art mit uns verfuhr, als wir es gewohnt waren. Wir wohnten im ersten Stock, und wie in einem magischen Spiegel sehe ich noch den grossen Salon meiner Mutter, in dem wir nach den Lehrstunden unser Wesen trieben, vor mir. Oft

flossen dort die Thränen meines Bruders, wenn man ihm nicht gestattete, unsere Spielwerke zu zerlegen, um sie von innen untersuchen zu können. Ich erinnere mich auch, einmal in Mitte dieses Salons mich auf einen Fussschemel gesetzt zu haben, um mir mit lauter Stimme recht pathetisch einen Vortrag aus einem Buche zu halten, welches ich nicht fähig war zu verstehen: der Genuss bestand darin, mich meiner Fertigkeit im Lesen zu erfreuen. Es ist auch meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben, dass ich eines Tages die Mutter zur heissen Quelle nach Burtscheid bei Aachen begleiten durfte. Diese ist in einem Gebäude von Quadersteinen eingefasst und schien mir wie ein kleiner, rechteckiger Teich, aus welchem sich ein starker Schwefeldampf erhob. Ich wohnte auch einer Prozession bei, in welcher man das puppenartige Bildnis des Kaisers Karl des Grossen, mit gelbem Damaste bekleidet und mit unzähligen Locken frisiert, die unter seiner Krone herabfielen, durch die Strassen seiner ehemaligen Residenz trug. Auch der schöne Garten des Prämonstratenser-Klosters, in dem wir oft spazieren gingen und manchmal einigen Mönchen begegneten, ist mir noch sehr erinnerlich. Von französischen Familien, die sich in Aachen aufhielten, weiss ich noch einige zu nennen: die Gräfin von Chambord, deren Tochter Caroline meine treueste Gefährtin war, mit ihrer Cousine Frau von Pressac, dann der Marquis de Valori mit seinen beiden Töchtern, Helene und Cölestine, die ich später ver-

heiratet in Frankreich wiedersah. Ferner waren die zahlreichen Familien Esterházy und Nicolaï dort und eine Russin, Frau von Tscherbinin, die mich besonders in ihr Herz geschlossen hatte und mir manche Geschenke machte. —

War es Leichtsinn oder Täuschung, dass der ganze emigrierte französische Adel, trotz der notwendigerweise wachsenden Bekümmernis hinsichtlich seines Vaterlandes, dennoch in Brüssel und in Aachen sein heiteres geselliges Leben weiterführte, wie vordem auf seinen Besitzungen und in einheimischen Badeorten? Ich glaube wohl nicht, dass getanzt wurde, aber Musik, unterhaltende Spiele und Landpartieen waren an der Tagesordnung. Wir Kinder bildeten einen zahlreichen Kreis, versammelten uns meistens mit unseren Begleiterinnen in Gärten oder an schönen ländlichen Punkten und führten selbstverständlich ein recht munteres Leben. Bisweilen wurden uns auch grosse „goûters" gegeben, wobei es natürlich sehr heiter zuging. Meine Mutter, von Natur ernst, nahm nicht viel an den Vergnügungen teil, doch betrieb sie mit Eifer ihre musikalischen Studien und Übungen und bewegte sich gern in kleineren Freundeskreisen.

Thränen, sowohl über den Königsmord, als auch über alle Folgen, die daraus entstanden, flossen aber gar bald nach dieser täuschenden Ruhezeit. Bei der Nachricht des Todes Ludwig XVI. erinnere ich mich, meine liebe Mutter weinend, blass und in tiefer Trauer gesehen zu haben, worüber ich Auskunft verlangte und erhielt.

Von den Reisen, die wir bei dieser Wanderung von Paris nach Gotha machten, ist mir hauptsächlich die beschwerliche winterliche Fahrt von Düsseldorf nach Gotha in manchen Einzelheiten erinnerlich. Zur Vorkehrung dazu, wurde sowohl Mama, als wir Kinder mit mantelartigen Oberröcken von dunkelgrauem Wollstoffe versehen, die uns gar nicht gefielen, denn bis dahin waren unsere Umhüllen aus Seide mit Pelz gewesen.

Wir fuhren mit Extrapost in der grossen Berline meiner Mutter: so nannte man in Frankreich die bequemen viersitzigen Reisewagen, in welchen man alles mit sich führte, was man selbst für eine längere Reise benötigte. Die Sitze, auch der des Kutschbockes, enthielten kleine Truhen, welche zum Einpacken der schweren Gegenstände dienten, rückwärts waren Koffer bis zum Dache des Wagens, manchmal noch dasselbe überragend, aufgetürmt und mit Schrauben befestigt. Auf dem Kutschdache selbst lagen die grossen, flachen Behälter, Vache genannt, für Kleider oder sonstiges leichteres Gepäck. Die Posteinrichtungen waren damals sowohl in Hinsicht der Strassen, als auch des Personales über alle Begriffe schlecht, besonders in Westphalen, und man hatte es nicht nur mit den für so schwere Wagen, hauptsächlich im Winter, fast unpassierbaren Wegen zu thun, sondern auch oft unter dem groben Benehmen betrunkener Postillons zu leiden.

Da sowohl Abbé Gaudon, als auch unser Bedienter der deutschen Sprache ganz unkundig waren, hatte uns Baron Grimm den russischen Offizier Facius, einen

Liefländer, zur Begleitung mitgegeben. Die Kaiserin Katharina hatte denselben als Kurier an den Baron geschickt, um in so stürmischer Zeit wichtige Mitteilungen nicht der Post anzuvertrauen, und nun war er auf der Rückkehr nach Russland und hatte denselben Weg zu nehmen, wie wir. Dieser Mann war leider sehr heftiger Natur und, wenn die Postillons seinen Ermahnungen nicht folgen wollten, gleich bereit, sie mit dem Stocke zurechtzuweisen, was dann peinliche Szenen herbeiführte, die uns sehr erschreckten. Einmal spannten die Postillons die Pferde aus und wollten uns mitten im Schnee, fern von menschlicher Hilfe, im Stiche lassen; erst als Facius seine russische Uniform zeigte, die bis dahin durch einen grossen Reisepelz bedeckt war, gaben sie seinen Drohungen nach und liessen sich zum Wiederanspannen bewegen. Eines Tages hinderten uns ein überaus dichter Nebel und die dadurch entstandene Finsternis, unsere Reise fortzusetzen. Wir mussten in einem Dorfe übernachten, wo sich für unsere zahlreiche Gesellschaft keine Betten vorfanden, so dass wir die Nacht auf einem Strohlager zubringen mussten, was uns Kinder nicht hinderte, gut zu schlafen. Das Frühstück hingegen, das aus schlechter Milch bestand, wollte uns gar nicht zusagen, da jedoch nichts anderes zu haben war, mussten wir unsere Abneigung dagegen überwinden. Am folgenden Tage trafen wir aber in einem vortrefflichen Gasthause auf dem Wilhelmsplatz in Cassel ein desto besseres Nachtquartier; es war noch nicht spät Abends, als wir dort

ankamen, und wir freuten uns der geräumigen, hellen Zimmer und des Ausblicks auf den reichlich beleuchteten Wilhelmsplatz, den der Schnee noch lichter erscheinen machte. Ich blieb lange am Fenster, um diesen Anblick zu geniessen, und es ist mir, als sähe ich ihn noch vor mir. Baron Grimm langte am selben Abend, bald nach uns, in Cassel an. Am nächsten Tage wurde die Reise nach Gotha fortgesetzt und wir erreichten unser Ziel ohne Hindernis und Zwischenfall.

Der damals auf die würdigste und musterhafteste Weise regierende Herzog Ernst II. war von früher Jugendzeit an des Barons treuester Freund geblieben und konnte es hauptsächlich nie vergessen, dass ihm dieser einst in Angelegenheit einer Heirat, zu welcher ihn seine Mutter zwingen wollte, als Schutz und versöhnlicher Ratgeber zur Seite gestanden. In den letzten Jahren vor der Revolution vertrat Baron Grimm ihn und mehrere andere sächsische Höfe als residierender Minister in Paris.

Freude war es diesem edlen Fürsten mit dem gefühlvollen Herzen, seinem alten Freunde Zuflucht in seinem Lande zu gewähren,*) jetzt, wo derselbe infolge seltsamer Verhältnisse, gleich einem eingeborenen Franzosen, ausgeplündert und ausgestossen, das dortige Land hatte verlassen müssen.

Das Haus, welches der Baron für sich und uns hatte mieten lassen und das auf dem Platze der Hauptwache lag, hatte der Herzog mit Möbeln aus seinem

*) Vergleiche den Brief des Herzogs von Sachsen-Gotha an Baron von Grimm im I. Anhange. Der Herausgeber.

Schlossmagazine versehen und auch Porzellan, Glas und Küchengeräte herbeischaffen lassen, so dass sich unsere Karawane alsbald ganz heimisch daselbst fühlte, wenngleich das Gebäude nicht hübsch war und nur auf der Strassenseite lichte Zimmer hatte. Noch weiss ich, wie aufmerksam wir Kinder von den Fenstern aus dem Treiben der Soldaten auf der Hauptwache zusahen und, wenn es zwölf Uhr schlug, den hölzernen Mann am grossen Rathause betrachteten, der nun plötzlich mit dem Kopfe zu nicken und seinen grossen Mund aufzusperren begann, oder wie wir uns an den vielen Wasserstrahlen des achteckigen Brunnens auf dem Platze erfreuten.

Es dauerte gar nicht lange, so waren wir in Gotha mit vielen Familien befreundet. Das ehrwürdige Minister von Frankenbergsche Ehepaar verdient wohl zuerst genannt zu werden, sowie auch dessen treuester Hausfreund, Prinz August, der Bruder des Herzogs. Im Hause, das an jenes von uns bewohnte anstiess, lebte noch bis zu meinem vierzehnten Jahre (zu welcher Zeit wir nach dreijähriger Abwesenheit wieder unsern Aufenthalt in Gotha nahmen) die verwitwete Generalin von Nepita, die Schwester des Oberhofmeisters von Buchwald, eine allgemein verehrte, wohlthätige alte Dame, die uns Kinder überaus liebte und uns oft zu sich kommen liess. Sie erzählte uns manch' kleine Geschichte, zeigte uns Bilder, auch war es uns erlaubt, in aller Freiheit auf Kinderart uns in allen Zimmern zu bewegen, sowie mit ihren Vögeln oder dem Hündchen zu spielen.

Auf dem Platze der Hauptwache, wo wir wohnten,

befanden sich auch die Häuser der beiden Schwestern Reichard und Ettinger. Erstere sprach gut französisch und wurde daher mehr als ihre Schwester mit meiner Mutter bekannt, ich aber mehr mit den Töchtern der Letzteren befreundet, die ziemlich in meinem Alter waren und im folgenden Jahr zugleich mit mir das Institut des Fräulein Burkhard besuchten, wo ungefähr zwanzig bis dreissig junge Mädchen verschiedenen Alters Unterricht erhielten. Ich war damals sechs Jahre alt und kam mit Lotte Reichard, die erst fünf zählte, in die unterste Klasse, wo ich in einigen Wochen ganz geläufig Deutsch reden lernte, was mir grosse Freude machte und mich auch in den Stand setzte, der kleine Dolmetsch meiner Mutter und meiner Bonne zu werden. Letztere, die wir sehr liebten, führte Lotte und mich des Morgens zu Fräulein Burkhard, deren Wohnung auf dem sogenannten Neuen Markt, der Erfurter Strasse zu, lag, unweit der von Linden umgebenen Kirche. Zu Mittag wurden wir von dort wieder abgeholt und zu den Nachmittagsstunden abermals hingeführt. Den Religionsunterricht erhielt ich von meiner Mutter und dem Abbé Gaudon; im Institut wurde er protestantisch erteilt. In der kleinen katholischen Kapelle von Gotha lasen ausser Abbé Gaudon noch einige emigrierte französische Geistliche die Messe und versahen den Gottesdienst und die Seelsorge.

Von 1793 bis im Sommer 1797 blieben wir ununterbrochen in Gotha und während ich und später auch meine liebe kleine Schwester Adèle das Institut

des Fräuleins Burkhard, der späteren Frau Stieler, fleissig besuchten, wurde unser Bruder Henri nach Schnepfenthal zu Herrn Salzmann, der eine gewisse Berühmtheit in seinem Fach genoss, in Erziehung gegeben. Dies erste Stadium seiner Ausbildung, in welchem gymnastische Übungen die Hauptrolle spielten, so wie dann das viele Umherreisen mit den Eltern, die sich dabei nicht hinreichend mit seinem Unterricht befassen konnten, wirkte nicht günstig auf seine Lernlust, so dass er manches nachzuholen hatte, als er seine eigentlichen Studien beginnen sollte.

Hauptsächlich durch die Erziehung im Burkhardschen Institute wurden wir Kinder, und dadurch auch die Eltern, nicht nur mit dem sehr geselligen Adel, sondern auch mit dem höhern Bürgerstande, der sehr gebildet war und in grösstem Wohlstand lebte, recht innig bekannt. Dieser sehr ausgebreitete Kreis von Freunden und wohlwollenden Bekannten trug viel bei zur Verschönerung meiner Kinderzeit, und es schien mir ganz selbstverständlich, dass man mir Zuneigung und rege Teilnahme bewies, so wie auch ich mit aufrichtiger Liebe und Anhänglichkeit meiner Umgebung zugethan war.

In Dankbarkeit für alle erwiesene Freundschaft nenne ich die Familie von Schlotheim, die Generalin von Bernsdorf und deren Tochter, Frau von Rotberg, geborene von Haake, die schon genannten Familien, Reichard und Ettinger, und zwei Fräulein Seidler, Schwestern der beiden Frauen; die jüngere davon, Dorette genannt, heiratete später ihren ver-

witweten Schwager, den Geheimen Hofrat Jacobs, der als Philologe bekannt ist. Bei meinem zweiten Aufenthalt in Gotha lernte ich in demselben einen vortrefflichen Freund kennen; die Familie Stieler mit den drei Schwestern Cäcilie, Julie und Pauline erwies uns gleichfalls viel Freundschaft, auch schloss ich mich an die in meinem Alter stehenden Töchter des Generalsuperintendenten Löffler an, die sehr liebe und angenehme Mädchen waren. Im ganzen verfloss mir die Zeit ziemlich gleichmässig; besondere Freude brachte uns natürlich das Weihnachtsfest. An meinem Geburtstage, dem dreizehnten Januar, pflegte meine Mutter stets einen grossen Kinderball zu geben, bei welcher Gelegenheit ausser den bekannten Familien auch die beiden Prinzen, die Söhne des Herzogs Ernst, sowie dessen Bruder, Prinz August, erschienen. Die Fülle der Geschenke, die ich von so vielen an diesem Tag erhielt, sowie die glänzende Zusammenkunft beim Ball, machten mir grosse Freude.

Im Sommer erhielten wir häufig Einladungen in die vielen hübschen Gärten unserer Bekannten, oder es wurden grössere Spaziergänge und Landpartieen gemacht nach dem Siebleberhölzchen oder einem andern hübschen Ausflugsort und dort mitgebrachte Vorräte verzehrt. Noch eine Erinnerung aus der damaligen Zeit ist, dass ich zweimal, wegen meiner grossen Jugend freilich nur in kleinen Rollen, bei Theatervorstellungen mitwirkte, welche Abbé Gaudon im Burkhardschen Institute leitete, wo er den Unterricht in der französischen Sprache übernommen hatte.

Als Tag der Aufführung wurde das Geburtsfest des Erbprinzen, späteren Herzogs August, gewählt, wohl eine kleine Huldigung für das regierende Haus, welches das Institut begünstigte. Gespielt wurde im grossen Saal des Gasthofes „Zum Mohren“, wo eine hübsche Bühne gerichtet worden war. Es wurden zwei Stücke gegeben: „L' aveugle de Spa“ von Madame de Genlis, und „Les petites couturières“ von Berquin. Ich hatte einen kleinen poetischen Prolog, Couplet oder Madrigal, von Abbé Gaudon verfasst, zu deklamieren und meine sechsjährige Schwester vier Zeilen, die sie sehr drollig hersagte. Die zweite Vorstellung fand im Vorsaal des Institutes statt. Apollo, die Musen und Nymphen, deren eine ich vorzustellen hatte, kamen darin vor. Ich erinnere mich, bei dieser Gelegenheit die erste Regung von Selbstgefälligkeit verspürt zu haben, verursacht durch meine gelockten Haare und die den Teint verschönende Schminke.

Ein höchst erfreuliches Ereignis für unsern Familienkreis war die Ankunft der lieben Antoinette Marchais. Diese erste Freundin meiner Kinderjahre, die in Paris, wo sich meine Eltern früher nur zeitweilig aufhielten, das Haus treu hütete, und welcher alle wichtigen Papiere und Wertsachen von ihnen, sowie von Baron Grimm, anvertraut blieben, hatte auch während der Stürme der Revolution dort ausgeharrt. Sie verliess ihren Posten nicht, selbst zur Zeit der höchsten Gefahr, wo es ihr sicher niemand würde verargt haben, wenn sie sich zu ihrer Mutter geflüchtet

hätte. Während die Wogen des Aufruhrs ihren Höhepunkt erreichten, war sie allein in unserer Wohnung, die zwei Stockwerke in sich fasste, geblieben, um womöglich das anvertraute Gut zu schützen. Durch den Umsturz aller Gesetzlichkeit wurde auch des Barons Eigentum, obgleich er Ausländer und als bevollmächtigter Minister der sächsischen Herzoge mit einem diplomatischen Charakter bekleidet war, nicht mehr geschont, als das meiner Eltern, die als emigrierte Edelleute für geächtet galten. So kam eines Tages ein Haufen Nationalgardisten als Kommission der Munizipalität, um alle Mobilien, Papiere und anderen Habseligkeiten in genannter Wohnung an der Chaussée d'Antin zu inventarisieren. Fräulein Marchais wurde aufgefordert, nicht nur die Zimmer, sondern auch alle Schränke und Schreibtische zu öffnen. Sie musste sich darein fügen und bewies bei dieser Gelegenheit, trotz aller Herzensangst, eine seltene Entschlossenheit und Geistesgegenwart. Indem sie einen etwas hohen Wäscheschrank öffnete, bemerkte sie, dass sie vergessen hatte, von den zusammengebundenen Schlüsseln einen zu entfernen, an welchem ein Pergamentzeichen hing, auf dem die Worte standen: „Zur Chatouille gehörig, welche beim Baron von B l o m e ist.“ Diese enthielt Werteffecte des Herrn von Grimm, welche er dem dänischen Gesandten zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Um sie vor den Späherblicken zu retten, stellte sie sich, als hätte sich ein Bindfaden verwickelt, und löste den Knoten mit den Zähnen, dabei das Perga-

mentblättchen verschluckend. — Mehr als einmal geschah es auch, dass bei den nächtlichen Hausdurchsuchungen, die häufig vorgenommen wurden, Revolutionsmänner mit Flintenkolben an ihre Thüre pochten und ihr geboten zu öffnen, sie konnte sich dann nur noch die nötige Zeit erbitten, um sich schnell anzukleiden. Dann kamen diese Männer fluchend in ihr Zimmer, durchsuchten es, ob nicht etwa einer der Geächteten darin zu ertappen wäre und rissen ihr Bett auseinander, durchstachen sogar Matratze und Strohsack und zogen eben so fluchend ihres Weges, wie sie gekommen waren, während die Ärmste, zitternd vor Angst, ihre Nachtruhe eingebüsst hatte. So musste sie täglich unter ihren Fenstern die Liste derjenigen verlesen hören, die zum Tode auf der Guillotine bestimmt waren, und Bekannte erzählten ihr Szenen, die sich bei diesen schaudervollen Enthauptungen abspielten. Unter anderem hatte einer ihrer Freunde Charlotte Corday, die exaltierte Mörderin des furchtbaren Marat, enthaupten und ihren Kopf herabrollen sehen, dessen Zähne sich krampfhaft in einen streifenden Mantel verbissen. Antoinettens Gesundheit litt sehr unter allen diesen Greuelthaten, deren Zahl und Abscheulichkeiten nicht anzuführen sind, und sie wunderte sich oft selbst darüber, nicht ganz zu Grunde gegangen zu sein. So schwer es auch nach diesen Schreckenstagen noch war, Pässe nach dem Auslande zu bekommen, wurden im Jahr 1794 dennoch ihre vielen Bemühungen darum endlich mit Erfolg gekrönt, nachdem sie ärzt-

liche Zeugnisse vorweisen konnte, woraus die Notwendigkeit des Gebrauches der Karlsbader Heilquellen für sie erwiesen wurde. Sie besuchte auch diesen Badeort ein Jahr nach ihrer Rückkehr zu uns.

Überglücklich, nach allen überstandenen Gefahren die liebe, treue Seele wieder in unserer Nähe zu haben, brachten wir Kinder alle die freien Stunden bei ihr zu. Sie wusste so gut zu erzählen, und auch die Freiheit, mit der wir uns in ihrem geräumigen Zimmer, das sie im Erdgeschosse bewohnte, bewegen durften, schien uns überaus wohlthuend. Obgleich es ihr, die inmitten der Encyclopädisten aufgewachsen, und von deren Atmosphäre leider auch angesteckt worden war, an Glauben gebrach, hatte sie eine sehr edle, wahrheitsliebende Seele, anhänglich und pflichttreu, wie sie es meiner Familie zur Genüge bewies, liebevoll bis zur Selbstaufopferung und allem Niederen fremd. Voll Dankbarkeit gestehe ich es ein, dass sie manches Gute in mir geweckt und genährt. Mit Wehmut erfüllt es mich, dass dieses so ausgezeichnete Wesen bis zuletzt des Glaubenselementes entbehrte, welcher Mangel, Gott sei es geklagt, in der letzten Zeit ihres Lebens ihrer Persönlichkeit einen betrübenden Stempel aufdrückte, so gut und freundlich sie auch gegen uns blieb. Antoinette Marchais' geräumiges Zimmer, welches ich eben erwähnte, giebt mir Gelegenheit, unseres Wohnungswechsels zu gedenken, den wir zur Zeit ihrer Ankunft in Gotha vorgenommen hatten. Er war sehr vorteil-

haft, wenn auch das Palais, welches früher Prinz August, der Bruder des Herzogs Ernst II., bewohnte und das jetzt eine Fabrik geworden ist, zwischen zwei engen Gassen eingezwängt dasteht. Ein sehr grosser, schöner Hof, von den Flügeln des Palais, Nebengebäuden und Stallungen umschlossen, liess das Unvorteilhafte der Lage einigermassen vergessen. Einer schöneren und bequemeren Wohnung, als wir in diesem Hause hatten, kann ich mich kaum erinnern. Die Zimmer, die der Baron inne hatte, waren mit schwerem Seidendamast bezogen. Den Salon meiner Mutter zierten wertvolle chinesische Tapeten; diesem schloss sich der Speisesaal und von der anderen Seite ein kleines Schreibzimmer und ein Schlafgemach an. In jenem Salon brachten wir alle vereint unsere Abende zu. In einer Ecke schrieb ich Aufsätze und Übersetzungen, zerbrach mir den Kopf über schweren Rechenexempeln oder hing meinen kindlichen Grübeleien nach, während am andern Ende des grossen Raumes meine Mutter entweder allein, oder mit Freunden, die sich dazu einfanden, musizierte und sang. Mein Denken und meine Beschäftigungen verwoben sich mit den Tönen, und unbewusst entwickelte sich dadurch in mir ein reger Sinn für Musik. Es drängten sich mir manchmal, wenn ich mich allein oder unbemerkt glaubte, wenigstens stückweise, italienische Arien und Recitative aus Brust und Kehle, wobei es mir nicht anders schien, als sänge ich sie wie meine Mutter. Oft wirkten zwar die Konversationen, die gegen Ende des Abends meine Eltern, der Baron und einige

Bekannte führten, die täglich unser Haus besuchten, wohl störend auf mich ein, aber ich übte mich dadurch auch, während ich Gesprächen lauschte, schreiben zu können, sowie während des Schreibens selbst zu konversieren, was mir oft gut zu statten kam. In unseren Salon kamen auch alle interessanten Fremden, die während der bewegten Zeit der neunziger Jahre durch Gotha zogen, und selbst dann, wenn sie sich nur wenige Stunden dort aufhielten. Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen und Polen, Fürsten, Edelleute, Krieger, Künstler, Handelsherrn der freien Reichsstädte u. s. w., sie alle wallfahrteten zum geistvollen, leutseligen und gastfreien Baron Grimm.

Ich lernte, wenngleich noch ein Kind, viele hervorragende Menschen kennen, denn der Baron zog mich, seinen Liebling, wo er nur konnte, in die Konversation, oder hiess mich in seiner Nähe bleiben, wo ich zuhören mochte, was von den Ereignissen der Zeit oder merkwürdigen Menschen, wie von Kaiserin Katharina, Suwarow, Fürst Kaunitz, Kaiser Josef und anderen erzählt wurde. Wenn auch auf diese Weise mancher Gewinn für meine Geistesbildung abfiel, so muss ich doch bekennen, dass mir dabei viel zu viel Lob zuteil wurde, was wohl meist dem Baron zu lieb geschah, der selbst, nicht bedenkend, welchen Schaden dies der Seele bringen kann, mich herausstrich, wo er nur konnte; vermutlich wollte er mich dadurch ermutigen, in meinen Studien mit Eifer fortzuschreiten. Sonderbar, dass es mir damit nicht ging, wie denen, die des

Guten zu viel geniessen. Des lieben väterlichen Freundes Lob schadete mir darum wenig, weil ich, die grosse Vorliebe, aus welcher es entsprang, erkennend, es nicht für ganz verdient hielt und daher bald anfing, mich zu schämen, wenn er es mir vor andern erteilte. Die Anerkennung jedoch, die mir von Fremden gezollt wurde, nährte meine Eigenliebe, das heisst, ich hatte Freude daran und empfand es wie eine angenehme Überraschung, die mir schmeichelte, und doch glaube ich nicht, dass ich mir viel auf meine Vorzüge einbildete, weil ich frühe schon mein Ideal so hoch gestellt hatte, dass auch nur der Gedanke, es erreichen zu können, mir ferne lag. Was mein Äusseres betrifft, so war dies ganz und gar nicht nach meinem Geschmack, denn ich konnte mir kein hübsches Gesicht ohne frische Farben denken, und diese mangelten mir.

In den Jahren 1793 bis 1797 kamen sehr häufig Kuriere der Kaiserin Katharina an den Baron Grimm, und manche von ihnen hielten sich längere Zeit in Gotha auf. Meistens waren es russische Edelleute, junge Offiziere aus den vornehmsten Familien wie: Fürst Gagarin, Wiemsemski und auch mehrere Liefländer, unter denen ein Baron von Nolken, ein Mann von hervorragender Geistesbildung, besondere Vorliebe für Astronomie hatte, die er in Gotha auf der Sternwarte mit dem damals berühmten Herrn von Jach studierte. Er kam öfters wieder und zählte bald zu unsern Hausfreunden. Er war es auch, der, als er gegen Ende November nach längerem Warten vom

krank gewesenen Baron abgefertigt worden, in Berlin die Nachricht des am 16. November eingetretenen Todes der Kaiserin Katharina II. erfuhr; mit dieser Trauerbotschaft kehrte er nach Gotha zurück, um seine Depeschen dem Absender wieder einzuhändigen. Der Moment seiner Rückkehr war sowohl für den armen Nolken selbst, der der Kaiserin sehr ergeben gewesen, als auch für Baron Grimm ein unaussprechlich schmerzlicher. Da ich eine der ersten Personen im Hause war, die Baron Nolken in seiner Bestürzung mit rotgeweintem Gesicht ankommen gesehen, ist mir sowohl sein Bild, als auch der Schrecken, den die von ihm überbrachte Nachricht in unserem Kreise hervorrief, in lebhafter Erinnerung geblieben.

Baron Grimm, welcher kaum von seiner schweren Krankheit, einem Schleimfieber, genesen, erlitt durch die Erschütterung*) einen lange andauernden Rückfall. — — Mochte auch die Kaiserin in religiöser und moralischer Hinsicht manch gerechtfertigter Tadel treffen, für den Baron war sie stets eine edle fürsorgende Freundin und Gönnerin und für meine Eltern, unter den so drückenden äussern Verhältnissen, welchedie Revolution für sie herbeigeführt hatte, eine Wohlthäterin, ja ihr Schutz und ihre Hoffnung für die Zukunft gewesen. Als die erste zermalmende Betrübnis Grimms etwas gemildert schien, erfuhr ich, dass die Kaiserin in ihren letzten Briefen dem Baron den Posten eines Minister-

*) Siehe den Brief Grimms an Julie von Bechtolsheim I. Buch, letztes Kapitel. Der Herausgeber.

residenten bei den freien und Hansestädten, deren Hauptsitz Hamburg ist, erteilt hatte, dass er aber in seiner Antwort sie ersuchte, ihn nicht dahin zu senden. Wegen seiner geschwächten Gesundheit und des zunehmenden Alters halber, fürchtete er nämlich, dass ihm das dortige Klima nicht zusagen würde. In seinem ersten Schreiben an Kaiser Paul waren nur Beileidsbezeigungen und Glückwünsche zu dessen Thronbesteigung am Platze und durfte er sich über diesen Punkt nicht äussern.

Nun geschah es, dass der Kaiser durch die hinterlassenen Verfügungen seiner Mutter von ihrem Vorhaben betreffs des Barons unterrichtet wurde, und da er ihm wohlgewogen war, so glaubte er nichts Freundlicheres für ihn thun zu können, als seine Ernennung für den Posten nach Hamburg zu bestätigen. Die Nachricht dieses Gunstbeweises gestaltete sich für den armen Baron sehr bedrückend; er konnte ja nicht anders, als mit Dankgefühl annehmen, was ihm in so mancher Hinsicht seine Pläne für die Zukunft zerstörte.

Zu dieser Zeit war mein Vater nach einem längeren Aufenthalte in England nach Gotha zurückgekehrt und hatte seinen liebsten Freund, Herrn von Comblat, mitgebracht. Dieser, ein angenehmer, munterer Gesellschafter und grosser Kinderfreund, nahm an allem, was sich in unserem Hause zutrug, den lebhaftesten Anteil. Er war längere Zeit in Hamburg gewesen und bot sich nun an, dort eine passende Wohnung und alle damit verbundenen Einrichtungen zu besorgen, was dankbarst angenommen wurde.

Uns, momentan Heimatlosen, galt es für selbstverständlich, dass wir unserem lieben alten Freunde nach Hamburg folgen würden; der Gedanke aber, Gotha, wo wir uns bereits heimisch fühlten, zu verlassen, stimmte uns alle traurig. Als im Frühjahr 1797 die Stunde der Trennung schlug, nahmen wir unter Thränen herzlichen Abschied, bei welchem Adèle und ich mit den zurückbleibenden Gespielinnen verabredeten, uns fleissig schreiben zu wollen, was eine Zeit lang auch geschah.

Baron Grimm war zwei Monate vor uns abgereist und hatte in seiner gewohnten Güte während dieser Zeit auch unsere häufigen Kinderbriefe freundlichst beantwortet, trotz der vielfachen Geschäfte, die der Antritt eines so bedeutenden Postens mit sich brachte. Die Sehnsucht, bald wieder mit ihm vereint zu werden, erleichterte uns wesentlich den Abschied von Gotha.

1797 reisten wir ab und zwar über Braunschweig, wo wir acht Tage bei Tante Belsunce verweilten. Sie war in tiefer Trauer über den Tod ihres Mannes, nahm uns freundlichst auf, beschenkte uns Schwestern mit sehr hübschen Gürteln und Ärmelbändern, die sie kunstvoll selbst gestickt hatte, und wir hatten grosse Freude über unsere zweijährige Cousine Nica und deren halbjährigen Bruder Henri. Letzterer, ein auffallend schönes Kind, war nach dem Tode seines Vaters geboren.

Bei schönem Wetter setzten wir unsere Reise fort. Nächst Zollenspieker wurde die Elbe übersetzt; der breite Strom machte auf uns Kinder einen grossen Eindruck.

Meine liebe, damals sieben Jahre alte Schwester konnte bis dahin den Buchstaben L noch nicht aussprechen, gab sich aber während der Überfahrt so viel Mühe l'Elbe zu sagen, dass es ihr, noch bevor wir das andere Ufer erreichten, gelang. In Zollenspieker hatten wir die Freude, mit Baron Grimm zusammenzutreffen, der uns bis dorthin entgegengekommen war.

Nachdem wir eine gute Strecke der Vierlande durchfahren hatten, näherten wir uns dem Reiseziele. Ich war sehr begierig die grosse Handelsstadt zu sehen, und der Eindruck, den sie auf mich machte, so wie die spätern Besuche des Hafens und der hübschen Umgebung sind mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Das unscheinbare Haus, welches wir bewohnten, dürfte nur in so ferne zu loben gewesen sein, als der Kraienkamp, woran es gelegen, keine enge Gasse war. Dieser läuft rings um den Gottesacker, welcher die grosse Michaeliskirche umgiebt. Vermutlich ist dies bereits alles anders geworden.

Damals bot sich uns fast täglich Gelegenheit dar, Begräbnissen zuzusehen, bei welchen entweder die Särge in die Erde versenkt, oder in dem unterirdischen Gewölbe der Michaeliskirche beigesetzt wurden. Um dieses schöne Gewölbe zu besichtigen, folgten wir manchesmal mit unserer Gouvernante einem Leichenzuge bis hinunter. Zu jener Zeit geschah es auch, dass ich zum erstenmale einen Turm besteigen durfte. Bei einer schon erreichten bedeutenden Höhe, führte eine Wendeltreppe zwischen Säulen um die grosse

Glocke herum; als mich mein Vater an der Hand da hinauf führte, schlug unerwartet diese Glocke die Stunde, und mir vergingen beinahe die Sinne; wenn er mich nicht gehalten, strenge gewarnt und ermutigt hätte, wäre es wohl übel für mich abgelaufen. Ein widerliches Schauspiel, welches wir von unsern Fenstern aus sehen konnten, bot sich uns dar, als der zu sehr angefüllte Friedhof wieder aufgegraben und aus den bereits verfaulten Särgen die Gebeine herausgenommen und haufenweise gesondert wurden. Anfangs zogen wir uns entsetzt zurück, wenn wir die Totengräber bei besagter Arbeit gewahrten, später wurde uns jedoch dieser Anblick gleichgiltiger, und zuletzt schauten wir ihnen sogar neugierig zu und machten unsere Bemerkungen darüber; so gewöhnt sich der Mensch und noch leichter als Kind an alles.

Niemand dachte je daran, eine ernste Betrachtung hierüber anzuregen; denn wenn auch bei unserer Erziehung die Entfaltung des sittlichen Gefühles stark berücksichtigt wurde, blieb leider das religiöse Element wie im Schlummer liegen. Meine gute Mutter hatte mich wohl den compendiösen und vollständigen Pariser Katechismus ganz auswendig lernen lassen, und Abbé Gaudon hatte ihn mir bestmöglichst ausgelegt, allein ich verstand dennoch wenig davon, und meine ersten Beichten wurden durchaus mechanisch mit Mühe und Bangigkeit, nur aus Gehorsam abgelegt. Von meiner ganzen Umgebung, den Abbé nicht ausgenommen, besass meine Mutter allein wahre Frömmigkeit, und sie suchte

gern die Gesellschaft jener auf, die Anhänger von Fénélon und Franz von Sales waren, wenn sich Gelegenheit dazu bot.

Bei der russischen Gesandtschaft, also bei Baron Grimm, befand sich als Legations-Sekretär ein Herr von Struve, der sich später als unser so sehr bewährter Freund erwies. Es gab sich wie von selbst, dass er bald, wie zu unserer Familie gehörig, betrachtet wurde. In kürzester Zeit nach unserer Ankunft in Hamburg wurden meine Eltern zugleich mit Baron Grimm bei allen Senatoren und den ersten Familien der grossen Hansestadt zu Diners, sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande, eingeladen. Zu den ländlichen Vergnügen wurden auch wir Kinder mitgenommen, was ganz gegen unsere jetzigen Erziehungsgrundsätze ist. Auch sonst durften wir meistens unsere Eltern begleiten, wenn sie Besuche oder Einkäufe machten.

Noch vor unserer Abreise von Gotha waren wir Schwestern darauf vorbereitet worden, dass wir nicht lange alle zusammen in Hamburg vereint bleiben würden, weil die Eltern mit Bruder Henri eine Reise nach Russland antreten sollten. Dies schien geraten, um dem Kaiser Paul näher zu treten und ihn an das Versprechen, welches seine Mutter durch Baron Grimm gegeben hatte: nämlich uns auf die Liste jener französischen Emigranten zu setzen, die durch Schenkungen von Ländereien in Polen oder Kurland unterstützt werden sollten, zu gemahnen. Ohne mächtige Fürsprecher jedoch, denen man sein Gesuch häufig

in Erinnerung bringen musste, konnte es jedoch nicht den gewünschten Erfolg haben.

Meine Mutter hatte in Paris eine Gräfin Schuwaloff und deren junge Töchter, welche sich, wie so manche andere russische Familien, länger dort aufhielten, kennen gelernt und war mit der älteren Tochter, die seither den Fürsten Michael Galitzin geheiratet hatte, in Korrespondenz geblieben. Diese schrieb ihr immer auf das Freundschaftlichste, und seit der Emigration lud sie sie wiederholt dringend ein, mit ihrer ganzen Familie zu ihr nach Petersburg zu ziehen, um dort dauernden Aufenthalt zu nehmen. Unter den obwaltenden Verhältnissen entschloss sich nun Mama, dieser Einladung mit ihrem Gatten und Henri auf unbestimmte Zeit Folge zu leisten; es wäre ihnen sonst in pekuniärer Hinsicht damals unmöglich gewesen, einen voraussichtlich mehrere Monate währenden Aufenthalt in der Hauptstadt des grössten Kaiserreiches zu nehmen.

Wenige Wochen später reisten wir nach Lübeck ab, wo man sich nach einem empfehlenswerten Kauffahrteischiff umsah, das bald nach Petersburg abgehen würde. Der russische Konsul, der sich darum bemühte, fand auch bald die „Frau Ottilia“, einen Segler, welcher sich eben zur Abfahrt rüstete. Da Baron Grimm auch in der Hansastadt Lübeck accreditiert war, fingen die Diners- und Landpartieeneinladungen auch hier von neuem an, denen wir von unserem Gasthause aus fleissig Folge leisteten. Unser Aufenthalt in Lübeck verlängerte sich in Erwartung des günstigen

Windes zur Segelfahrt auf vierzehn Tage, wonach wir, nämlich: der Baron, Herr von Struve, unsre gute Marchais und wir zwei Schwestern, die Abreisenden nach Travemünde begleiteten, wo sie sich am 19. Juli einschifften. Mit meinen Eltern und Henri reisten noch der Abbé Gaudon, die zwei treuen Diener Lajeunesse, eigentlich Barthélemy Bouchard und Chaumont, der Gatte meiner Bonne, und eine Schweizerin als Kammerjungfer. Meine Mutter hatte Frau Chaumont die Wahl gelassen, statt letzterer sie zu begleiten, um sich nicht von ihrem Manne trennen zu müssen; doch entschied sich die treue Seele, bei uns bleiben zu wollen, wofür wir ihr stets Dankbarkeit zollten. Kurz vor der Abreise hatten wir von Lübeck aus eine Partie nach Travemünde unternommen, um das Schiff mit genauer Aufmerksamkeit zu besehen.

Ich erinnere mich noch des überwältigenden Eindruckes, den mir der erste Anblick des Meeres machte und wie wir uns am Traveufer unterhielten, bunte Steine und Muscheln zu sammeln. Als wir jedoch das zweite Mal, am Vorabend der Abreise unsrer Lieben, wieder hinkamen, schien uns alles anders. Das Meer, auf dem sie sich entfernen sollten, stimmte nur wehmütig, und das Spiel im Ufersand, sowie selbst die in dieser Hafenstadt sehr geschätzten Seefische, Dorsche genannt, die uns sonst so mundeten, waren uns verleidet.

III. Kapitel.

Baron Grimm.

Um sowohl unsrer guten Mutter, der es so sehr nahe ging, und deren Gesundheit nicht stark war, als auch uns Kindern den Schmerz der letzten Umarmung zu ersparen, drang mein Vater darauf, dass wir nicht geweckt würden; so gab sie uns nur, während wir noch schliefen, ihren Segen, bevor sie mit den Übrigen das Haus verliess. Als wir erwachten und eilig Toilette machten, konnten wir nur noch die weissen Segel des sich rasch entfernenden Schiffes von Weitem sehen, und unter Thränen und Schluchzen den Unsern ungehörte Abschiedsgrüsse nachrufen! — An demselben Tag fuhren wir gar traurig nach Lübeck und von da nach kurzem Aufenthalte über Eutin nach Hamburg zurück.

Auf dieser Reise geschah es, dass der wahrscheinlich etwas angetrunkene Postillon in einem tiefen Sandweg, der sich bis Hamburg erstreckte, so schlecht fuhr, dass wir unser Nachtquartier (ich glaube Segeberg) nicht beizeiten erreichen konnten. In der Dunkelheit verfehlte er dann den richtigen Weg; Herr von Struve

bemerkte dies zuerst und liess halten. Wir befanden uns am Anfang einer Allee, die zu einem Schlosse führte. Herr von Struve stieg aus und ging dorthin, um zu erfahren, ob man uns Kinder und den Baron nicht für einige Nachtstunden beherbergen würde, um bis zum anbrechenden Tage ruhen zu können. Seine Bemühung war nicht umsonst, ein ehrwürdiges Ehepaar nahm uns sehr gastfreundlich auf, liess uns Betten bereiten und bewirtete uns des Morgens beim Frühstück so übermässig reichlich, dass man uns einschärfen musste, uns nicht zu viel, dem Appetit, den die lange Nachtfahrt verursachte, folgend, zu gute zu thun.

Unsere frühere Tageseinteilung musste nun manche Abänderung erfahren; es wurde als Lehrer ein sachkundiger, junger Mann, Namens Bärmann, ausgesucht, welcher uns Unterricht gab in Geschichte, Geographie, deutscher Sprache und Rechnen. Fräulein Marchais übte uns im Französischen und liess uns den Katechismus wiederholen, der gute Baron korrigierte unsre Aufsätze und die häufigen Briefe an die Eltern. Des Morgens nach dem Frühstück gingen wir zu ihm auf ungefähr eine Viertelstunde, während welcher er sich mit uns abgab; es war auch die Zeit, wo der französische Koch Bonvalet, mit dem Küchenzettel in der Hand, bei ihm eintrat. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, ob wir allein oder mit mehr oder weniger Gästen speisen würden. Wir zogen das Erstere vor, weil dann das Tischgespräch uns galt, doch waren kleine Diners leider sehr häufig, der Stellung des

Barons gemäss; grössere kamen nur vor bei Anwesenheit ausserordentlicher Fremden. — Nach diesem Morgenbesuch fingen unsre Lehrstunden an, wozu auch die Klavierlektion zu rechnen, die ich stets sehr uninteressant und gar nicht nach meinem Geschmacke fand. Gegen Mittag gingen wir aus, entweder in den Garten, oder, wenn es etwas zu besorgen gab, in die Stadt. Zum Diner um drei Uhr zogen wir uns sorgfältiger an. Nachmittags machten wir etwas Handarbeit und lasen mit Fräulein Marchais. Dann wurde meist ein grösserer Spaziergang unternommen, oder wir durften in unserem Winkel im Salon spielen, manchmal folgten wir einer Einladung zum Thee, jedoch nicht zu grössern Gesellschaften. So gingen wir häufig zu Prinzessin von Holstein-Beck, vermählter Fürstin Bariatinsky, zuweilen zu einer alten Generalin von Janus und zu Gräfin Buol, geborener Gräfin Lerchenfeld, der Gemahlin des österreichischen Botschafters. In dessen Hause war eine geräumige katholische Kapelle, wo wir mit vielen Andern an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beiwohnten; es gab damals noch nicht die jetzige katholische Pfarrkirche.

Alle diese genannten Damen waren sehr liebreich gegen uns Kinder, ebenso auch mit seltener Treue der gute Struve, der uns nicht nur in alle Gärten der Umgebung begleitete, wobei er, als guter Botaniker, uns auf alle schönen Pflanzen und Blumen aufmerksam machte, sondern uns auch auf unsren Spazierwanderungen half, ein Herbarium zu sammeln und es selbst

schön ordnete; unter seiner Anleitung legten wir auch eine Schmetterlings- und Vogeleiersammlung an. Durch einen Tanzmeister, den nicht mehr jungen französischen Emigranten Marquis de Faymoreau, der herzliche Freude an uns, seinen kleinen Landsleuten, hatte, lernten wir einige recht liebe Kinder verschiedener Banquiers und Handelsherren kennen, die er im Laufe des Winters, meist alle drei Wochen, zu sich zum Tanzen einlud. Diese kleinen Zusammenkünfte veranlassten gar bald andere, auch Kinderbälle, und sogar zu grössern Bällen im Hause des Kaufherrn Möller, dessen Kinder wir sehr liebten, wurden wir geladen; die jungen Mädchen meines Alters, mit denen ich am meisten in Berührung kam, waren Friederike Möller, Sofie Schröder, ihre Schwester und drei liebliche Engländerinnen, Thomson mit Namen. In Hamburg lebte auch ziemlich zurückgezogen ein entfernter Verwandter meiner Mutter, Herr von Geoffrion, mit seiner Tochter Emilie, welche uns häufiger besuchte, als alle andern. Von all diesen Kindheitsgefährtinnen hörten wir später gar nichts mehr, sie sind uns nur vorübergehende Erscheinungen gewesen.

Die Bälle, Tanzstunden und Gesellschaften hatten für uns eigentlich wenig Reiz, und wir fühlten uns ebenso zufrieden, allein zu Hause zu spielen, oder freuten uns über eine unterhaltende Geschichte von Antoinette Marchais, erzählt beim Lindenblütenthee, den wir abends bei ihr nahmen.

Den Namenstag dieser Letztern, welcher auf den 17. Januar fiel, wollten wir besonders fröhlich feiern und eilten deshalb zum Baron, ihm unseren gewohnten Morgengruss zu bringen und gleichzeitig mit ihm die Pläne für den Tag zu entwerfen. Statt dessen teilte er uns jedoch mit, dass er nach einem übermässigen Nasenbluten, welches ihn befallen, es nun wie eine Mauer vor dem linken Auge habe, also darauf erblindet sei. Wir erschraken ganz furchtbar und weinten vor Entsetzen und Mitgefühl bitterlich. Der herbeigeholte Arzt gab nicht viel Hoffnung, empfahl aber nebst grösster Schonung, auch die strenge Diät, die sein Patient ohnedies immer hielt, gewissenhaftest beizubehalten, damit das andere Auge nicht in Mitleidenschaft gezogen würde. Er meinte, unser lieber Augenkranker würde, wenn er sich lange Zeit hinsichtlich der Geschäfte als blind betrachten könnte, diesem grossen Unglück entgehen und möglicherweise das erhaltene Auge sich nach Jahr und Tag mehr und mehr stärken. Trotzdem konnte sich unser armer, lieber Freund nicht der Furcht entschlagen, auch sein Zweites plötzlich auf dieselbe Weise zu verlieren. Sich von den Geschäften zurückzuziehen, fiel ihm nicht schwer, denn bei seinen fünfundsiebzig Jahren waren sie ohnedies für seine Kräfte aufreibend. Er diktierte die nötigen Briefe an den Kaiser von Russland, an das Ministerium des Äussern und so weiter und trat in den erwünschten Ruhestand, aber es blieb ihm noch die Direktion der Wohlthätigkeits-Kasse des

Kaisers Paul und der Kaiserin Marie zu Gunsten des französischen ausgewanderten Adels über, worunter, an der Spitze der Pensionierten, der Name der ehrwürdigen Herzogin von Orléans, Mutter von Louis-Philippe, stand.*) Da dieser Wirkungskreis noch immer viel zu thun gab — er erlosch erst, als Napoleon den Emigranten volle Amnestie erteilte — begehrte Grimm, Herrn von Struve als Mitarbeiter behalten zu können, was ihm auch bereitwilligst gewährt wurde.

Die Nachricht von dem Verlust des Auges, welchen der Baron erlitten, betrübte meine Mutter tief und steigerte noch ihre nie besiegte Sehnsucht, bald wieder zu uns zu kommen. Der Aufenthalt in Petersburg fiel ihr sehr schwer, und das Geschäft, dessentwegen sie dorthin gereist, wollte nicht vorwärts schreiten. — Die Lage, in der sie sich, mit Gatten und Sohn, der eben zehn Jahre alt geworden, im Hause der Fürstin Michael Galitzin, befand, wurde ihr drückend, da sie bald bemerken musste, dass diese Frau, die sie wohl in frühester Jugend gekannt, seither weit vom guten Wege abgewichen, und sie daher nicht mehr mit ihr harmonieren konnte. Da die Fürstin sie ganz als Herzensfreundin aufgenommen und sich nie anders ihr gegenüber bewies, nahm sie sich ein Herz, ihr Zutrauen durch Offenheit zu erwidern, die aber keinen Anklang fand. Meine Mutter benützte daher die Ent-

*) Vergleiche die Briefe der Kaiserin Maria Feodorowna im I. Anhange, besonders den vierten Brief. Der Herausgeber.

schuldigung, die ihre leidende Gesundheit nur zu sehr rechtfertigte, viel für sich zu bleiben, wodurch sie die erwünschte Gelegenheit fand, sich desto emsiger mit dem Unterricht meines Bruders zu befassen, der sich übrigens ausserdem viel bei den Kindern der Fürstin aufhielt, die sehr gut erzogen wurden. Mein Vater, der seinen Geschäften nachging, verbrachte meist nur die Abende zu Hause, wo er mit einigen andern Herren die Spielpartie des Fürsten Galitzin mitmachte. Wegen ihrer geschäftlichen Angelegenheiten mussten meine Eltern mehrere Male am kaiserlichen Hofe erscheinen und auch andere Feste besuchen. Zu den hierzu nötigen Toiletten, gab die Fürstin meiner Mutter meist, was sie brauchte: für sie war es ein geringes Opfer, meiner Mutter wären aber unter ihren damaligen Verhältnissen diese Auslagen unerschwinglich gewesen; jedoch berührte es sie gar peinlich, dieses Zeichen der Freundschaft von ihr annehmen zu müssen. Von dem Glanz der üppigen dortigen Welt erzählte Mama vieles, sowohl in ihren Briefen, als später mündlich, und obgleich ihr Herz durchaus nicht an all den Unterhaltungen hing, erheiterte sie doch die Freude des geselligen Lebens.

Obwohl der Baron nach seinem Unglück zurückgezogener lebte, als zuvor, machte es in unserer Lebensweise keinen grossen Unterschied. Er liess uns mit Fräulein Marchais einige Kinderbälle besuchen, die er als Correpetitionen des Tanzunterrichtes betrachtete und erlaubte uns bisweilen, in das Theater zu gehen,

teils um uns damit Vergnügen zu bereiten, teils um, wie er meinte, den Geschmack für Musik und Kunst auszubilden und wählte sorgfältigst die entsprechenden Stücke. Ich weiss nicht zu bestimmen, inwiefern es uns nützlich oder schädlich war, dass wir viel von den Theater-Eindrücken und -Szenen nach Hause mitnahmen und in den Freistunden manches davon aufführten.

Gegen Ende des Winters erkrankte meine liebe, damals siebeneinhalb Jahr alte Schwester an einem hartnäckigen Entwicklungsfieber, das besonders ihre Nerven angriff und auf ihr Gemüt so sehr einwirkte, dass sie nicht mehr zu erkennen war. Das sonst so freundliche, liebevolle Wesen schien nun mit einem Male finster, in sich gekehrt und gerade gegen jene, die sie sonst am meisten liebte, mürrisch und unzugänglich. Wie sehr dies mein Herz betrübte, kann ich nicht sagen; mit dem Durchbruch von vier Stockzähnen ging im Frühjahr dieser drückende Zustand vorüber.

Um einen neuen Aufenthaltsort zu wählen, hatte unser lieber Pflegevater reiflich überdacht, welcher am geeignetsten für unsre Erziehung und zugleich für seine Gesundheit sein könnte. Von einer Seite lud ihn Herzog Ernst ein, wieder nach Gotha zurückzukehren, von einer andern und noch dringender der Baron von Féronce, sein alter, treuer Freund, und zwar nach Braunschweig, wo er Minister war. Auch der Herzog von Braunschweig suchte Grimm dazu

zu bewegen, denn er war dem Baron sehr zugethan und blieb ihm, so wie sein Onkel, der Grosse Friedrich, der ihm besonders nahe gestanden hatte, stets wohlwollend gesinnt. Der Herzog hatte sich in den Kriegszügen Friedrichs glänzenden Waffenruhm erworben und im Jahr 1806 die unglückliche Campagne geleitet. Er starb an den furchtbaren Wunden, die ihm in der Schlacht bei Jena beide Augen gekostet.

Der Einladung nach Braunschweig zu folgen, schien dem Baron unsrer Ausbildung wegen ratsamer, auch wusste er, dass sein Umgang den bereits alten und kränklichen Freund Féronce erfreuen und erheitern würde, und dass dortselbst mehrere geistreiche Männer, sowohl einheimische, wie fremde, anzutreffen wären. Da ihm aber geraten wurde, die mildere Jahreszeit zu seiner Übersiedlung abzuwarten und er nach seinem Rücktritte vom Amt nicht unnötiger Weise länger in Hamburg zu verweilen gedachte, wo ihm die Luft nicht zuträglich war, beschloss er, mit uns drei Wochen zu Altona in einem hübschen Landhause am Ufer der Elbe zu verleben. Dies gefiel uns ausnehmend wohl. Die Aussicht auf die Elbe und die Schiffswerfte, sowie der reizende Garten, in dem wir uns nach Gutdünken bewegen durften, schienen uns nach der beengenden Stadtwohnung vor dem Kirchhofe höchst erquicklich. Besonders lieblich dünkte mich der Blick auf den an dieser Stelle so breiten Strom, wenn im Mondlicht Fischerkähne oder andere Boote auf ihm dahinglitten.

Bald nachdem wir diesen Aufenthaltsort bezogen hatten, kam auch Fürstin Bariatinsky, geborene Prinzessin von Holstein-Beck, nach Altona, wo sie ausserhalb der Stadt eine schöne Villa besass mit herrlichen Parkanlagen und einem reizenden Gartenhaus, dicht an der Elbe, nur durch eine von hohen Bäumen beschattete Terrasse vom Flusse getrennt. Von dieser guten und edelgesinnten Frau hörte ich später durch meine nachmalige Tante Gräfin Keller vieles erzählen, was die Zuneigung, die ich in meiner Kindheit für sie empfand, nur noch steigerte, und sie mir noch umso lieber und werter machte. Die Fürstin nahm nämlich Tante Amélie, spätere Keller, weil sie mit ihrer Mutter, der Gräfin Wittgenstein eng befreundet war, nach deren Tode ganz bei sich auf, woselbst meine Tante mit Einwilligung ihres Vaters bis zu dessen Wiedervermählung verblieb. Dann wurde sie ihm, nicht ohne Widerstreben von Seite der Fürstin, zurückgegeben. Bald aber konnte es ihm nicht entgehen, dass seine zweite Gemahlin, eine Stockrussin, die kleine Amélie nicht gut behandle und nicht zu erziehen verstand, so gab er den wiederholten Bitten der Fürstin, sein liebes Kind wieder ganz bei sich behalten zu dürfen, nach, und das Band der Liebe zwischen dieser edlen Frau und Amélie Wittgenstein wurde nun aufs neue und umso inniger geknüpft. Durch Schönheit, Anmut und glückliche Anlagen, worunter die Hoheit ihrer seltenen Seele die hervorragendste, gewann letztere so sehr das Herz ihrer Pflegemutter, dass selbe, nach

ihren eigenen Worten zu schliessen, meine nachmalige Tante ihren leiblichen Kindern vorzog und keinen sehnlicheren Wunsch kannte, als Amélie dereinst als Schwiegertochter umarmen zu können. Diese hatte jedoch eine entschiedene Abneigung gegen den zwar schönen und sehr talentvollen, aber in hohem Grade gemütsrohen Fürsten Iwan. Die seltene Gabe des inneren Gefühls, das sie immer so sicher leitete, war schon damals hinreichend in ihrer schönen Seele entwickelt, um ihr deutlich zu zeigen, dass sie in dieser Ehe grenzenlos unglücklich werden würde. Nicht lange nachdem die Fürstin dem achtzehnjährigen Mädchen ihren Herzenswunsch, auf den sie schon häufig angespielt, deutlicher zu verstehen gegeben hatte, erkrankte sie gefährlich. Während der langen Dauer ihres leidenden Zustandes pflegte sie meine gute Tante mit grösster Sorge, Liebe und Aufopferung. Bei beginnender Genesung drückte ihr nun die gütige Patientin, wie sie es übrigens schon öfter gethan, ihre zärtliche Dankbarkeit für die bewiesene Liebe aus, nannte sie ihre teure Tochter und äusserte den Wunsch, ihr irgend eine Freude machen zu können. Da kniete Amélie vor ihrem Bette hin, küsste ihre Hand, die sie mit Thränen benetzte und sagte: „Wenn sie mir eine Freude machen wollen, so sei es dadurch, dass Sie mein Herz von der schweren Last befreien, die der Gedanke ihm auferlegt, die Lebensgefährtin Ihres Sohnes werden zu müssen. Wir lieben uns nicht, und ich habe das bestimmte Vorgefühl, durch diese Ver-

bindung unglücklich zu werden!“ So schwer es der Fürstin auch fiel, gewährte sie die gerechte Bitte dennoch, und fortan war nie mehr von diesem ihrem Lieblingsplane die Rede. Sonderbar, dass zweiundzwanzig Jahre später Tante Amélie mit ruhigem Herzen demselben Fürsten Iwan Bariatinsky ihre schöne, liebenswürdige Tochter Mimi (Wilhelmine) geben konnte. Jener war nämlich nach einer stürmischen Jugend während ein und einem halben Jahre der beglückende Ehemann einer tugendhaften Frau gewesen. Als Witwer dachte er nun kurz nach dem Tode seiner Mutter deren Wunsch hinsichtlich dieses jungen Mädchens zu erfüllen. Mimi wurde sehr glücklich in dieser Ehe, und öfter schrieb Bariatinsky seiner Schwiegermama liebenswürdige Briefe, worin er sich bisweilen unterzeichnete: „Le fléau de votre jeunesse et la consolation de vos vieux jours.“

Nach dieser Abschweifung muss ich auf unseren Aufenthalt in Altona zurückkommen, wo uns die gute, freundliche Fürstin ein für allemal abends zum Thee einlud, was jedoch nicht für täglich vom Baron angenommen wurde. An den andern Tagen machten wir meist grössere Spaziergänge, nach welchen wir früh zu Bette gingen, um des Morgens zeitig aufstehen zu können. Als die drei Wochen um waren, die für den Aufenthalt in Altona bestimmt gewesen, rüsteten wir uns zur Abreise nach Braunschweig. Herr von Struve, der bis dahin in Hamburg verweilt, und nur auf Stunden mehrere Male in der Woche, der



Le Baron de Grimm

Dessiné d'après nature par M. Carmontelle en 1769 — Lecerf sculp.

Geschäfte wegen, zum Baron gekommen war, gesellte sich nun zu uns.

Nachdem wir von der lieben, gütigen Fürstin Bariatinsky Abschied genommen, schifften wir uns zwischen Altona und Hamburg ein, um über Harburg nach Braunschweig zu reisen. Obwohl ich Wasserfahrten sehr liebte, schien diese mir sehr lang, und wir hatten noch überdies einen mehrstündigen Aufenthalt bei der grossen Schleuse, nahe von Harburg, woselbst wir daher erst gegen Abend anlangten.

Wir Kinder beobachteten mit grosser Aufmerksamkeit vom Fenster unsres Gasthofes aus, wie unsre Wagen und Gepäckstücke mittelst eines Krahnes aus dem Schiffe und an das Ufer gehoben wurden. Tags darauf erreichten wir glücklich unser Reiseziel und stiegen zuerst im „Blauen Engel" ab, von wo aus es Grimms erste Sorge war, mit Hilfe des Barons Féronce eine passende Wohnung zu finden.

In Braunschweig hielt sich damals unser Grossvater, Vicomte de Belsunce, auf, sowie unsre Tante mit ihren Kindern Carl und Nica, die später Henri und Minette genannt wurden. Wir wurden von ihnen sehr freundlich aufgenommen, später aber entstand eine Spannung zwischen dem Baron und meiner Tante, die, wie ich nachträglich erfuhr, schon auf früheren Ereignissen fusste; sie wurde noch dadurch genährt, dass sich meine Tante, als nächste weibliche Verwandte, gern in die Leitung unsrer Erziehung gemischt hätte, und der Baron seine Gründe

hatte, dies nicht zugeben zu wollen. Unser Verhältnis zu ihr gestaltete sich trotzdem noch ganz leidlich, ja, wir wurden sogar zwei Mal die Woche zu ihr geführt, um einige Stunden mit ihren Kindern zu spielen. Sie kam selten zu uns, und der Baron machte in Braunschweig überhaupt keine Besuche. Er verliess das Haus nur, um seinen Freund Baron Féronce aufzusuchen, oder um sich in der nächsten Umgebung der Stadt zu ergehen, was für seine Gesundheit förderlich war. Den guten Grossvater, der sich nicht um die verschiedenen Ansichten kümmerte und sich dabei vollkommen neutral verhielt, besuchten wir öfter in seiner kleinen, ärmlichen Behausung. Der vordem reiche Mann, war nun auf die Handreichung der Kaiserin von Russland angewiesen, indem er die wenigen Einkünfte, die ihm nach dem allgemeinen Umsturz in Frankreich geblieben, grösstenteils seiner in der Heimat weilenden Gattin überliess. Er suchte uns mehrmals in der Woche auf, zu solchen Stunden, in denen er uns frei von Unterricht wusste. Da setzte er sich in unser Zimmer und erzählte von der Vergangenheit und seinen mannigfachen Erlebnissen, er sprach auch viel von unsrer Grossmutter, die er als ein Vorbild aller Tugenden pries und mit der wieder vereinigt zu werden er sich so sehr sehnte. Damals stand diesem Wunsche, der Proskription der Emigranten halber, vieles im Wege, denn ebensowenig, wie er nach Frankreich zurück konnte, durfte sie das Land verlassen, ohne Gefahr zu laufen, allso-

gleich auch noch das Wenige, das sie gerettet hatten, zu verlieren. Sonntags speiste er meistens beim Baron. Mein Grossvater, der zwar einen liebenswürdigen, sanften und nachgiebigen Charakter, doch keineswegs besondere Geistesgaben besass, hatte im amerikanischen Feldzug gedient, den Frankreich kurz vor der Revolution gegen England führte, und dabei eine so schwere Kopfwunde erhalten, dass er trepaniert werden musste und seitdem zeitweilig an überaus heftigen Kopfschmerzen litt.

Nachdem es dem Baron gelungen war, eine sehr geräumige und angenehme Wohnung zu finden, liessen wir uns denn in Braunschweig häuslich nieder, wo wir nach Gottes Fügung einen zweijährigen Aufenthalt nehmen sollten, vom Sommer 1798 bis zum Juni 1800. In diesen Jahren geschah viel für meine Ausbildung, aber, obgleich ich damals in einem Alter stand, in dem sich bereits der Sinn für allerlei Kenntnisse entwickelt, so fühlte ich doch instinktiv, dass dieser Aufwand von Instruktion zwei Jahre später mir von weit grösserem Nutzen gewesen wäre.

Der gute Baron liess es sich in seiner fürsorglichen Weise angelegen sein, uns mit den besten Lehrkräften zu versehen. Unsre Tageseinteilung wurde dahin festgesetzt, dass die Vormittagsstunden nur mit kurzen Unterbrechungen dem Lernen gewidmet waren, während wir des Nachmittags ziemlich viel freie Zeit hatten, die wir teils im Freien und teils im Salon zubrachten.

Meine Lehrer waren: Herr Kandidat Kirchhof, der Geographie, Natur- und Weltgeschichte vortrug, auch die Übungen in der deutschen Sprache leitete und seinen Unterricht zwar gewissenhaft und pünktlich absolvierte, aber leider demselben weder durch Genialität noch Feuereifer Leben und Reiz zu verleihen verstand; ferner Herr Harley, ein französischer Emigrant, der früher Professor an der Universität in Douai gewesen. Er hatte ein ehrwürdiges Ansehen, schlicht und bescheiden, eine hohe, breitschulterige Gestalt, hellblaue Augen mit sanftem, nachdenklichem Blick und trug sein weisses Haar sorgfältig gescheitelt. Er lehrte Arithmetik, Geometrie, sowie die Grundprinzipien der Trigonometrie. Zwei Stunden wöchentlich waren den verschiedenen planetarischen Systemen gewidmet und zwei der Physik. Meisterhaft seine Lehrgegenstände beherrschend, war er unermüdlich in dem Bestreben, sie fasslich zu gestalten. Wie bereue ich es, damals die volle Wohlthat seines Unterrichtes nicht genug erkannt und gewürdigt zu haben. Besonders im Alter von sechzehn und siebzehn Jahren bildete es meinen sehnlichsten Wunsch, noch einmal alles mit ihm durchnehmen zu können, was mich andere, im Vergleiche zu Harleys Gründlichkeit und Klarheit, nur mangelhaft zu lehren vermochten.

Viermal die Woche kam unser genialer Zeichenlehrer, Herr Bilderdijk*), genannt Tristerband,

*) „Willem Bilderdijk, berühmter holländischer Dichter, geboren 1756 zu Amsterdam als Sohn eines Arztes, studierte in

ein aus Holland emigrierter berühmter Gelehrter. Sein eigentliches Lehrfach waren orientalische und alte Sprachen, daneben befasste er sich aber auch mit Zeichenunterricht, wohl nur, um sich dabei von den

---

Leyden 1780—1782 die Rechte nnd prakticierte dann im Haag als Advokat. Als eifriger Orangist verliess er 1795 beim Einrücken der Franzosen sein Vaterland und lebte längere Zeit in England und dann in Braunschweig. Nach dem Regierungsantritte Louis Napoleons kehrte er 1805 nach Holland zurück, wo er zum Bibliothekar des Königs und bald darauf auch zum Sekretär des holländischen Nationalinstitutes ernannt wurde Nach Louis Abdankung zog er sich nach Leyden zurück, lebte seit 1827 in Haarlem und starb am 31. Dezember 1831 daselbst, nachdem er durch die Restauration seine Pension eingebüsst hatte. Als Dichter hat Bilderdijk eine erstaunliche Fruchtbarkeit entwickelt und sich auf allen Gebieten der Poesie versucht. Er bekundet sich in seinen zahlreichen Produktionen als einen gedanken- und phantasiereichen, vielseitig gebildeten und eigenartigen Dichter, der sich zugleich durch eine seltene Meisterschaft in Handhabung der Form auszeichnet. Sein eigenstes Gebiet ist die Lyrik, während ihm für das Epos, noch mehr für das Drama die Begabung abgeht. Störend tritt seine antiliberale Gesinnung und sein zähes Festhalten an der altfranzösischen Kunstform hervor, was ihn für die Eindrücke der englischen und deutschen Litteratur, die er förmlich hasste, unzugänglich machte. Auch sein grosses Geschichtswerk „Geschiedenis des vaderlands“ (herausgegeben von Tydeman, Amsterdam 1832 bis 1853, dreizehn Bände) ist in absolutistischem Geiste gehalten. Als Sprachforscher, obwohl auch hier einseitig und phantastisch, gab er den Anstoss zu einem gründlicheren Studium gegenüber der traditionellen Richtung Seegenbecks. Besonders sind auf diesem Gebiete die „Beginsels der woordvoorsching“ (1831) hervorzuheben. Eine Gesamtausgabe seiner „Dichtwerken“ mit Bilderdijks Biographie im Schlussbande („De mensch en de Dichter Bilderdijk“) besorgte Da Costa (Amsterdam 1856—1859, sechzehn Teile).“

— (Entnommen aus Meyers Konversations-Lexikon, 4. Aufl., 2. Band, S. 933). — Der Herausgeber.

Anstrengungen seines Geistes auszuruhen, sowie auch wahrscheinlich, um die Anzahl der Lehrgegenstände, die er in Privatstunden zu seinem und seiner Tochter Unterhalt vortrug, zu vermehren. Willem Bilderdijk hatte ein sehr negligiertes Äussere: nach vorwärts gebeugt einherschreitend, wozu ihm wohl seine Kurzsichtigkeit Anlass gab, blinzelte er mit seinen hellgrauen, durch dunkle Wimpern beschatteten Augen, über welche sich dicke, schwarze Brauen zogen. Häufig trug er Brillen. Sein dichtes, schwarzes Haar, vom Wirbel aus rings heruntergekämmt, schien mit einem einzigen Scherenstrich auf der Stirne abgeschnitten und war stets stark gepudert, wovon sein Rockkragen immer wie mit Mehl bestreut aussah. Er ging meist in einem grünen Fracke umher; nur für Besuche, oder Dinereinladungen Folge leistend, kleidete er sich schwarz. Dieser merkwürdige Mann besass eine tiefe Gelehrsamkeit beinahe in sämtlichen Fächern der Wissenschaft, besonders aber in allen Sprachen der Welt, über deren Ursprung er viel gegrübelt und geforscht. Nach langjähriger Beschäftigung mit diesem Gedanken hatte er ein Werk über eine Universalsprache herausgegeben, das, wiewohl nicht ohne Verdienst und Interesse, dennoch recht excentrisch und unbrauchbar war. Einen sehr hohen Wert legte er der holländischen Sprache bei, und hielt es fast für eine Beleidigung, wenn man sie als eine Abart der deutschen betrachtete. Unter dem Fürsten von Oranien, dem Statthalter der vereinigten Niederlande, die damals noch kein König-

reich bildeten, hatte Bilderdijk den hohen Posten eines General-Advokaten eingenommen. In Erinnerung daran versäumte er nie, der Erbprinzessin von Braunschweig, einer Tochter des Statthalters, an den für die Niederlande wichtigen Erinnerungstagen seine Aufwartung zu machen. Als er einmal direct von ihr zu meiner Unterrichtsstunde kam, zeigte er eine orangefarbene Bandschleife, die er unter der Weste auf seinem Herzen trug. Seine Liebe zum Vaterlande war so voll Feuer und Enthusiasmus, dass man seine Schwermut mehr dem im Untergang begriffenen Wohl desselben zuschrieb, als der Sehnsucht nach den Seinen, die er bei seiner notwendig gewordenen Auswanderung in der Heimat zurücklassen musste. Eine einzige etwa achtzehnjährige Tochter hatte er zu seinem Troste mitgenommen; sie wäre wohl häufiger zu uns geladen worden, wenn sie nicht fast ausschliesslich auf die Kenntnis der holländischen Sprache beschränkt gewesen wäre und sich nur ganz notdürftig auf deutsch hätte verständlich machen können. Den Vater lud der Baron mehrere Male zu Tisch ein und genoss gern dessen anregenden Umgang. Beim Unterricht, den Bilderdijk uns im Zeichnen nach den Grundsätzen der antiken Kunst auf wahrhaft geniale Art erteilte, gewann er mich bald so lieb, dass er sich mit mir öfter in ernstere Gespräche einliess, die gewiss, mehr als ich ahnte, günstig auf mein Seelenleben wirkten. Er war ein sehr gläubiger Protestant, sprach aber nie über religiöse Gegenstände mit mir. Nur einmal erinnere ich mich,

wie er, als ich etwas geäussert, das er (doch gewiss unbegründeter Weise) für nicht mit dem lebendigen Glauben vereinbar hielt, auf einmal mit gehobener Stimme und mit fast prophetischem Ansehen mir zurief: „Und ich sage Euch, spricht der Herr Jesus Christus, wer nur Glauben hat wie ein Senfkörnlein, der wird Berge versetzen.“ Er sagte das in französischer Sprache, die wir gegenseitig immer gebrauchten.

Von unserem Unterricht in Klavier und Tanz habe ich nicht viel zu sagen. Letzteren erhielten wir wieder von einem emigrierten Edelmann, dem Chevalier Duplessis. Der Klavierlehrer aber war nur mittelmässig. Er klagte wohl mit Recht, dass wir ausser den Lectionen zu wenig musizierten, doch blieb unsre Zeit durch andere Zweige des Unterrichts zu sehr in Anspruch genommen, so dass wir uns damit nicht mehr befassen konnten. Erst später betrieben wir das Klavierspiel ernster. Italienisch lehrte uns Herr Söllner, der Sekretär des Barons Grimm, und Botanik wurde unter Anleitung des Herrn von Struve studiert.

IV. Kapitel.

Braunschweiger Bekanntschaften.

Gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in Braunschweig hatte uns der Baron zum Minister von Féronce und dessen Frau geführt, um uns ihnen vorzustellen, so wie wir auch vor dem Herzog zu erscheinen hatten, als er Herrn von Grimm seinen ersten Besuch abstattete. Dieser, ein schöner, stattlicher Mann von fürstlichem Ansehen, war dem Baron sehr gewogen und, wahrscheinlich deshalb, umso freundlicher mit uns. Auch jedesmal, wenn wir ihn im herzoglichen Garten, welcher dem Publikum geöffnet war, trafen, begegnete er uns huldvollst. Dort sahen wir desgleichen mehrmals seine Mutter, der uns der Baron vorstellte. Ich entsinne mich noch ganz deutlich, wie sie beim Eingangsthor stehen blieb, um den Baron anzureden, nachdem sie ihre Umgebung gefragt, wer er sei. Auf eine Erkundigung nach seiner Gesundheit folgte die Frage, ob wir seine Kinder seien. Dann weiss ich noch, dass sie uns scharf ins Auge fasste, entsinne mich aber nicht mehr, ob sie uns anredete. Diese Fürstin, eine Schwester Friedrichs des Grossen und damals schon über achtzig

Jahre zählend, schritt noch für ihr Alter sehr rüstig einher. Ihre Ahnlichkeit mit dem königlichen Bruder war, nach dessen Bildnissen zu urteilen, sehr auffallend, wenngleich die Haut ihres Gesichtes nun einem bräunlich gefleckten Pergament glich. Sie trug sich noch ganz nach altem Schnitte, besonders fiel uns ihr Kopfputz auf, eine Haube mit zwei kleinen erhobenen Flügeln, die auf einem steifen bepuderten Toupet ruhte. Man sagte, dass sie eine geistreiche Frau gewesen, nun aber oft verwirrte Ideen hätte, mit einem Wort, verkindet sei.

Da ich diese merkwürdige Frau in einem Alter sah, das mir gestattete, ein klares Bild von ihr, welches auch heute noch nicht verblasst ist, in meiner Seele zu bewahren, so ist mir dadurch die seltene Erfahrung zuteil geworden, von ihr ab gerechnet bis zum Grafen von Paris, Ludwig Philipp Albert, sechs Generationen erlebt zu haben. Ich kannte später ihre Tochter, die verwitwete Herzogin Amalie von Weimar, deren Sohn Herzog Karl August, den Vater der Prinzessin Karoline, vermählten Erbgrossherzogin von Mecklenburg-Schwerin, und ich wurde berufen teilzunehmen an der Erziehung von deren Tochter, Prinzessin Helene, nachmaliger Herzogin von Orléans, der Mutter des Grafen von Paris, der jetzt, wo ich dies niederschreibe, ein Jahr alt ist.*)

*) Die Verfasserin starb zu München am 17. Februar 1872, erlebte daher auch noch die siebente Generation dieser Familie in den Kindern des Grafen von Paris und dessen Bruders, des Herzogs Robert von Chartres. Ersterer vermählt am 30. Mai 1864

Bei unsern häufigen Spaziergängen im herzoglichen Garten sahen wir auch die übrigen Mitglieder der regierenden Familie wie lebende Bilder erscheinen, die man gemächlich betrachten konnte. Die Gemahlin des Herzogs und Schwester des Königs Georg III. von England, eine dicke, schwerfällige Frau von ungefähr sechzig Jahren mit zartem, blühendem Teint und ausgesprochen englischem Typus, redete auch oftmals den Baron an, uns dabei einige freundliche Blicke schenkend. Ihre Schwiegertochter, eine geborene Prinzessin von Oranien, war nichts weniger als schön, doch gaben ihr Leutseligkeit und anmutige Haltung etwas höchst Anziehendes. Ich hörte sie schon damals und in der Folge noch mehr, als eine verdienstvolle Frau rühmen. Das Los dieser Prinzessin war ein sehr trauriges. Der Erbprinz, ihr Gemahl, zeigte schon damals deutliche Spuren von Schwachsinn und die Kinderlosigkeit ihrer Ehe empfand sie schmerzlich. Durch das Zusammentreffen dieser Umstände glaubte der Herzog seinem Lande schuldig zu sein, nicht ihm, sondern seinem jüngsten Bruder Wilhelm die Erbfolge zu sichern. Grosse Vorwürfe muss sich übrigens der Herzog gemacht haben, als das gleiche Unglück nicht nur seinen ältesten Sohn, sondern auch noch die beiden nächstfolgenden, die Prinzen Georg und August, traf, und sich herausstellte, dass ein verkehrtes Erziehungssystem ihre geistigen Fähigkeiten

mit Isabella Prinzessin von Montpensier, Letzterer am 11. Juni 1863 mit Franziska Prinzessin von Joinville. Der Herausgeber.

zerstört habe. Die entschiedene Vorliebe und das Vertrauen, welches der Herzog in die Ansichten der französischen Philosophen damaliger Zeit, wie von Voltaire, Diderot, J. J. Rousseau etc. setzte, verleiteten ihn wohl zu dem unseligen Beginnen, die Erziehungstheorieen dieses Letzteren auf seine Söhne anzuwenden. So liess er sie schon im zartesten Kindesalter in eisig kaltes Wasser tauchen, sie ferner stets, Kopf und Füsse unbedeckt, im Freien verweilen und dergleichen spartanische Abhärtungskünste mehr mit ihnen vornehmen, und siehe, beim ältesten Prinzen zeigten sich bald die üblen Folgen dieser übertriebenen Behandlung, doch gab man derselben noch keineswegs die Schuld am Unglück, weil das Kind sonst stark und kräftig gedieh; als sich aber auch beim zweiten und endlich beim dritten Prinzen dasselbe Übel einstellte, begann man dann doch den schweren Missgriff einzusehen. Für die drei älteren Prinzen war es aber bereits zu spät, ihr Gehirn hatte schon zu stark unter diesen Gewaltmitteln gelitten, jedoch dem vierten kam diese Erkenntnis zu Gute, er wurde der bekannte Kriegsheld Herzog Wilhelm und Vater der jetzt lebenden Herzöge Carl und Wilhelm. Man erzog ihn dem Himmelsstrich, unter dem er geboren, und vielleicht auch dem Stamme, dem er entsprossen, gemäss, und er blieb seines Geistes mächtig; jedoch war dieser vehement und von roher Unbiegsamkeit, worunter seine Umgebung viel zu leiden hatte. Er soll seine überaus liebliche Gemahlin, eine geborne Prinzessin von Baden,

höchst unglücklich gemacht, ja, wenn die Rede wahr ist, sogar geschlagen haben. Diese Ehe währte nur drei Jahre.

Die erste Zeit unseres Aufenthaltes in Braunschweig verlebten wir meist in stiller Zurückgezogenheit, was, der Studien wegen, meinem Geschmacke entsprach. Nach und nach aber fanden sich immer mehr, zum Teil sehr interessante Menschen ein, die den Baron besuchten, und da dies meist Nachmittags geschah, wo wir in seiner Umgebung weilten, wurden auch wir durch aufmerksames Anhören ihrer Gespräche mit ihnen bekannt. Hofrat Zimmermann, ein hervorragender Gelehrter von freundlichem Umgang, kam häufig, so wie auch Abbé Delisle,*) der berühmte Sänger der „Dithyramben auf die Unsterblichkeit der Seele“, die selbst den blutgierigen Wohlfahrtsausschuss der Revolutionszeit zu erschüttern vermochten. Er hat sich auch als Übersetzer des Virgil und Milton einen Namen gemacht. Sein Äusseres war auffallend hässlich, ausser sehr groben, unregelmässigen Zügen hatte er rotunterlaufene, vorquellende Augen, denen man ansah, dass sie fast blind waren. Er durfte es auch kaum wagen, ohne Führer durch die Strassen zu gehen. Seinen kahlen Scheitel umrahmte nur spärliches, weisses Haar. Doch gemütliche Liebenswürdigkeit, lebhafte Einbildungs-

*) Jacques Delisle, der berühmteste unter den französischen Lehrdichtern des vorigen Jahrhunderts, geboren 1738, nannte sich seit der Revolution Montanier-Delille. Seine Übersetzung von

kraft und fesselnde Unterhaltungsgabe liessen dies alles vergessen. Er war voll Offenheit, Heiterkeit, teilnehmend, leutselig und lachte oft selbst über seine Eigenheiten, die sein Freund, der geistreiche Doktor Valentin, um ihn zu necken, oft dem Baron in unsrer Gegenwart verriet. Des schwachen Gesichtes wegen, konnte Abbé Delisle seine Gedichte nicht selbst aufschreiben, sondern musste sie dictieren, dies ward insofern zum Vorteil, als er sie, im Gegensatze zu den meisten Poëten, alle auswendig wusste, was seinen Freunden den Genuss verschaffte, schöne Stellen daraus, auf die vortrefflichste Weise von ihm vortragen zu hören. Er that es jedoch nie in grössern Kreisen, und auch in kleinen war er stets besorgt, ob nicht

---

Virgils „Georgica", die 1770 erschien, erregte grosses Aufsehen und der dazu gehörige „Discours préliminaire", sowie zahlreiche Glossen sicherten ihm eine ehrenvolle Stelle unter den französischen Prosaikern. Kurz darauf nach Paris berufen, erhielt er die Professur am Collège de la France. Auf die „Georgica" folgte sein Lehrgedicht in vier Gesängen „Les jardins, ou l'art d'embellir les paysages" (Paris 1782), das zu den besten dieser Art gerechnet werden kann.

Obwohl Anhänger der alten Ordnung der Dinge, wurde er dennoch seiner Berühmtheit und Vortrefflichkeit halber selbst von den Blutmännern geehrt und von Robespierre, der ihn bei jeder Gelegenheit schonte, beauftragt, Hymnen zu schreiben, die bei öffentlichen Feiern gesungen werden sollten. So entstanden die in vierunddreissig Stunden niedergeschriebenen Dithyrambes sur l'immortalité de l'âme. Von ihm erschienen ferner „Aeneide", Übersetzung des Virgil 1803), Miltons „Paradis perdu" (London 1805), „La pitié" (London und Paris 1805) u. s. w. Er starb allgemein betrauert am 1. Mai 1813. Der Herausgeber.

etwa ein verborgener Stenograph seine Dichtungen nachschreiben könnte; Doktor Valentin erlaubte sich manchmal den Spass, ihm weis zu machen, er hätte einen Nachschreiber hinter dem Vorhange bemerkt, was seinen Freund im ersten Augenblick beunruhigte, bis er den Scherz entdeckte. Diese Furcht war übrigens begründet, denn seit der Revolution musste er ausschliesslich von seinem Dichtertalent leben, der Nach- oder Vordruck seiner Werke wäre ihm daher sehr empfindlich gewesen. Abbé Delisle war trotz seines Titels kein Priester; zu seiner Pflege und zur Führung des bescheidenen Haushaltes hatte er seine Nichte, Fräulein Vautechamp, bei sich, die er damals heiratete. Diese besass eine schöne Singstimme, die sie in kleinen Konzerten hören liess, und soll eine geistreiche Person gewesen sein; sie gehörte nicht zu unserem Kreise. Ihre Erziehung muss nicht die feinste gewesen sein, denn sie hatte recht ungebärdige Zornesausbrüche, die ihr Onkel und nachmaliger Gatte durch grosse Sanftmut und Gelassenheit zu regulieren trachtete. So erzählte uns zum Beispiel Doktor Valentin, dass sich Fräulein Vautechamp einmal wegen einer Kleinigkeit, in welcher ihr Onkel nicht ihrer Ansicht war, so erzürnte, dass sie ihm ein Buch in Quartband, das vor ihr lag, vor die Füsse warf, wobei sie ihn empfindlich traf. Der gute Mann entgegnete ganz ruhig: „Une autre fois, mettez, je vous prie, votre colère en plus petit format!“

Eine gleichfalls sehr begabte Frau, die uns häufig, zuletzt sogar täglich besuchte, war die Marquise de Larianderie; ihre Tochter Alexandrine, ganz in meinem Alter, wurde unsre fast beständige Gesellschafterin, sie kam regelmässig zu den Arbeitsstunden, die uns Fräulein Marchais erteilte, und nahm später auch zugleich mit mir am Unterricht zur Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion teil, den wir von dem geistvollen Abbé Duvoisin, nachmaligem Bischof von Nantes, erhielten. Die Marquise de Larianderie war eine noch sehr hübsche Frau von sechsunddreissig bis achtunddreissig Jahren und lebte in sehr einträchtiger Ehe mit ihrem Gatten, dem sie bei jeder Gelegenheit ihre grosse Achtung bezeugte. In den Kriegszeiten war derselbe während der Revolution emigriert, um dem neugebildeten Condéschen Korps beizutreten, während seine Frau mit den beiden Kindern in Frankreich blieb. Als sich dann aber die Verhältnisse etwas weniger stürmisch gestalteten, wusste sie sich mit den nötigen Pässen zu versehen, um mit ihrer Tochter dem Marquis nach Braunschweig nachzukommen. Doch reiste sie alljährlich für einige Monate nach Paris, wo ihr eigentliches Domizil war, und besuchte ihren in einer dortigen Pension untergebrachten Sohn. Bei ihrer Rückkehr brachte sie uns einige niedliche Kleinigkeiten mit, die uns umsomehr erfreuten, als sie aus der Heimat kamen, mit welcher wir damals in keinerlei directer Verbindung standen. Allen Neuigkeiten aus Frankreich, die sie in lebendiger Konversation vorzubringen wusste,

lauschten wir mit gespanntem Interesse. Wenn sie es nur irgendwie konnte, entsprach sie unseren Wünschen; kaum hatten wir, um ein Beispiel anzugeben, geäussert, dass wir gerne lernen würden, bunte Seidenstickereien zu machen, so war sie sogleich bereit, auf ihrem eigenen Stickrahmen den dazu geeigneten Stoff aufzuspannen und uns den Unterricht in dieser Art von Handarbeit zu erteilen.

Uns gegenüber wohnte der alte Graf Egmont, von dessen zweiter Gattin, einem anspruchslosen Wesen, das sich durch Herzensgüte beliebt zu machen wusste, es hiess, dass sie Kammerfrau seiner ersten Gemahlin gewesen. Diesem vornehmen und reich begüterten Manne, der von jeher gewohnt gewesen, einen Kreis von Freunden um sich zu sehen, war es gelungen, auch in Braunschweig einen solchen zu bilden; wenn auch nur in der kleinen Zahl von 5 bis 6 Personen, welche sich täglich bei ihm einfanden. Ich erinnere mich Herrn von Verrac und Doktor Valentin zur bestimmten Stunde zu ihm wandern gesehen zu haben. Den Grafen Egmont verband eine intime Freundschaft mit Marquis und Marquise de Larianderie, welche jeden Tag bei ihm zu Mittag speisen mussten; nach der Tafel kam die Marquise meistens ein wenig zu uns herüber, ihr Gatte nur zuweilen, da er die Gewohnheit angenommen hatte, sich durch die Besorgung eines ausserhalb der Stadt gepachteten Gartens angenehme Bewegung und Beschäftigung zu verschaffen. Für uns bildete dieser ein beliebtes Ziel unsrer Spaziergänge. Der Marquis

de Larianderie war ein schlichter, frommer Mann, der, gleich der wahrhaft gottseligen Erzieherin seiner Tochter Alexandrine, in dieser einen regen religiösen Eifer weckte. Da ich mich zur Frömmigkeit hingezogen fühlte und mit Alexandrine zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet wurde, wirkte diese Geistesrichtung auch merklich auf mich ein, und ich gedenke noch gern unserer kindlichen Unterredungen über allerlei religiöse Gegenstände, worin Alexandrine immer meine Lehrerin blieb.

Indessen wurde ich auch durch sie auf die mangelhafte Orthodoxie der guten Antoinette Marchais aufmerksam gemacht, ich musste ihr Recht geben, begreife aber nicht, dass dies mir so wenig anstössig schien, als es der Fall war. Wenn ich dann hie und da Antoinette leise Vorwürfe hierüber machte, wusste sie mich immer abzulenken, und unser freundschaftlich vertrautes Verhältnis blieb ungetrübt, auch ihre Liebe für Alexandrine litt nicht darunter. Mit grossem Geschick wusste Fräulein Marchais ihren Glaubensmangel vor uns zu verbergen, ja, sie munterte mich möglichst zur Andacht während der Zeit meiner ersten heiligen Kommunion auf, gab uns auch bisweilen Erlebnisse aus ihrer zum Teil in einem Kloster zugebrachten Kindheit zum besten, wovon mir eines zu hübsch erscheint, als dass ich es hier nicht einschalten sollte. Antoinette erzählte:

„Unter den Klosterfrauen, die die Aufsicht über die Zöglinge hatten, will ich zweier Erwähnung thun,

wovon die eine, Mère Salignac, mir nicht freundlich gesinnt und sehr streng, während die andre, mit Namen Marie Josepha, meine gütige Beschützerin war und sich oft meiner erbarmte, wenn ich von ersterer allzusehr in die Enge getrieben wurde. Ich hatte sie daher auch herzlich lieb. Eines Tages erhielt ich von Mère Salignac die Aufgabe, eine mühsame Weissstickerei zu vollenden; so eifrig ich auch daran arbeitete, war es mir unmöglich, in der gegebenen Zeit damit fertig zu werden, ich hätte denn einen grossen Teil der Freistunde noch darauf verwenden müssen. Einesteils schreckte mich zwar die angedrohte Strafe der Mère Salignac, andernteils aber war ich des Sitzens und der Stickerei überdrüssig und sehnte mich nach Bewegung und Erholung. Was thun? — Eine Weile stickte ich noch weiter, dann fiel mir ein, da ich mich gerade allein vor einem Madonnenbild befand, diese zu bitten, die Arbeit für mich zu vollenden. Gedacht, gethan! Mit einem innigen Gebet legte ich meine kleinen Stickereistreifen der Mutter Gottes zu Füssen und versprach, falls sie meine Bitte erfüllen sollte, ihr zu Ehren eine gewisse Anzahl Vaterunser und Avemaria zu beten. Froh erhob ich mich und lief in den Saal, mit den andern Kindern nach Herzenslust zu spielen. Denselben Tag kamen wir nicht mehr in das Arbeitszimmer zurück, aber des andern Morgens eilte ich, so früh ich konnte, zum heiligen Bilde und war entzückt, meine Arbeit wirklich beendet zu finden. Von ganzem Herzen dankte ich und erfüllte mit Freuden mein Gelübde. Später erfuhr

ich, dass eine andere Maria, nämlich die liebe Mutter Maria Josepha, Hand an meine Arbeit gelegt und auf diese Weise die Erhörung der vertrauensvollen kindlichen Bitte vermittelt hatte.“

O, warum ging dieser guten, wirklich edeldenkenden Seele die Gnade des heiligen Glaubens später verloren! — Soviel ist gewiss, dass Antoinette in uns die Liebe zu allem Guten und Hohen zu nähren trachtete; nichts Unwahres oder Gemeines wurde um uns geduldet, und wir wurden hingewiesen auf selbstaufopfernde Liebe, Freigebigkeit, Wohlthätigkeit, Bescheidenheit, Mässigkeit und gewissenhafte Erfüllung der Pflicht. Es war uns desgleichen nicht gestattet, vom Nächsten auch nur das geringste Nachteilige zu sagen, was uns hinsichtlich der Lächerlichkeit derselben oft um so schwerer wurde, als wir nicht einsahen, warum es so tadelhaft sei, sich über, wie uns schien, ganz harmlose Dinge auszulassen, die uns belustigten, ohne den guten Namen des Betreffenden zu gefährden. Man gab uns dann den Sinnspruch zu beherzigen: „Was du nicht willst, dass man dir thu', das füg' auch keinem andren zu.“

Im ersten Sommer nahm uns der gute Baron Grimm einmal mit sich nach Wolfenbüttel, wo im grossen, alten herzoglichen Schlosse die ihm eng befreundete zahlreiche Familie des Marschalls von Castries wohnte, und ausserdem auch der Erzbischof von Reims, Graf Talleyrand, nebst seiner Schwägerin, der unglücklichen Mutter des abtrünnigen Bischofs von Autun, spätern Fürsten von Benevent, sowie die ebenfalls

zur Familie Talleyrand zählende Herzogin von Chalais mit ihren Kindern. Die etwa einstündige Fahrt war uns Schwestern schon eine Freude, und die freundliche Aufnahme durch so viele, die wir schon in Gotha kennen gelernt hatten, machte uns diesen Tag zu einem besonders genussreichen. Mit einem grossen Teil der französischen Kolonie, die sich entweder zu gleicher Zeit mit uns in letztgenannter Stadt befand, oder sich in Eisenach niedergelassen hatte und uns von dort aus besuchte, trafen wir damals in Wolfenbüttel zusammen.

Ausserdem fanden wir am kleinen Sohn des Herzogs von Castries, Namens Edmund, und an dem jugendlichen Fürsten von Chalais angenehme Spielgefährten, mit denen wir im weitläufigen Schloss herumschwärmen durften. Sie zeigten uns die grossartigen alten Gemächer, mit Gobelins und Gemälden geschmückt, und führten uns zur greisen Marschallin von Castries, die ihre Zimmer nie mehr verliess, zur Gräfin Mailles, ihrer Schwiegertochter und zur Herzogin von Caylus, ihrer Enkelin. Letztere war besonders freundlich, unterhielt sich längere Zeit mir mir und gab mir ein Sträusschen von den vielen Rosen mit, die ihr schönes, heimliches Gemach zierten und durchdufteten. Unter den zahlreichen Bildern, die ich nur flüchtig ansehen konnte, ist mir eines im Vorzimmer der Marschallin in klarer Erinnerung geblieben, welches ich genauer betrachten konnte, während Fräulein Marchais sich mit deren Kammerfrau, Mademoiselle Charpentier, unterhielt. Dieses Bild stellte die Frauen von Montespan und

von M a i n t e n o n dar, welche, an einem Tisch sitzend, gemeinsam ein grosses Blumengewinde banden. Ob es schön gemalt, weiss ich nicht zu bestimmen, doch war viel Leben darin, und fiel mir die Schönheit beider Gesichter und das brillante Kolorit auf.

In diesem altertümlichen Schlosse wurde mir im folgenden Jahre durch den ehrwürdigen Erzbischof von Reims, den ich schon von meinen ersten Kinderjahren an zu verehren gelernt, das heilige Sakrament der Firmung gespendet. Edmund von Castries und Eugen von Chalais empfingen es zu gleicher Zeit in der Kapelle, die der Erzbischof in einem der Säle hatte einrichten lassen. Es wird mir kaum gelingen, ein lebenswahres Bild des heiligenmässigen Erzbischofs, Grafen Talleyrand, zu entwerfen, denn seine äussere Erscheinung war eine von jenen seltenen, die als ein treuer Spiegel des Innern den wohlthuendsten Eindruck hervorrufen müssen. Er mochte damals ungefähr sechzig Jahre zählen, der Ausdruck seines Antlitzes war überaus sanft und liebevoll, und die hohe Stirn und die klaren, blauen Augen scheinen mir noch heute der Sitz engelhafter Reinheit gewesen zu sein. Um seinen Mund schwebte bei Begrüssung und Anrede ein sanftes Lächeln, welches Wohlwollen und Nachsicht bekundete. Die Züge schienen edel, wenngleich nicht regelmässig. Das Oval länglich, die Nase unauffällig, die Kürze der Oberlippe liess beim Lächeln und Reden sehr wohlerhaltene Zähne erblicken, sein reines, leicht gefärbtes Kolorit harmonierte mit dem durch Kummer und Alter

gebleichten Haar. Die hohe Gestalt voll bescheidener Würde trug das Gepräge dessen, was er war, des apostolischen Kirchenfürsten und des herzoglichen Pairs von Frankreich, welcher Rang damals nur wenigen aus dem höchsten Adel zukam. Die Bewegungen und Redeweise waren gleichfalls voll Sanftmut und Hoheit. Trotzdem die Heiterkeit des inneren Friedens auf seinem Antlitz ruhte, konnte man doch auch Spuren tiefen Leides bemerken, wovon nicht das geringste wohl verursacht sein mochte durch den Sieg des Bösen, welcher den Sohn seines Bruders und dessen hochgeschätzter Gemahlin, die als unglückliche Witwe bei ihm Schutz gefunden, auf eine so greuelvolle Sündenbahn leitete. Obgleich manche von den Mitgliedern der Emigrantenkolonie von Wolfenbüttel, in der er verweilte, seine hohen religiösen Prinzipien nicht teilten und den Geist, der ihn belebte, nicht fassen konnten, liebten und verehrten ihn doch alle, und seine Milde und Nachsicht wusste alle in Liebe zu ertragen.

Auf Wunsch meiner Mutter, mit welcher ich mich um diese Zeit in sehr reger Korrespondenz befand, hatte ich einige Wochen vor meiner Firmung die erste heilige Kommunion empfangen am weissen Sonntag des Jahres 1799, der auf den 31. März fiel. Baron Grimm trug ernstlich Sorge, dass ich in geziemender Weise darauf vorbereitet wurde. Zu diesem Zweck ersuchte er den verdienst- und geistvollen Abbé Duvoisin, mir den gehörigen Unterricht zu erteilen. Derselbe war auch ein ausgezeichneter theologischer

Schriftsteller, und wurde, wie ich glaube, schon gesagt zu haben, späterhin Bischof von Nantes. Er nahm diese Aufforderung gern an und kam einigemale in der Woche, um mir den historischen Katechismus vorzulesen und dergestalt zu erklären, dass höchst lebendige und anregende Vorträge daraus wurden, welchen meine Schwester sowie auch Alexandrine beiwohnten, und zwar letztere ebenfalls zur Vorbereitung auf die erste Kommunion.

Um wieder auf unser tägliches Leben zurückzukommen, muss ich erwähnen, dass in unsrer Strasse zwei Familien wohnten, deren Töchter wir häufig von den Fenstern aus mit ihren Erzieherinnen vorüber gehen sahen. Wir Kinder blickten ihnen neugierig nach und erkundigten uns, wie sie hiessen. Herr von Struve konnte die beste Auskunft geben, da er mit dem ganzen geselligen Kreise der höhern Stände von Braunschweig bereits bekannt geworden. Die einen waren zwei Töchter des Geheimrates Freiherrn von Braun und die andern die drei jüngsten der acht Kinder (drei Söhne und fünf Mädchen) der Frau von Herzeele, einer verwitweten Holländerin, deren älteste Tochter bereits an einen Herrn von Bigot verheiratet war. Diese zahlreiche Familie bewohnte das schönste und ansehnlichste Haus der ganzen Strasse, welches mir besonders wegen seines grossen, geräumigen Balkons wohlgefiel. Herr von Struve berichtete eines Tages, dass die Erzieherin der Fräulein von Braun den Wunsch geäussert habe, ihre Zöglinge mit uns

Bekanntschaft machen zu sehen, so wie auch sie selbst mit grosser Freude Fräulein Marchais kennen lernen würde. Der Baron hatte nichts dawider, und so nahmen wir denn für einen Abend die Einladung zum Thee bei den Fräulein von Braun an. Später besuchten sie uns auch und wir machten öfter gemeinsame Spaziergänge, doch entspann sich eigentlich kein herzliches Verhältnis zwischen uns, die Ältere war schon nahe an fünfzehn Jahren, also nicht ganz unsre Altersgenossin, und die Jüngere fanden wir allzu schweigsam und einsilbig. Durch diese Mädchen wurden wir auch mit den drei Herzeeles bekannt, die uns mehr zusagten. Diese sahen wir in der Folge alle Sonntags-Nachmittage, wo sie entweder mit ihrer Gouvernante zu uns kamen, oder wir zu ihnen. Alexandrine und die Schwestern von Braun wurden auch öfter zu diesen Zusammenkünften geladen. Gertrud von Herzeele war ganz in meinem Alter. Durch ihr liebes, sanftes Gemüt und ihre Verständigkeit fühlte ich mich bald zu ihr hingezogen, und sie wurde meine liebste Freundin. Die zweite, Luise, die sich lebhafter und munterer gab, schloss sich an meine Schwester Adèle an, und Sophie, die jüngste, ein gar nettes, kleines Wesen, war der allgemeine Liebling. Meine Gertrud, mit der ich auch nach unsrer Trennung durch Briefwechsel verbunden blieb, starb in ihrem achtzehnten Jahr plötzlich an einem Schlagfluss. Luise sah unsere unvergessliche Adèle in den Jahren 1816 und 1817 als Frau von Amerungen in Paris wieder, auch Sophie

starb jung, nach wenigen Jahren glücklicher Ehe, auf ihren Gütern bei Hildburghausen, von wo aus ich ihren letzten Gruss erhielt.

Ausser den genannten lebten in Braunschweig noch mehrere Familien, mit denen wir in nähere oder fernere Berührung kamen. Ich darf hier die Töchter des Marquis de Valori nicht vergessen, die ich in Brüssel und Aachen kennen gelernt hatte, hier wiederfand und späterhin in Paris besuchte, wo die Ältere an Herrn Dupuy Membrun und die Jüngere an Herrn von Infreville, einen Edelmann aus der Normandie, verheiratet war. Leider wohnten wir sehr entfernt von einander, so dass wir diese liebenswürdigen Schwestern weniger oft sahen, als unsre nahen Nachbarinnen. Sonntags nach dem Verlassen der Kirche, die sehr weit entfernt lag, trafen wir immer eine Menge französischer Familien, welche die Erlaubnis erhalten hatten, sich in Braunschweig aufzuhalten, obgleich der Herzog, sowie andere deutsche Fürsten die eigentliche Schaar der Emigranten aus seinem Staate entlassen hatte. Mehrere Namen derselben, sowie ihre äussere Erscheinung hat mir mein Gedächtnis bewahrt. Es waren dies die Familien Montsoreau und Montjoie. Die beiden sehr liebenswürdigen Töchter Montsoreau heirateten seither, die eine den in Görz verstorbenen Herzog von Blacas, die andere den in Rom lebenden Grafen de la Ferronaye. Von den Montjoie weiss ich nur zu sagen, dass die älteste Tochter Mélanie Hofdame bei Madame

Adelaïde d'Orléans, und die jüngere Zoë, Frau von Dolomieux, erste Dame der Königin der Franzosen wurde. Ferner wäre noch Madame de Montaigne mit ihrer Tochter und reizenden Enkelin nicht zu vergessen.

Durch Herrn von Struve lernten wir auch die verwitwete Gräfin Oexle kennen, deren älteste Tochter Lisette er später heiratete. Die zweite, Karoline mit Namen, eine der grössten und interessantesten Schönheiten, die ich je sah, vermählte sich in Mecklenburg mit einem Herrn von Lützow, der so wie die in Bayern geborene Oexle katholischer Religion war. Noch zwei auffallende Schönheiten muss ich nennen, die wir mit Vergnügen auf Spaziergängen trafen, die beiden Livländischen Fräulein von Bauer, deren Mutter in zweiter Ehe mit einem Herrn von Weinheim vermählt war. Charlotte, die ältere Schwester, lobte man sowohl wegen ihres liebenswürdigen Charakters, als auch wegen ihrer ausserordentlichen Geistesgaben, auch sie war eine fleissige Schülerin des alten Harley, der ihrer gern erwähnte und uns manches aus den Heften mitteilte, die er für sie aufgesetzt hatte. Unter der Zahl seiner Schülerinnen befanden sich auch die beiden Fräulein von Montsoreau, die er gleichfalls sehr lobte. Charlotte von Bauer wurde später Oberhofmeisterin der Königin von Württemberg, und ihre Schwester lebt, soviel ich weiss, als Frau von Taubenheim in Stuttgart. Manchen anderen, die ich damals nur dem Namen nach kannte und

höchstens in Konzerten oder auf Spaziergängen sah, begegnete ich in meinem späteren Leben.

Es fehlte nicht, dass wir im Salon des beliebten und zugänglichen Barons eine Menge mehr oder weniger interessanter Fremder kennen lernten, auch liess er uns in das Theater gehen, wenn hervorragende Persönlichkeiten dort erschienen, sonst geschah dies nur selten.

Ganz lebhaft erinnere ich mich, die schöne Königin Luise von Preussen mit ihrem hohen Gemahl, dem jetzt regierenden König, daselbst gesehen zu haben, als sie ihrem Oheim und ihrer Grosstante, der Herzogin Mutter, einen Besuch abstattete. Die Königin schien in ihrem ganzen Wesen und Benehmen ebenso liebenswürdig, als sie schön war. Auch ihr geschmackvoller, sehr reicher Anzug erregte unsere Bewunderung. Sie trug ein Kleid von rosaglaciertem Silberstoff und blitzte von Diamanten; auch ihr Kopfputz bestand daraus und wurde von grossen Straussfedern erhöht, die ihn mit anmutigem Schwung zierten. Die uralte Herzogin Mutter (wie schon gesagt eine Schwester des grossen Friedrich II.) hatte auch ihre bleiche Gestalt mit Brillanten geschmückt, obgleich sie sonst schlicht gekleidet war. Ein schwarzes, mit Spitzen besetzes Mäntelchen umhüllte sie; an diesem waren grosse Diamantschleifen angebracht, sowie auch an ihrem Häubchen, und sie trug, ähnlich den andern fürstlichen Damen, grossmächtige, blitzende Ohrgehänge. Was uns jedoch bei all dieser Pracht am meisten auffiel, war der Schmuck

des Kleiderleibes der regierenden Herzogin, einer Schwester des Königs Georg III. von England, welcher gleich einem Brustschild aus dicht aneinandergefügten Brillanten bestand.

Dieser Theaterbesuch, sowie einige Bälle, auf denen lange zu bleiben uns nicht gestattet wurde, bildeten die einzigen Vergnügen dieser Art während unsres zweijährigen Aufenthaltes in Braunschweig.

V. Kapitel.

Nach Gotha zurück.

Nach dem Ableben des Baron von Féronce wollte es unserm väterlichen Freunde Grimm nicht länger in dieser Stadt gefallen, und da der Herzog Ernst von Sachsen-Gotha seine dringende Einladung wiederholt erneuerte, so beschloss er, derselben Folge zu leisten.

Auf diese Weise kamen wir denn gegen alles Vermuten und Hoffen wieder an den Ort, wo wir die freundlichen Jahre der Kindheit zugebracht hatten und knüpften unsere alten Freundschaftsbündnisse von neuem an. Wir wurden dort wirklich mit seltener Freundlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen und fühlten uns schnell wieder wohl und behaglich im Kreise der alten Bekannten, die uns mit treuer Liebe empfingen.

Die Rückkehr meiner Eltern aus Russland war für den Monat Juni des Jahres 1800 bestimmt. Baron Grimm richtete es also ein, dass wir vor ihnen in Gotha anlangten, damit nach der beschwerlichen Land- und Seereise alles zu ihrem Empfang bereit sein sollte und sie die Ruhe eines freundlichen Aufenthaltes finden

könnten. Die Wiedervereinigung mit den geliebten Eltern und unserm Bruder, die im August, sechs Wochen nach unserer Übersiedlung, erfolgte, machte uns unaussprechlich glücklich, und wir suchten den teuren Rückkehrenden unsre Freude auf alle erdenkliche Art zu bezeugen. Meine Mutter wollte uns von nun an, so viel als nur möglich, um sich haben, sie nahm uns zu ihren Besuchen und überall, wo es nur anging, mit sich. Daraus ergab sich für uns ein etwas zerstreuendes Leben, dem bald gesteuert werden musste. Mein Bruder wurde einem Erzieher, Namens Richter, übergeben, bei dem er, ich weiss nicht mehr aus welchem Grunde, auch wohnen musste und zwar zu unserm gegenseitigen Bedauern am andern Ende der Stadt. Herr Richter war Lehrer für die unteren Gymnasialklassen, und mit ihm besuchte Henri das Gymnasium, leider ohne viele Fortschritte zu machen. Dass er seinen Erzieher, der sonst ein verdienstvoller Lehrer war, wegen dessen Härte und Jähzorn nie liebgewinnen konnte, mag seinen mangelhaften Fortgang in den Studien beeinflusst haben. Derselbe gab auch uns Unterricht in manchen Fächern, ausserdem erhielten wir viele Klavierstunden, zuerst von Herrn Pitschl, später durch den sehr geschickten Konzertmeister Kirmeier. Für meine Übungen im Zeichnen, wofür ich mehr Anlagen zeigte, als zur Musik, begleitete mich zweimal die Woche meine treue Bonne, Frau Chaumont, in das Atelier des Professors Döll im herzoglichen Schlosse. Fräulein Marchais hielt sehr darauf, dass der Unterricht, den sie uns gab, nicht

unterbrochen werde. Trotz alledem bildeten aber unsere geistigen Beschäftigungen nicht mehr, wie in Braunschweig, die Hauptsache in unserer Tagesordnung, und wenn es sich vielleicht für die Gesundheit besser zeigte, dass wir mehr ausgingen und des geselligen Lebens genossen, so war es doch nicht mehr so förderlich für die Ausbildung des Geistes. Hinsichtlich der Lektüre wurde mir auch zu grosse Freiheit gewährt. Wenngleich meine Mutter die französischen Bücher, die ich las, und der Baron die deutschen durchsah, so war es nach Ansicht beider hinreichend, dass in denselben nichts vorkam, was gegen strenge Sittlichkeit oder den Glauben gewesen wäre. Die Gefahr jedoch, welche der Ausdruck der Leidenschaft und das Bild ihrer Entwicklung der jugendlichen Phantasie bringen könnte, entging ihnen vollständig; alle moralischen Romane und Theaterstücke waren uns daher sehr früh erlaubt. Da mein Vater viel dergleichen las und auch alle neuen litterarischen Produkte in unsrem geselligen Kreise kursierten, so konnte ich mich an solcher Lektüre ergötzen, so viel ich wollte. Dies gab meiner Phantasie einen eigenen Schwung und versetzte mich nach und nach in eine ideale Welt, die, da man nicht zögerte, mich bei Hof und in grössern Zirkeln der Gesellschaft einzuführen, bald auch ins äussere Leben treten sollte. Gar nicht gerne gedenke ich dieser Träume meiner frühen Jugend, die mir übrigens nur noch unvollständig gegenwärtig sind.

Meine Vorstellung bei Hof war mir sehr lästig, ich

hatte das Gefühl, als würde dadurch meine Freiheit, in Gesellschaft zu gehen, oder zu Hause zu bleiben, geschmälert. Auch kam ich mir selbst, und wohl mit Recht, da ich noch nicht volle vierzehn Jahre zählte, viel zu sehr als ein Kind vor, um mit gehörigem Anstand und nötiger Kunde von allem Erforderlichen auftreten zu können. Schon der Hofmantel, den man jeden Sonntag anziehen musste, gab in meinen Augen der Sache mehr Bedeutung. Ich bat daher meine Mutter inständig, damit verziehen zu wollen und noch wenigstens ein Jahr zu warten, sie aber meinte, der Erbprinzessin von Sachsen-Gotha, gebornen Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die Bitte nicht abschlagen zu können, mich als Tänzerin auf die Hofbälle gehen zu lassen, da es an solchen gebrach. So wurde denn ausgemacht, dass ich nur an einem Sonntag Abend zur Vorstellung erscheinen würde, dann aber für dieses Jahr davon dispensiert bleiben und nur zu den Bällen zugezogen werden sollte. Die Oberflächlichkeiten der grösseren Welt, in welche ich nun einging, gestalteten sich mir nur insofern angenehm, als sie meiner Eitelkeit schmeichelten. Da mein Geist jedoch von Kindheit an eine bessere Nahrung gewöhnt war, fühlte ich mich immer leicht davon übersättigt. Die Wiederkehr von stillen Tagen zu Hause schien mir immer willkommen, wozu meine grosse Liebe und Verehrung des immer wohlwollenden Barons wohl viel beitrug. Wusste ich doch, dass er unsere Abwesenheit schwer empfinden musste, wenn auch meine Schwester an den Hoftagen

stets bei ihm blieb. Wer den Reiz des häuslichen Kreises zu würdigen versteht, wird zugeben, dass nicht eines der Mitglieder demselben fehlen darf, wenn man sich seiner ganz freuen soll. Sowohl in dieses Kreises Mitte, als auch in der Gesellschaft und bei Hof wurde ich nur zu sehr von Alt und Jung gefeiert und fühlte mich daher überall wie ein Kind zu Hause, ohne jedoch, dank der sorgfältigen Erziehung, die ich genossen, aus den Schranken der Bescheidenheit zu treten, die der Weiblichkeit unumgänglich notwendig sind. Ich danke es meinem Schutzengel, damals nicht übermütig geworden zu sein.

Vom vierzehnten bis zum sechzehnten Lebensjahre beschäftigte mich unter diesem Herumtreiben in der Welt eine kleine Herzensangelegenheit. Ich lernte einen jungen Mann, Namens Louis Trott, kennen, der die mir entgegengebrachte lebhafte Neigung nicht zu verbergen vermochte und daher auch meine innere Welt beschäftigte. Er war nur zwei Jahre älter als ich, und wir fühlten uns gegenseitig angezogen durch die Einhelligkeit unserer Ansichten, sowohl über Litteratur, Kunst und Poesie, als über die Welt, die uns umgab und in der wir lebten. Des Zwanges, den ihm der Wille meiner mädchenhaften Schüchternheit auferlegte, immer in den Grenzen eines geschwisterlichen Verhältnisses zu bleiben, ohne von schwärmerischer Liebe sprechen zu dürfen, mochte er zuletzt überdrüssig geworden sein. Oder dachte er durch scheinbare Untreue vielleicht mich zu zwingen, mein Benehmen zu ändern,

denn ich erfuhr mehrere Jahre später, dass er noch an mir hing. Genug, noch bevor ihn die Universitätsstudien vom Gothaschen Gymnasium abriefen, entfernte er sich von mir, um einer sehr hübschen, aber unbedeutenden und etwas koketten Erscheinung in unserem Kreise seine Aufmerksamkeit während kurzer Zeit zu schenken. Dies gab meinem exaltierten Herzen einen empfindlichen Stoss.

Im letzten Jahre hatte sich der Erbprinz von Sachsen-Gotha, der seit mehr als einem Jahr Witwer war, wiedervermählt mit Prinzessin Karoline, der Tochter des Kurfürsten von Hessen-Cassel. Eine der beiden Hofdamen, welche dieselbe mitbrachte, Namens Karoline von Dalwigk, etwa vierundzwanzigjährig, verband mit einer anmutigen äusseren Gestalt eine angenehme Bildung des Geistes. Diese überhäufte mich mit Freundlichkeit, fühlte sich zu mir, wie sie sagte, schwesterlich und mütterlich hingezogen, dagegen gewann sie auch mein ganzes Herz. Durch ihren wohlthuenden Umgang wurde ich mehr in meinem Zuge zu allem Höheren und Edleren befestigt, und wurde mir besonders das mir ohnedies widerwärtige Spiel weiblicher Koketterie, welches ich in der geselligen Welt so vielfach vor Augen hatte, immer mehr verhasst. Es war mir dieses um so nützlicher, da ich, wahrscheinlich durch die meinem Alter vorgeschrittene Reife, durch welche trotzdem noch manchmal kindliches Wesen durchschimmerte, einen merklichen Beifall einerntete und des Courmachens kein

Ende war. Überhaupt hätte ein weniger insichblickender Charakter leicht durch solch' allzu reichlich gezollte Lobeserhebungen zu thörichtstem Hochmute verführt werden können. Doch bei mir verfing es, gottlob, nicht, und alle, sogar meine Eltern, schienen mich gegen Eitelkeit gefeit zu glauben.

Von unbegrenzter Liebe und Nachsicht umringt, verbrachte ich die Zeit von meinem vierzehnten bis zur Vollendung des siebzehnten Lebensjahres so recht glücklich nach meinem damaligen Sinn. Alle edleren Genüsse, denen mein jugendliches, lebensfrisches Gemüt offen war, genoss ich in ungebundener Freiheit. Diejenigen unter meinen Freundinnen, die mir am meisten zusagten, durfte ich sehen, so viel ich wollte, sowohl bei mir zu Hause, als auch bei ihnen. Hier muss ich bemerken, dass sie alle um vier bis acht, ja eine von ihnen, eine gar liebenswürdige Frau, sogar um zwanzig Jahre älter waren, als ich. Lesen durfte ich, wie gesagt, nur allzu Vieles, lernen und zur Beschäftigung wählen, was mir gefiel. Die Schönheiten der Natur, die mich entzückten, genoss ich in häufigen, oft grossen Spaziergängen und Landpartieen nach Herzenslust und besang in mittelmässigen Gedichten, was mir das Herz bewegte.

Zu jener Zeit kamen oft nennenswerte Durchreisende in unser Haus, unter anderen bald nach der Verheiratung des damaligen Erbprinzen von Weimar mit der Grossfürstin Maria von Russland, die Familie des Grafen Plater, der, wie ich glaube, einige Zeit Gouverneur von Littauen gewesen. Er war ein

ehrwürdiger Greis und seine Frau von höchst liebenswürdigem Charakter. Sie begleiteten mit ihren drei jüngeren Söhnen deren ältesten Bruder, Grafen Louis, auf seiner Berufsreise nach Deutschland und Frankreich. Letzterer hatte vom Kaiser Alexander den Auftrag erhalten, alles, was es in diesen Staaten Bemerkenswertes im Fache des Forstwesens gäbe, zu studieren oder zu besichtigen, um dann, womöglich, Nutzen für Russland daraus zu ziehen. Liebenswürdiger und durch hellen umfassenden Geist sowohl, als auch durch herzliche Gemütlichkeit einnehmender, konnte man nicht leicht sein, als dieser Graf Louis Plater, trotz seines nichts weniger als schönen Äusseren. Seine ungezwungene Beredsamkeit, die alles ergriff, um es mit dem Reichtum einer lebendigen Anschauungsweise zu umkleiden oder mit Scharfsinn zu erläutern, entzückte mich und unsern Kreis so, dass er sich sehr rasch unsere herzliche Zuneigung erwarb. Seine Brüder waren auch angenehmen Umganges, besonders der geistvolle Graf Stanislaus. Später las ich mit Interesse ein französisches Werkchen von letzterem: eine Notiz über Johann Sobiesky und dessen Briefwechsel mit seiner Gemahlin zur Zeit der Belagerung von Wien enthaltend.

Bei dem ersten Aufenthalt, den die Familie Plater bei uns nahm, war die junge verwitwete Baronin Hülsen, eine Nichte der Gräfin, deren Begleiterin. Das Geheimnis ihrer Verlobung mit ihrem Vetter Louis wurde uns aber nicht entdeckt. Ein halbes Jahr später jedoch, nach ihrer Rückkehr von Paris, erschienen sie als neu-

STANFORD LIBRARY
vermähltes Paar. Dann erfuhren wir auch die seltsame Geschichte der Maria Brdjostowska, der nachmaligen Baronin Hülsen und nunmehrigen Gräfin Louis Plater. Dieselbe war von früher Kindheit an meistens unter Aufsicht dieser Tante Plater auferzogen und gebildet worden, teils wegen der Kränklichkeit ihrer Mutter, teils auch deshalb, weil die Vermögensverhältnisse ihrer Eltern stark zerrüttet waren. Als Maria fünfzehn Jahre zählte, erkrankte ihre Mutter ernstlich und wurde von der liebenden Tochter treu gepflegt. Dem Ende nahe, teilte ihr die Mutter mit, dass der unendlich reiche, aber stumpfsinnige Baron Hülsen um ihre Hand angehalten habe, und stellte ihr die Annahme dieses ernsten Loses als ein edles, schönes Opfer vor, um ihre Familie vor dem sonst unabweislichen Bankerott zu retten. Diese Eröffnung brachte Maria umsomehr in schmerzlichste Bestürzung, als sie schon seit mehr als einem Jahre die innigste Neigung zu ihrem Vetter Louis empfand, welcher dieselbe auch herzlich erwiderte. Nur die Äusserung der Eltern ihres geliebten Vetters, dass sie nie in eine Verbindung mit einer so nahen Blutsverwandten willigen würden, gab ihr nach dem Augenblicke des ersten Schreckens den Mut, der Sterbenden zu versprechen, diese ihre dringende Bitte zu erfüllen. Die Mutter starb, und Maria fand sich nicht nur durch kindliche Pflicht an diese Zusage gebunden, sondern wurde auch noch von den übrigen Familiengliedern in ihrem Vorhaben bestärkt. Traurig und bangend erwartete sie den Zeitpunkt der Vermählung, die ihr schwerer, als das Opfer ihres Lebens schien.

Dass dann Vetter Louis ihr Brautführer ward, erhöhte noch ihren Schmerz. Der Grund, warum dies sich so treffen musste, ist mir entfallen. So wurde sie die Gefährtin eines Mannes, der zwar blöde und stumpfsinnig, jedoch körperlich stark und widerstandsfähig war. Er brachte die meiste Zeit seines Lebens auf der Jagd zu, führte einen fürstlichen Haushalt, dem unsere liebenswürdige Maria vorstand, die nun gegen ihr innerstes Gefühl in Pracht und Weltfreuden leben musste. So vergingen neun Jahre; da stürzte ihr Mann so unglücklich auf einem Jagdritte, dass er einige Stunden darauf seinen Geist aufgab.

Louis hatte sich nicht vermählt, und er und Maria liebten sich noch inniglich. Das traurige Schicksal, das letztere mit Geduld, weiblicher Würde und kindlicher Ergebenheit in Gottes Fügungen ertragen hatte, erweichte nun endlich das Herz von Louis Eltern und sie willigten in diese Verbindung, welche nach eingeholtem Dispens in Paris vollzogen wurde. Für die Jahre der Trübsal wurden sie mit einem selten glücklichen Los entschädigt.

An interessanten Persönlichkeiten könnte ich noch Graf Woronzoff nennen und seine anmutige Tochter Katinka, nachmalige Lady Pembroke, und hauptsächlich aber, unter allen hervorragend, Frau von Staël, die bei ihrem mehrtägigen Aufenthalte in Gotha beinahe immer bei unserem lieben Baron speiste. Noch sehe ich sie vor mir, die mit Recht weltberühmte Frau, die ihr Geist über so manchen der bewundertsten Männer ihrer

Zeit erhebt. Damals störte mich im Genuss ihrer überreichen, fesselnden Geistesfülle das Unweibliche, zu sehr nach Beifall Haschende in ihrem Wesen, und dennoch musste ich mit dem gespanntesten Interesse ihrer Rede lauschen, die voll ungezwungener Leichtigkeit von ihren Lippen floss, und es war merkwürdig, wie sie nie einen Gegenstand oberflächlich berührte, wenn sie ihn auch nicht jedesmal erschöpfte. Man fühlte Geist und Gemüt in ihrem Genie, und weit entfernt von jenen, welche sich darin gefallen, durch das Übergewicht ihres Geistes andere zu Boden zu drücken, liess sie nicht nur einen jeden neben sich gelten, sondern hob auch wohl seine Gaben hervor. Dies habe ich an mir sechzehnjährigem Mädchen erfahren, die ich mich sehr wunderte, dass sie mich würdig fand, sich mit mir abzugeben. Sie that dies auf eine Weise, die mich durchaus nicht einschüchterte, obgleich sie mich durch die Erwähnung meiner geringen Dichtergabe in Verlegenheit setzte. Hofrat Schlichtegroll, ein Freund meiner Kindheit, hatte ihr davon geplaudert. Da ich hauptsächlich auf deutsch dichtete, war es mir eine Beruhigung, dass sie, die damals diese Sprache nur unvollkommen verstand, sich daher nicht genauer darnach erkundigen konnte.

An einem der Tage, die Frau von Staël bei uns zubrachte, wobei sie von Benjamin Constant begleitet wurde, kam auch Herzog August von Gotha, um ihre Bekanntschaft zu machen, noch ehe sie an seinem Hofe erschien. Was soll ich von diesem seltsamen Manne

sagen, der, von Phantasie, Witz und Geistesfülle strotzend, der verkehrteste Kopf war, den ich je gesehen? — Von meinen Kinderjahren an von ihm mit zuvorkommender Güte überhäuft und bald nach jener Zeit, hauptsächlich durch ihn, zur Hofdame seiner Frau erwählt, begegnete er mir von Neuem auf das Freundlichste. Gern las er mir und noch einigen Damen seine Gedichte und Romanzen vor. Trotz aller Güte und Zuvorkommenheit, die er mir beständig und bei jeder Gelegenheit bewies, konnte ich ihm jedoch nicht nur keinen Geschmack abgewinnen, sondern fühlte mich sogar im grellsten Gegensatz zu seinem ganzen Wesen und seinen phantastischen Anschauungen. Wie auf glühenden Kohlen befand ich mich, wenn er mir dieselben im Feuer der Rede auseinandersetzte, fast noch mehr als da er sie vorlas. Ich konnte in meinem damaligen Alter viel weniger als späterhin verbergen, was ich dachte und fühlte, begreife daher nicht, dass ich ihm nicht bald ebenso unerträglich wurde, als er es mir gewesen. Ob ihn davon bisweilen etwas anwandelte, weiss ich nicht, jedenfalls konnte ich es nicht bemerken; sehr wunderte ich mich, als er sich einstmals mit einer geistvollen, jungen Person, der Tochter des Dichters Gotter und Schwester der Frau von Schelling, verabredete, mich in einem Sonett zu besingen, das sie mir, zugleich mit dem ihrigen, zeigte.

Herzog August traf mit Frau von Staël bei uns gerade an einem Tage zusammen, an dem sein phantastischer Kopf übersprudelte; die beiden konnten

über keinen Gegenstand einig werden. Ohne eigentlich interessant zu sein, war dies Gespräch in seiner Art merkwürdig, ich fand es sogar ermüdend und wünschte ihn in meinem Herzen weit hinweg, worin mir aber nicht gewillfahrt wurde, und es dauerte übermässig lange, bis er uns verliess. Obwohl der Baron bei dieser Gelegenheit hin und wieder geistvolle Äusserungen machte, verhielt er sich doch mehr als Zuhörer, eben so, wie meine Mutter. Diese fühlte sich in der Nähe der Frau von Staël überhaupt wie beengt, da sie ihr aus früheren Zeiten jugendlicher Eindrücke her und auch politischer Gesinnungen wegen vom Beginn der Revolution an in hohem Grade unsympathisch war. Es ist nicht zu leugnen, dass die berühmte Frau, als Tochter des Ministers Necker, den Anfang der Revolution approbiert und zu dieser Zeit, ganz im Gegensatze zu den Gesinnungen meiner tugendhaften Mutter, leichte Grundsätze angenommen und im Leben ausgeführt hatte. Sie mochte auch noch damals, da wir sie sahen, in dieser Hinsicht nicht lobenswert gewesen sein, allein das Ende ihres Lebens war erbaulich. Ihre grosse Seele ahnte schon damals die Erhabenheit der Religion, und ihr edles Gemüt, das sie in die Arme des Christentums zurückbrachte, war der Lichtpunkt in ihrem Wesen. Ihre zwei Kinder sind sehr fromme Christen geworden und die innigsten Freunde ihrer Mutter, wie ich durch die Gräfin von St. Aulaire erfuhr, die ich in Paris als eine der ausgezeichnetsten und interessantesten Damen kennen lernte. Mit Frau von Staël war sie aufs engste befreundet.

Ich erwähnte schon, dass damals, nämlich im Jahre 1804, die Grossfürstin Marie, als Erbgrossherzogin von Weimar, vom Norden her, ihren Einzug in diese Musenstadt gehalten. Von Gotha fuhren viele zu ihrem Empfang und den Festlichkeiten, die er mit sich brachte. Meine Mutter verfügte sich mit uns beiden Schwestern einige Wochen später auch dorthin, wo es noch immer sehr brillant zuging, und wir mehrere Bälle und Theatervorstellungen mitmachten. Des alten Barons geheimer Plan war es, dass ich bei dieser liebenswürdigen Fürstin Hofdame werden möge. Dies wäre mir aber, meiner ernsten Geistesrichtung halber, nicht minder unerträglich gewesen, als die dadurch bedingte Trennung von meinen Lieben, wiewohl mich die Grossfürstin ganz bezauberte und mir nicht anders als eine Huldin erschien. Ihr graziöses, schwebendes Wesen, der milde und doch so ernste Ausdruck ihrer Züge, die, durch die blendend blühende Farbe ihres Teints verfeinert, mir schön erschienen, ihre Redeweise, ihre Haltung, kurz dies Alles sprach mich gleich so an, dass mir, nach Art der ersten Jugend, der Enthusiasmus für sie den Wunsch eingab, ihr in allem ähnlich werden zu können. Man konnte ihre Virtuosität in der Musik und ihre hohe Geistesbildung nicht genug loben und erzählte manche reizende Anekdote über sie, die sie als ein Wesen von erhabenem Charakter darstellte.

O, wie schnell ist der Rausch der Menge dahin! Wenige Monate nachher hatten sich bereits Parteien gebildet, die sie im Gegensatz zu ihrer Schwiegermutter

und Schwägerin herabsetzten. Zu ferne von ihr lebend und zu unkundig aller Einzelheiten, um darüber urteilen zu können, that mir dies sehr wehe. —

Aus dem Projekt des Barons, die Hofdamenstelle betreffend, konnte überhaupt nichts werden, da ausser der russischen Dame, Fräulein von Berg, die sie mitgebracht hatte, noch eine Weimaranerin beigezogen werden sollte. Die Grossfürstin äusserte sich aber, dass ich sowohl, als auch meine Schwester (die obgleich erst dreizehnjährig zu den Bällen und Festen mitgenommen worden) ihr sehr zusagten, und sie unsere Art der von vielen anderen vorzöge. Veranlassung zu dieser Äusserung dürfte wohl der damals in Weimar herrschende sonderbare Ton gegeben haben. Von der Schöngeisterei, die durchgängig Mode war, zeigte sich nicht nur die ganze brillante Welt, sondern auch die jungen Mädchen angesteckt, und dies machte manche unter ihnen absprechend und geschwätzig, was der Anmut, Weiblichkeit und Bescheidenheit der Jugend grossen Abbruch that. In Gotha hatten diese Lebensgewohnheiten noch nicht um sich gegriffen, was später wohl auch teilweise der Fall wurde.

Ich hatte schon früher in Weimar ausser Herder, von dem mir keine Erinnerung blieb, alle die grossen Dichter des dortigen Parnasses gesehen, sehr oft Wieland, jedoch als Greis, dem man in den letzten Jahren seines Lebens kaum mehr etwas ansah von dem Geiste seiner Schriften, die er, wie ich hörte, zuletzt als guter Familienvater bereute, geschrieben zu

haben. Er war sehr häufig bei den beiden Herzoginnen, der Herzogin-Mutter Amalia, einer Nichte des grossen Friedrich und geborenen Prinzessin von Braunschweig, sowie der regierenden, Luise, vormaligen Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Letztere war eine höchst gewinnende Frau, von einfachem, schlichtem Wesen und hohem, edlem Charakter, allen zugänglich, wie meine Schwester und ich es, als sehr junge Mädchen, erfuhren, obgleich sie beim ersten Anblick etwas Stolzes und Zurückhaltendes hatte. Sie ist es gewesen, die 1806 eine so schöne Rolle als hohe, mutige Fürstin durchführte, indem sie inmitten der Verwirrung des Schlachtfeldes unerschütterlich in ihrem Schlosse ausharrte und Napoléon samt seinen Generälen erwartete, was Stadt und Schloss vor Plünderung schützte, während die Vororte unter dem immer näher heranrückenden Kanonendonner der Franzosen schon preisgegeben waren. In der Folge ist es mir klar geworden, wie diese Fürstin, ohne für so gelehrt zu gelten, als ihre Schwiegermutter, noch so vielseitig gebildeten Geistes zu sein, als ihre Schwiegertochter, Grossfürstin Marie, beide an Tiefe und Scharfblick überragte.

Die zu dieser Zeit nacheinander erscheinenden Theaterstücke Schillers machten den grössten Eindruck auf mich, zuerst „Don Carlos“ und zuletzt die „Braut von Messina“. Seine Werke exaltierten mein ganzes Wesen, und ich lernte viele seiner damals eben herausgekommenen „lyrischen Gedichte“ auswendig. Er hatte auch in der „Huldigung der Künste“, als Ge-

legenheitsprolog beim Empfang der Grossfürstin, sehr Bemerkenswertes und von der ihn umgebenden Welt Bewundertes geliefert.

Goethes berühmte Dramen dagegen waren alle viel älter und nicht so nach meinem Geschmacke. Ich wagte wohl nicht meine Meinung hierüber zu äussern, aber auch „Werther“ gefiel mir ganz und gar nicht. Ich hatte Goethe beim Baron persönlich kennen gelernt. Als er einstmals dort zu Mittag speiste, sass ich neben ihm, und da der gute Herr von Grimm ihm eben erzählte, dass ich mehrere seiner Werke kenne, dachte ich, es zieme sich, ihm zu sagen, dass ich gerade „Herrmann und Dorothea“ mit Freuden gelesen habe. — Seine Antwort war nicht sehr ermunternd, weiter von diesem Thema zu reden, er sagte nämlich mit gemessener, gravitätischer Stimme: „So, haben Sie das gelesen!“

Schiller sah ich nur einige Male am Weimarischen Hofe, wo er nur wenig sprach, bei näherer Bekanntschaft jedoch soll er sehr interessant gewesen sein. Die Grafen Plater reisten öfter von Gotha nach Weimar, nur, um mit diesen am litterarischen Himmel glänzenden Sternen zu verkehren. Sie waren aber nicht immer mit Schillers Antworten auf verschiedene an ihn gerichtete Fragen zufrieden, so sagte er zum Beispiel: mit seinem Gedichte vom „Mädchen aus der Fremde“ habe er eben nur „das Mädchen aus der Fremde“ gemeint. Unter seinen lyrischen bezeichnete er selbst „Die Sehnsucht“ als sein Lieblingsgedicht.

Einige Monate, nachdem die Grossfürstin nach Weimar gekommen war, machte sie einen Besuch in Gotha, bei welcher Gelegenheit sie auch den guten alten Baron aufsuchte, und uns, auf seine unterthänige Bitte hin, etwas auf dem Klavier vorspielte. Wir mussten alle ihre Virtuosität bewundern, da sie ein schwieriges Konzert von Beethoven auswendig vortrug.

VI. Kapitel.

Bei Hofe.

Im Jahre 1802 heiratete der Erbprinz von Gotha zum zweiten Mal, nachdem seine erste Gemahlin Luise, geborne Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, im Wochenbette, welches der nachmaligen Herzogin von Coburg das Leben gab, gestorben war. Doch ehe ich von der zweiten Frau rede, muss ich noch einige Worte von der ersten sagen. Diese ist eine liebliche Erscheinung gewesen, die durch ihre Schönheit, Anmut und Freundlichkeit allgemein gefiel. Am 21. Dezember 1800 gebar sie ihre Tochter, die am 23. in den Gemächern der hohen Wöchnerin getauft wurde, wozu der ganze Hof geladen und versammelt war. Ich, obgleich noch nicht volle vierzehn Jahre alt, war auch im langen Kurmantel zugegen. Die Erbprinzessin lag, sehr elegant angethan, in einem Empfangszimmer, und man war so unvorsichtig, nicht nur etwa die Damen von höherem Rang oder Alter an ihr Bett zur Gratulation vorzulassen, sondern alle Damen und Fräulein, so dass auch ich zugelassen wurde. Ob nun die Ermüdung dieses Tages oder andere Ursachen ihr das Kindbettfieber in gefährlichstem

Grade zugezogen, weiss ich nicht, allein sie starb daran am 4. Januar 1801.

Während mehrerer Monate hörten infolge dieses Trauerfalles alle geselligen Freuden in Gotha auf, dann wurden hie und da einige Damen, worunter auch wir, der Reihe nach vom Erbprinzen in seinen Gemächern zum Souper geladen.

Ungefähr eineinhalb Jahre später war die Rede von einer zweiten Heirat desselben mit Prinzessin Karoline von Hessen-Cassel, der jetzigen verwitweten Herzogin. Diese gute, wohlwollende Frau lernte ich damals als Erbprinzessin kennen, und zwei Jahre darauf ward sie durch den am 20. April 1804 erfolgten Tod des verehrungswürdigen Herzogs Ernst regierende Herzogin. Als solche nahm sie mich und Emilie von Scheliha unter die Zahl ihrer Hofdamen auf. Zwei andere, Fräulein von Osterhausen und von Dalwigk, hatte sie überdies aus Hessen mitgebracht, letzterer erwähnte ich bereits. Sie waren alle liebenswürdige Persönlichkeiten. Karoline von Dalwigk übertraf jedoch ihre um fünf bis sechs Jahre ältere Gefährtin Osterhausen an Anmut und Verstand. Sie gewann alle Herzen durch die Lieblichkeit ihres Äussern sowohl, als auch durch ihre angeborene Freundlichkeit und Güte. Mir gefiel sie auch ausnehmend, jedoch hätte sich ohne ihre zärtliche Zuneigung zu mir vielleicht unsere innige schwesterliche Freundschaft nicht so bald geschlossen. Sie gewann meine Liebe durch die ihre, welche, ich möchte sagen, schrankenlos war, in einem hohen Grade, und der Schwung ihrer Seele

wirkte wohlthätig auf die meinige. Alles, was ich bis zu diesem Zeitpunkt in mir verschlossen hielt, auch wohl, was ungeweckt und unbewusst in mir schlief, brach die hemmenden Dämme, und wir schwärmten auf unschuldsvolle Weise zusammen. Meine stille Liebe zu Louis Trott liess ich sie jedoch mehr erraten, als dass ich mich darüber ihr gegenüber aussprach. Da sie ihn, als Landsmann, schon seit seiner Kindheit kannte und eine Freundin seiner Schwester war, sah ich ihn bisweilen bei ihr. Als er aber bemerkte, dass ich Sonntags vormittags nach dem Gottesdienste mich immer bei ihr einfand, kam er auch regelmässig an diesem Tage zur selben Stunde, und wir unterhielten uns alle drei recht gemütlich zusammen über die Ereignisse der Woche oder über Kunst und Poesie.

Dies geschah aber noch ehe ich Hofdame geworden, denn zu dieser Zeit war er schon zur Universität abgegangen, und ich sah ihn nicht wieder, bis ich als Witwe bei meiner Schwiegermutter mit ihm in Eisenach zusammentraf, wo er als preussischer Landwehroffizier vor mich trat. Er fand mich gar nicht, ich ihn aber sehr verändert. Einige Jahre später starb er. Unser Wiedersehen in Eisenach hat mir aber eine liebe Erinnerung zurückgelassen, indem er mit grosser Offenheit von der Wendung seines Lebens und seiner Ausbildung, deren Mangelhaftigkeit er bedauerte, mit mir sprach, und wir über alles ganz ungezwungen mitsammen, als alte Freunde, conversierten.

Um wieder auf Caroline Dalwigk zurückzukommen, muss ich bemerken, dass sie es war, die mir mein Hofamt lieb machte, denn ohne sie und die Aussicht, noch inniger mit ihr verkehren zu können, wäre es mir unerträglich gewesen. Eben so wie die Leere des Hoflebens, war mir der Zwang der Abhängigkeit zuwider, von dem ich übrigens um so weniger einen Begriff hatte, als niemand wohl eine so ungebundene Freiheit, wie ich, bis dahin genossen hatte. Da ich erst siebzehn Jahre zählte, stellten meine Eltern und der Baron einige Bedingungen bei der Annahme dieser Hofstelle, und erwirkten mir manche Vergünstigung, damit ich fortfahren könne, meinen Geist auszubilden, und für meinen Familienkreis nicht ganz verloren sei.

An die gefährlichste Freiheit einer jungen Hofdame, die ihre eigenen Zimmer und eigene Dienerschaft in einem mehr oder weniger entlegenen Teil des Schlosses hat, dachten meine Eltern nicht. Meinem Schutzengel und dem fest entschlossenen jungfräulichen Sinne verdanke ich es, dass ich diesen Gefahren entging. In der ersten Zeit empfing ich, wie alle andern Hofdamen, Besuche in meinem Zimmer, wo sich auch viele Herren einfanden, doch waren sie alle schon von reiferem Alter, bis auf einen, und dies war der ältere Bruder von Louis Trott, der Oberforstmeister in Gotha. Als ich einmal bei der Tafel mit ihm zufällig über den Eid und dessen Unverbrüchlichkeit zu sprechen kam, äusserte er sich dahin, dass auch er einen geschworen

habe, der schwer auf ihm laste, und über welchen er sich unmöglich hinwegsetzen könne, obgleich selbst Geistliche ihm gesagt hätten, dass dieser voreilig geleistete Eid nicht bindend sei, vorausgesetzt, dass er ihn Gott ernstlich abbitte. Er bat mich, zu mir kommen zu dürfen, um mir den Zusammenhang zu erzählen. Ich war neugierig, dies zu erfahren, und erlaubte ihm daher, eine Stunde vor dem Thee bei der Herzogin, mich aufzusuchen. Er fand sich glücklich ein und erzählte, wie er einst um Emilie Scheliha geworben hätte, welche anfangs seine Neigung zu erwidern schien; wie er sie aber zur Frau begehrte, hätte sie um Bedenkzeit gebeten und ihm dann „Nein“ gesagt. Diese Antwort habe ihn nicht nur zu Boden gedrückt, sondern ihn auch in hohem Grade erzürnt und gegen das ganze schöne Geschlecht so aufgebracht, dass er vor Gott dem Herrn feierlich gelobte, nie mehr an eine Heirat zu denken. Ohne ergründen zu können, was Emilie wohl bewegte, also abzubrechen, sagte ich ihm: nach meiner Meinung sei ein solcher Eid nur dann bindend, wenn er von der Partei, welcher er geleistet wurde, angenommen, oder diese durch den Bruch des Eides geschädiget würde; doch leider schienen ihn alle meine schönen Schlüsse nicht zu überzeugen. Vielleicht wollte er, indem er sich mir, als durch diesen Eid gebunden, darstellte, seine Besuche ohne alle Consequenz erscheinen machen. Dies fiel mir erst später ein, als er eine starke Neigung zu mir fasste, die ich aber durchaus nicht erwiderte,

obwohl er sehr gut und schön, aber was ich damals uninteressant nannte, war, und ich überhaupt nicht leicht Feuer fing, wozu wohl auch die Erinnerung an seinen Bruder beitrug.

Während ich so traulich und ernst mit ihm dasass und conversierte, kam es mir plötzlich durch den Sinn, wie nach den Convenienzen des Lebens dieses Zusammensein eigentlich ganz unpassend sei; es wurde mir auf einmal unheimlich zu Mute, besonders bei dem Gedanken, was wohl meine Dienerschaft von uns denken würde, und ich trachtete schleunigst unser Gespräch zu Ende zu führen.

Der Entschluss, keinen männlichen Besuch mehr in meinem Zimmer zu empfangen, reifte mit einemmale in mir, und um ihn auszuführen, brauchte ich nur gleich nach aufgehobener Tafel, meinem Herzen folgend, zu meiner Freundin Dalwigk zu gehen, bis mich der Wagen holte, welcher mich für die Zwischenzeit nach Hause zu fahren hatte. Und nach und nach fand es sich, dass ich, um meine Studien in Litteratur, Sprachen und den schönen Künsten fortsetzen zu können, überhaupt keine Zeit zu Besuchen erübrigen konnte, ausser für die verehrte Ministersfrau von Frankenberg und für meinen guten, alten väterlichen Freund, welche beiden ich samt meinem ganzen Familienkreise nicht entbehren wollte. Hauptsächlich konnte dies alles an den zwei Tagen, die ich mir wöchentlich ganz vorbehalten hatte, geschehen. Auch hatte es der Baron mit dem Herzog und der Herzogin abgemacht, dass ich alle

Vormittage ganz für mich haben sollte und keine der Reisen, die die Herzogin bisweilen unternahm, mitzumachen brauchte. Indessen traf es sich schon gegen Ende des ersten Jahres, dass wir es mit dieser Forderung nicht allzu strenge nehmen durften. Als nämlich der Landtag zu Altenburg nach langer Zeit wieder zum erstenmale mit dem ehemaligen Glanze eröffnet werden sollte, bat mich die Herzogin, sie dahin zu begleiten, was man ihr billiger Weise doch nicht abschlagen konnte.

Diesen Ausnahmsfall hatte der wunderliche Charakter der Gemahlin des Herzogs Ernst, Herzogin Charlotte, herbeigeführt, die sich von jedem Erscheinen am Hofe befreit hatte, um, wie sie sagte, ein zurückgezogenes, gelehrtes Leben zu führen, wie viele aber behaupteten, nur einzig deshalb, um mit jener raffinierten Bosheit, die sie leider kennzeichnete, ihren verehrungswürdigen Gemahl zu kränken. Dieser trug alles mit bewundernswerter Geduld und büsste hierdurch die Widerspenstigkeit seiner Jugend, in der er sich weigerte, diejenige Fürstin zu heiraten, oder vielmehr unter denjenigen zu wählen, die ihm seine Eltern vorgeschlagen hatten. Er hegte nämlich damals eine heftige Leidenschaft für eine Person eines andern Standes. Und so wurde er denn später bei der Rückkehr von einer Reise, in Meiningen, wo er sich kurze Zeit aufhielt, von dieser arglistigen Prinzessin gleichsam in das Netz gezogen. Ich enthalte mich fernerhin von ihr zu sprechen und bemerke nur noch, dass

sie, gottlob, die einzige Person von allen war, die ich je kennen lernte, welche ein Vergnügen darin fand, Leute zu peinigen, ohne einen anderweitigen Zweck damit zu verbinden. Ihr Gemahl war desto musterhafter und liebenswürdiger und ich wüsste an ihm nichts zu tadeln, als höchstens dass er (gewiss unschuldiger Weise und aus Herzensgüte) den Freimaurern und Illuminaten günstig gesinnt war, und unter anderen auch der berüchtigte Weishaupt, mit seiner übrigens sehr schätzbaren Familie, Zuflucht in seinem Staate fand.

Der Tod des Herzogs Ernst, den das ganze Land tief beklagte und betrauerte, wird mir immer in wehmütiger, stillfeierlicher Erinnerung bleiben, erstlich wegen der blutenden Wunde, die er dem Herzen meines geliebten väterlichen Freundes schlug, und ferner wegen der Trauer, welche sein Hinscheiden der mir in enger Freundschaft verbundenen Familie des Kriegsrates Reichard verursachte.

Frau Amélie Reichard, geborene Seidler, obwohl zwanzig Jahre älter als ich, die damals siebzehnjährige, hatte durch die Anmut ihres inneren Wesens und ihrer äusseren Erscheinung mein Herz gewonnen. Sie behandelte mich als vertraute Freundin, der sie all' ihre Gedanken und Gefühle mitteilte, und ich muss sagen, dass sie und Karoline Dalwigk durch den überwiegenden Adel ihres Gemütes und ihre gewinnende Liebenswürdigkeit mir höchst wohlthätig und förderlich bei der Entwicklung meines Seelenlebens waren. Meiner lieben verehrten Freundin

Amélie Tochter, Lotte, nachmalige Frau von Göchhausen, blieb mit meiner Schwester Adèle in gleich inniger Weise verbunden, wozu auch ihr beiderseitiges musikalisches Talent beitrug.



Adèle Marquise de Causans
geborene Gräfin von Bueil.
(Die Schwester der Verfasserin.)

Adèle, welche um dreieinhalb Jahre jünger war als ich, stand mir etwas ferner, dadurch, dass sie

zu jener Zeit allem Ernste, sowohl in Litteratur als Wissenschaft, durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte. Dennoch liebten wir uns innig: sie empfand eine Art bewundernder Achtung für mich und ich ein zärtlich mütterliches Gefühl für sie. Unbeschreibliche Anmut vereinte sich in ihr mit Herzensgüte und opferfreudiger Hingebung, während ihren Geist Heiterkeit und unschuldiger Witz nur noch umso anziehender gestalteten. Sie bezauberte dadurch allgemein Jung nnd Alt und wurde von allen geliebt. Ich glaube nicht, dass dies ebenfalls von mir gesagt werden konnte, wiewohl ich von vielen mit überfliessender Liebe umschlossen und erhoben wurde. Der Ernst meines Geistes, welcher sich schon mit den ersten Jahren des Heranwachsens kund gab, und eine ebenso abstossende Kraft gegen diejenigen, die ich als gemeine, niedrige oder engherzige Seelen klassifizierte, wie feurige Liebe und Bewunderung für solche, die ich meiner Zuneigung würdig erachtete, musste die Einen ebenso sehr gegen mich, wie die Andern lebhaft für mich einnehmen. Doch waren es eigentlich nur wenige, die ich in diese beiden Klassen hätte einreihen können, und es musste sich natürlich eine bedeutende Zwischenklasse finden, Leute, die höchst gütig und freundlich mir, dem so lebendigen Kinde, vieles nachsahen, was des Tadels bedurft hätte, und mir durch ihre Güte und Liebe zwar Zuneigung und Achtung, doch keineswegs Bewunderung abgewannen. Ich fühle es noch, wie sich die aufstrebende und suchende Seele in

diesem Liebeselemente selig bewegte. Auch ist mir erinnerlich, dass Graf Louis Plater einmal sagte: „Beide Schwestern sind mir wert und interessant, und ich vergleiche Gräfin Adèle mit einem zwischen blumigen Wiesen leicht und klar dahinfliessenden Bache, und Sie mit einem aus der Höhe über Felsen herabstürzenden Bergstrom.“ — In meiner kindlichen Unbefangenheit verstand ich damals nicht ganz den Sinn dieser Metapher — und es ist mir lieb, dass ich sie nicht begriff.

Um von meiner geliebten Schwester und von mir zu sprechen, habe ich von dem Tode des edlen Herzogs Ernst abgelenkt, auf den ich nun zurückkommen muss. Sein am 21. April 1804 erfolgtes Ableben leitete, infolge der Gegensätze seines Charakters mit dem seines Nachfolgers, eine ganz neue Ära für das Herzogtum ein.

Merkwürdig war die besondere Art seiner Bestattung an einem eigentümlichen Orte, welchen dieser seltsame, in sich gekehrte, vieldenkende und fein empfindende Mann, für sein Begräbnis angeordnet hatte. Auch musste die Beerdigung, ich weiss nicht aus welchem Grunde, zu später Abendstunde, bei Mondenschein und Fackellicht stattfinden, was in allen, die dabei gegenwärtig waren, sowie auch in mir, obzwar ich nicht dabei gewesen und nur davon sprechen hörte, eine poetische Erinnerung zurückliess. Er hatte in seinem nicht sehr grossen, aber in edlem, grossartigem Stile angelegten Parke eine ziemlich geräumige, schattige und mit allerlei Bäumen, hauptsächlich Cy-

pressen und Trauerweiden, bepflanzte Insel schaffen lassen und testamentarisch verfügt, dass dortselbst seine sterblichen Überreste der Erde ohne Sarg, nur in ein Leichentuch gehüllt, anvertraut werden sollten, angeblich, damit nichts die Elemente seines Leibes verhindere, je eher, je lieber wieder zu Erde zu werden, woraus sie gebildet waren. Man bereitete ihm demnach einen mit Rasen belegten Sarg an diesem stillen, umschatteten Orte, und mehrere Tage hindurch strömte die Menge dahin, die Trauerstätte mit Blumen zu bestreuen und mit ungeheuchelten Thränen zu befeuchten. Er hatte sich jede Trauerrede verbeten und nur ein stilles Gebet angeordnet.

Der Oberhofprediger, ein frommer Christ, und deshalb von dem aufgeklärten Hofe und der ebenso aufgeklärten Stadt verkannt und beinahe verlacht, empfing den Befehl, keine Rede zu halten; er gehorchte, schloss aber sein Gebet an der Trauerstätte mit wenigen sinnvollen Worten, die umsomehr Jung und Alt in Erstaunen setzten, als man sie nicht aus diesem Munde erwartet hätte; er sagte nämlich: „Hier ist es dunkel, dort ist es licht — hier sind wir traurig — dort ist er selig.“ Ein allgemeines Schluchzen folgte dieser kurzen, sinnigen Grabrede.

Da erst nach der Veränderung, die dieser Tod bewirkte, meine Hofdamenzeit begann, ist dieser Bericht eigentlich nur ein Rückblick auf damals schon Vergangenes und ich komme auf jene Ereignisse zurück, die meinem Eintritte bei Hofe folgten.

Um nicht ganz in dieser zerstreuungssüchtigen und ziemlich oberflächlichen Welt, die mich nun umgab, zu verflachen, hatte ich mich in meinen Mussestunden mit Feuereifer der Wissenschaft, und zwar besonders dem Studium der Geschichte und Philosophie, hingegeben. Mit dem Hofrat Jacobs*) las ich die englischen Dichter und lernte nach seinem Rate die spanische Sprache, deren Litteratur er mir sehr empfahl. Unter anderem hatte ich mir auch Winckelmanns Werk über Plastik und antike Kunst angeschafft, und ein Jahr später liess ich es mir beifallen, meine schon früher erlangten Kenntnisse in der Mathematik durch die Erlernung der Algebra zu bereichern. Ich stiess in dieser auf Schwierigkeiten, die ich weder in der Geometrie

*) Friedrich Christian Wilhelm Jacobs, Schriftsteller und Übersetzer, erblickte 1764 zu Gotha das Licht der Welt, woselbst er auch seine Studien beendete und den grössten Teil seines Lebens wirkte. Herzog Ernst II. ehrte und unterstützte sein Talent in reichlichem Masse. Er starb im Jahre 1847. Von seinen Werken sind zu nennen: 1. Übersetzungen: Vellejus Paterculus und Homer nach Handschriften (1793), Bion und Moschus mit Vorrede über Theokrit (1795) etc., etc. 2. Eigene Werke: „Elementarbuch der griechischen Sprache“ (zwei Bände 1807), „Vermischte Schriften“ (fünf Bände 1823—1824 Gotha und Leipzig), „Allwin und Theodor“, „Auswahl aus den Papieren eines Ungenannten“, „Feierabende in Mainau“, „Die beiden Marien“, etc., etc. Die meisten derselben erschienen unter dem Titel „Schule für Frauen“ (sieben Bände, Leipzig 1827 folg.) gesammelt. 3. Er gab heraus: „Exercitationes criticas in scriptores veteres“ (1796—1797), „Anthologia ad fidem codicis Vaticani edita“ (vier Bände, Leipzig 1813—1817) etc. Über ihn schrieb unter anderen Wüstemann: „Jacobsi laudatio“ (Gotha 1847). Der Herausgeber.

noch in dem Teil der Trigonometrie, den ich studiert, gefunden hatte. Unter Herrn Sparrs Leitung gelang es mir, dieselben zu überwinden, (der Umstand, dass er Instruktor meiner Schwester in Geschichte, deutscher Sprache und Arithmetik war, bot mir Gelegenheit, ihn zum Lehrer der Algebra zu nehmen). Damals nannten wir ihn eine gute, reine Seele, schätzten und achteten ihn, aber ich gestehe, dass ich erst später seinen vollen Wert erkennen lernte, nachdem ich durch vielfache Erfahrungen im Leben inne wurde, wie selten solche demütigen, liebevollen Seelen sind. Er war dabei voll Lebendigkeit und ergriff alles Schöne und Edle mit kindlichem Entzücken. Seine Gesundheit war schwach, und wenige Jahre später wurde er seinem geistlichen Berufe entrissen; er starb an Schwindsucht.

Soviel ich mich erinnere, geschah es in meinem ersten Jahre bei Hofe, dass sich die Herzogin auf drei Wochen nach dem nahegelegenen Lustschlosse Ichtershausen begab. Ihr Oberhofmeister, Herr von Scheliha, dessen Gattin, sowie Karoline Dalwigk, Emilie Scheliha und ich begleiteten sie. Fräulein von Osterhausen war während dieser Zeit abwesend. Ausserdem reisten noch der Kammerherr und Kammerrat von Schlotheim, als dienstthuender Kämmerer und ein Kammerjunker, den ich nicht mehr zu nennen weiss, mit uns. Herr von Scheliha behandelte mich mit der gleichen väterlichen Freundlichkeit, wie Herr von Schlotheim, den man als tiefdenkenden und sehr gebildeten Mann schätzte,

Ich hatte ausser Winckelmanns „Plastik" auch Mendelssohns „Phädon" nach Ichtershausen mitgenommen, und dieses letztere Werk gab öfters Gelegenheit zu Tischgesprächen zwischen Schlotheim und mir, die wir dann noch meistens bei den abendlichen Spaziergängen fortsetzten, was sich nicht nur sehr interessant gestaltete, sondern mir auch noch zum bleibenden Gewinn wurde, da ich dadurch lernte, meine eigenen Gedanken auszudrücken und für andere klar zu machen.

Gerade in der schönsten Jahreszeit waren wir also gemütlich in Ichtershausen etabliert. Das hübsche, etwas altertümliche Schloss umgab der in altfranzösischem Stile angelegte Garten, an welchen ein anmutiges Hölzchen stiess, das, von zahlreichen Geh- und Fahrwegen durchzogen, einem Parke glich. Längs des Gartens lief eine grosse Lindenallee mit Bänken, in der ich gewöhnlich früh Morgens, oft schon vor dem Frühstück, promenierte, mich meinen Gedanken überlassend, wobei sowohl magische Träume der Phantasie, als ernste, philosophische Forschungen meinen Geist beschäftigten. Meistens waren wieder Winckelmanns „Plastik" oder „Phädon" meine Begleiter auf diesen einsamen Spaziergängen zu irgend einer jener lauschigen Bänke, woselbst ich mich dann mit den beiden stummen und doch so beredten Freunden zu unterhalten pflegte.

Ich erinnere mich, eines Morgens ganz darin versunken gewesen zu sein, als plötzlich eine schlichte Bauersfrau vor mir stand und mich mit den Worten anredete: „Ei, wie so andächtig schon in der Frühe!"

Erst lächelte ich, dann aber dachte ich, wie gut es doch die Frau gemeint und wusste es ihr Dank. Mit dem Socrates war ich ja auch, nach meiner damaligen beschränkten Meinung, andächtig, da ich dem „unbekannten“ Gotte Anbetung darbrachte — ja wohl noch unbekannt ist er mir damals gewesen, obgleich er mir doch so bekannt schien, denn was wusste ich klar von ihm, als dass er mein Schöpfer und weiser Erhalter sei? — Die Erlösung war mir jedoch ganz in den Hintergrund meines Denkens und Fühlens getreten, und ich hatte ihre grosse Bedeutung auch in den Kinderjahren, wo ich so gedankenlos daran glaubte, nie recht erfasst. —

In den Vormittagsstunden besuchte ich oft Karoline Dalwigk, aus deren Fenster uns eine freundliche Aussicht über den Garten und auf die Ufer der Gera anlachte. — Wir plauderten, lasen und arbeiteten dann zusammen und auch Emilie gesellte sich zuweilen zu uns, jedoch gab sie sich viel mit Musik in den untern Zimmern ab, wo sie und ich wohnten. — Zu dieser Zeit war Karoline Dalwigk oft wegen des langen Ausbleibens der Briefe ihres Bräutigams Eduard Dewar betrübt, ich suchte sie zu zerstreuen, doch wollte es mir kaum gelingen; als er dann später für einige Zeit in Gotha erschien, fiel ihm die schwere Aufgabe zu, seine geliebte Braut zu trösten über den Verlust ihrer Schwester, Frau von Busch, deren Tod sie bis ins Innerste des Herzens erschüttert hatte. Bald darauf kam er jedoch, um von ihr Abschied auf längere Zeit zu nehmen, da das Regiment, bei dem er stand, nach Amerika ge-

schickt wurde. Von Ichtershausen aus benutzten die Herzogin und wir das schöne Sommerwetter nicht nur, um Spaziergänge und Fahrten in der nächsten Umgebung zu machen, sondern auch um Excursionen wie zum Beispiel nach Molsdorf, Stedten, den drei Gleichen oder Ettersburg bei Arnstadt und anderen Orten, deren Namen mir jetzt entfallen sind, zu unternehmen. Molsdorf, ein hübsches Schloss, und seinen grossen steifen Garten, kannte ich längst schon, aber Stedten, von dem ich so häufig hatte reden hören, war mir noch unbekannt, und es gereichte mir zur grössten Freude, diesen anmutsvollen Ort und den interessanten Familienkreis kennen zu lernen, von dem ich nicht ahnen konnte, dass ich ihm später so eng verbunden sein würde. Es war dieses die Familie des Grafen Keller. Die Gräfin Amélie, geborne Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, hatte ich zwar in meinen Kinderjahren schon einigemale in Erfurt gesehen, wenn ich meine Mutter begleitete, welche gern einige daselbst wohnende emigrierte französische Familien besuchte. Auch erinnere ich mich, sie gesehen zu haben, als ich einmal mit meinen Eltern acht Tage beim Coadjutor von Mainz, Freiherrn von Dalberg,*) dem nachmaligen Fürstprimas des Rheinischen Bundes, zubrachte. Gräfin Keller — meine spätere Tante Amélie — hatte mir durch ihre auffallende Schönheit und ihre Leutseligkeit einen sehr angenehmen

*) Näheres über diesen siehe I. Buch, letztes Kapitel in der Anmerkung bei seinen Briefen an Julie von Bechtolsheim.
Der Herausgeber.

Eindruck zurückgelassen, der sich jetzt, wo mich mein reiferes Alter schon fähiger machte, ihre ganze Liebenswürdigkeit zu erkennen, nicht nur erneute, sondern sogar noch in hohem Grade steigerte. Um ihren freundlichen, lieblichen Mund schwebte ein Zug von Wehmut, den wohl damals die Kränklichkeit ihres Töchterchens Sophie verursachte. Dies liebe Kind war der Gegenstand zärtlichster Aufmerksamkeit der zahreichen Geschwister; auch ihre Tante Botzheim und deren Tochter Luise, welche beiden ich damals kennen lernte, teilten sich in die Sorge und Pflege desselben.

Während dieses Sommeraufenthaltes empfing die Herzogin den Besuch des Erbgrossherzoges Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, welcher, von Paris nach Ludwigslust zurückkehrend, sie wohl hauptsächlich seiner Nichte, der Prinzessin Luise, wegen hier aufsuchte. Ihn begleitete der kaum zwanzigjährige Kammerjunker Freiherr von Rantzau, mein nachmaliger treuer Freund, an dem mir damals nur sein hübsches Äussere, seine gefälligen Manieren und seine schöne Stimme bemerkenswert schienen. Der Erbprinz, den ich schon früher in Hamburg beim guten alten Baron Grimm gesehen, war sehr liebenswürdig, und die Wehmut, die der Verlust seiner ersten Gemahlin, der Grossfürstin von Russland, in seinen Zügen ausdrückte, machte ihn uns allen interessant. Er blieb nur kurz, und bald darauf begaben wir uns wieder nach Gotha, wo alle Vorbereitungen zum be-

vorstehenden Landtage in Altenburg emsig getroffen wurden.

Wie schon früher bemerkt, musste bei dieser seltenen Gelegenheit eine Ausnahme der Bedingungen gemacht werden, die meine Eltern für mich aufgestellt hatten. Über Weimar, wo die Herzogin der Grossfürstin, die ihr erstes Wochenbett eben damals beendet hatte, einen Besuch abstattete, reisten wir im Oktober 1805 nach Altenburg, wo ein feierlicher Empfang der hohen Herrschaften harrte.

Etwa acht Tage nach unserer Ankunft fand die Eröffnung des Landtages statt. Diese Feier begann mit einem Gottesdienste, dem die Herzogin mit uns, schon gegen neun Uhr morgens in grossem Hofstaate beiwohnte, und zwar auf den Tribünen der altertümlichen Hofkirche, die sich im Schlosse selbst befindet. Ich erinnere mich zwar noch deutlich, dass diese Tribünen mit dunklen Tapeten von Hautelisse dekoriert waren, doch kann ich mich nicht mehr entsinnen, welche Plätze der Herzog, seine Herren und die Landstände einnahmen. Gleich nach dem Gottesdienste begaben wir uns in die Gemächer der Grossherzogin, von wo wir uns dann in geregelter Ordnung mit den Frauen der Minister in den grossen Saal verfügten. Pagen trugen der Herzogin die Schleppe von Goldstoff nach, und auch wir vom Gefolge hatten alle reich mit Silber oder Gold gestickte und durchwirkte Kleider sowie Hofmäntel angethan. Der Herzog liess sich auf dem Throne nieder. Rechts von demselben

stand die Tribüne der Herzogin, links die unsrige. Dann trat der Kanzler hervor, der die Eröffnungsrede hielt, so wie auch der Abgesandte von Coburg, da einige Ämter dieses Herzogtums im Altenburgischen miteinbegriffen waren, wenn mich meine Erinnerung nicht trügt.

An diesem Tage speiste der Herzog in einem anstossenden Saale mit den Landständen. Gegen Ende dieses Festmahles erschien die Herzogin in unserer Begleitung, worauf alsbald auf ihr und des Herzogs Wohl getrunken wurde. Wir hatten etwas früher in einem andern Gemache mit den Ministern, deren Frauen und vielen andern Herren gespeist. Hierauf gönnte man sich einige Stunden Ruhe, bis zur Abendkur, die im grossen Saal, so glänzend als möglich, abgehalten wurde. Auf der Galerie konzertierten Musikkapellen, man setzte sich zum Teil, wie gewöhnlich, an die Spieltische oder promenierte im Saale, sich nach Belieben unterhaltend, bis endlich die von uns allen ersehnte Stunde des Aufbruches nahte, die uns, den an Körper und Seele Ermüdeten, wie ein wahres Labsal erschien.

Nun folgten mehrere Wochen voll rauschender Feste, wie Bälle, Konzerte, Maskeraden, Dejeuners, Fischereien u. s. w., auch wurden ziemlich viele durchziehende sächsische und preussische Truppen besichtigt. Die ruhigen Abende nahm das höchst mittelmässige Theater in Anspruch.

Bei diesem gesellig bewegten Leben wurden mehr

oder minder interessante Bekanntschaften gemacht. Die Herzogin von Curland, deren reizender Landsitz Löbigau in der Nähe lag, kam mit den beiden Fürsten von Pignatelli, wovon der eine ihr Schwiegersohn und der andere, Prinz Belmonte, wegen seines höheren Verstandes und seiner hervorragenden Bildung ihr besonderer Günstling war. Durch meine Freundin, Karoline Dalwigk, erfuhr ich später, dass ich Prinz Belmonte besonders gefallen und ihn sehr angezogen habe, weshalb er nicht aufhörte, sich mit ihr über mich und das, was er meine Vorzüge nannte, zu unterhalten. Da sie mich immer, wo sie nur konnte, herausstrich, erzählte sie ihm von meiner Dichtergabe, was ihn noch mehr zur Bewunderung hinriss und sogar durch ein kleines Poëm von mir, das sie ihm vortrug, zu Thränen rührte. Obgleich ich mich während der Zeit seines Aufenthaltes in Altenburg häufig mit ihm unterhielt, besonders, da wir ziemlich oft an der Tafel nebeneinander zu sitzen kamen, war mir doch nie eingefallen, dass ich einen solch tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Indem er schon im dreiundvierzigsten Jahre stand und viel älter aussah, als er war, kam es mir nicht in den Sinn, dass er noch einer solchen Leidenschaft fähig sein könnte. Ein Glück übrigens, dass ich es erst nach seiner Abreise erfuhr, es würde mich sonst wohl in Verlegenheit gebracht haben. Noch eine zweite Eroberung bei einem älteren Manne sollte ich anlässlich dieses Landtages machen, nämlich beim Gesandten des Coburgischen Hofes, dem

witzigen und geistreichen Minister Kretschmann, der, beiläufig gesagt, einer der hässlichsten Männer gewesen, die ich je gesehen. Er hatte eine kurze, untersetzte, breitschulterige Gestalt, sein Gesicht, an dem nicht ein Zug ohne bedeutenden Mangel, war rot und aufgedunsen, auch die Nase rot und die Augen ganz klein und ohne schönen Ausdruck, was auch kaum möglich gewesen wäre, da er weder liebenswürdig noch aufrichtig war. In den letzten Tagen seines Aufenthaltes erfuhr ich, dass ich so glücklich gewesen, sein Herz auf merkliche Weise zu fesseln, was mir später eine Menge Spässe zuzog. Er versprach mir Bücher zum Lesen, die er mir aus Coburg schicken würde. Eines, welches er mir geliehen hatte, gefiel mir nicht besonders, und ich lehnte weitere Zusendungen dankend ab.

Die Morgenstunden suchte ich immer nach dem Bedürfnis meines Geistes und zwar zur Bereicherung und Ausbildung desselben auszufüllen. Ich las viel, unter anderem erinnere ich mich, dass ich damals Humes „Geschichte von England" durcharbeitete, und mich darin das Leben des frommen und geistvollen Königs Alfred besonders enthusiasmierte; auch las ich auf englisch die Briefe der Lady Montague und des Lord Chesterfield, welch letztere mir jedoch gar nicht gefielen. Schon in Gotha hatte ich angefangen spanisch zu lernen auf Anraten des Professors Jacobs, der sich sehr mit meiner Ausbildung beschäftigte; er hielt die Lektüre von Cervantes „Don

Quixote“ allein für wert diese Sprache zu erlernen, und meinte, man erkenne den Wert dieses Meisterwerkes nicht, wenn man auch die beste Übersetzung davon läse. Ich gestehe, dass mir dieses Werk nie besonders zusagte, allein es weht uns aus fremden Sprachen ein besonderer Geist an, und ich habe es nie bereut, die schöne spanische, wenn auch nur unvollkommen, erlernt zu haben. Ich hatte bisher dies Studium nur für mich allein betrieben, da sich aber unter den Musikern der herzoglichen Kapelle einer befand, der lange in Spanien gewesen und in dieser Sprache geläufig parlieren konnte, bat ich den Hofmarschall, Graf Salisch, sich zu erkundigen, ob jener imstande sei, mir Unterricht hierin zu erteilen. Es handelte sich nicht um die Regeln der Sprache, ich wollte gern „Don Quixote“ mit ihm lesen, und er sollte mir nur das, was ich nicht verstand, erklären, oder auch nur die mir unbekannten Wörter übersetzen. Er nahm den Antrag an, doch bemerkte ich bald, dass seine Sprachkenntnis mehr praktisch und für das gewöhnliche Leben berechnet war und er mich nur das Sprechen im Konversationstone zu lehren vermöchte, während es mir hauptsächlich um das Litterarische dabei zu thun war, darum gab ich diese Lehrstunden bald wieder auf.

Noch habe ich nichts von meiner und der übrigen Damen Wohnung im Schlosse gesagt, das so malerisch auf einem grossen Porphyrfelsen, die Stadt überragend und überschauend, daliegt und durch manche historische Ereignisse, besonders durch den Raub der Prinzen Albert und Ernst von Sachsen durch Kunz von

Kaufungen, merkwürdig ist. Wir wohnten in eben den Gemächern, von wo aus diese Entführung aus fürchterlicher Höhe geschah. Meine Zimmer stiessen an jene von Emilie Scheliha, dann kamen die schönern und grössern mit alten, bunten Hautelissetapeten geschmückten, die Karoline Dalwigk, meine Herzensfreundin, bewohnte. Dort brachten wir manche Nachmittagsstunde zu, meist mit Handarbeiten beschäftigt und dabei plaudernd, oder uns gegenseitig vorlesend. Auch Emilie gesellte sich öfter zu uns, wenn sie es nicht vorzog, bei sich drüben Klavier zu spielen, worin sie eine grosse Fertigkeit besass. Wir verfügten uns dann auch wohl zu ihr, um ihrem Spiele zu lauschen. Am anderen Ende dieses Stockwerkes und auch mit einer anderen Aussicht auf die Stadt, wohnte das gute, liebe Fräulein von Osterhausen, die nachmalige Frau von Etzdorf, welche ebenso, wie meine unvergessliche Karoline Dalwigk, spätere Baronin Studnitz, längst gestorben ist. — Da wir uns sehr gut verstanden, war das Verhältnis zwischen all diesen Nachbarinnen ein sehr freundschaftliches. Nie kann ich Gott genug für eine solch friedliche Stellung am Hofe danken, woselbst mir, wahrscheinlich meiner grossen Jugend und meiner mit Ernst gepaarten Heiterkeit wegen, so viel Beifall im Verkehr mit der Welt zuteil wurde. Ein unbewusster innerer Zug lenkte mich jedoch von diesem glänzenden Leben ab und besseren geistigen Gütern zu, die ich in der Wissenschaft und Kunst zu finden hoffte. Dieses ernste Streben veranlasste, dass ich, wo immer ich nur

konnte, mitten in dem lärmenden Getriebe, das mich umwogte, stets eine gediegenere Unterhaltung bei Männern reiferen Alters suchte, und die mag zur Zeit des Landtages auch Ursache gewesen sein, dass einige bejahrtere Herren, geschmeichelt ob solcher Bevorzugung, mir innige Verehrung entgegenbrachten. Unter diesen erinnere ich mich eines sehr liebenswürdigen und achtungswerten Mannes aus Rudolstadt, eines Herrn von Gleichen, der von ferne die Aufmerksamkeiten des Ministers von Kretschmann beobachtete und wahrscheinlich wegen des scheinbar geneigten Gehöres, das ich dessen Reden schenkte, eine mögliche Gefahr für mich befürchtete, und zwar insofern, als mich des Coburgers verkehrte Ansichten übel beeinflussen könnten. Deshalb suchte er sich mir zu nähern und ein Gegengewicht herzustellen. Eines Tages hatte er bemerkt, dass Herr von Kretschmann, über geistige Vorzüge und Herzensgüte sprechend, letztere sehr gegenüber dem Verstande herabsetzte, und dieselbe gleichsam eine „Magentugend“ nannte, die nur von Zufälligkeiten abhängig sei. Herr von Gleichen suchte bald darauf eine Unterredung mit mir über denselben Gegenstand anzuknüpfen und schloss seine Rede mit dem Versprechen, mir am nächsten Tage ein schönes Bild zur Ansicht schicken zu wollen, welches mir wohl einen hinreichenden Beweis dafür bieten würde, wie erhaben hehre Güte über zergliederndem Verstande stehe. Ich bin ihm noch heute dafür dankbar, wo er wohl schon längst die selige Anschauung dessen geniesst, den

mir dies Bild zeigte: es war ein wirklich sehr schöner Christuskopf in natürlicher Grösse. Ich betrachtete ihn mit Freude, doch erst später erwies mir Gott die Gnade, den ganzen Umfang dessen, was mir der treffliche Mann damit andeuten wollte, zu begreifen.

So waren seit Beginn des Landtages sechs Wochen vergangen, die sich infolge der vielen Ermüdungen, der Unregelmässigkeit der Mahlzeiten, und so weiter, für meine Gesundheit keineswegs zuträglich gestalteten. Ich war dieses geräuschvollen Lebens satt und sehnte mich nach Hause zu meinen Lieben. Gegen Mitte Dezember 1805 sollte endlich mit Schluss des Landtages auch der Zeitpunkt unserer Abreise erscheinen.

In der Welt trug sich währenddessen viel des Denkwürdigen zu, so unter anderem die Schlacht bei Austerlitz. Dieser Feldzug hatte zahlreiche Truppendurchzüge zur Folge, welche immer zur Unterhaltung unserer Gesellschaft gemustert wurden; sowohl die Preussen, als auch die Sachsen präsentierten sich ebenso schön, wie stramm und stattlich. Es ist wohl natürlich, dass man, da soviel von dem Feldzuge im Osten abhing, mit jedem Tage begieriger der Nachrichten vom Kriegsschauplatze harrte. Der bejahrte, geistvolle Minister von Frankenberg erhielt öfters Privatdepeschen, und weil er sowohl, wie auch seine liebenswürdige Gemahlin mich von meiner ersten Jugend an wie ihr Kind zu behandeln pflegten, so schickte er mir

nicht selten schon ganz früh morgens oder auch noch spät des Abends kleine Billette, um mir darin mit wenigen Worten die neuesten Geschehnisse mitzuteilen. Diese waren meistens originell abgefasst und mit manchem Scherze gewürzt; so schrieb er mir unter anderem einmal: „Chère Katinka, je ne suis pas Kretschmann, mais cependant je vous aime à la folie et voudrais bien pouvoir vous donner de meilleures nouvelles, que je ne le puis aujourd'hui.“ —

Es war recht angenehm für uns alle, während dieser Zeit eine kleine Kolonie im Schlosse zu bilden. Auch Minister von Frankenberg und seine Gattin wohnten in den letzten Wochen daselbst, ebenso der Kanzler von Ziegesar mit Frau und Tochter Sylvia, der jetzigen Frau von Köthe, welche sich mit uns Hofdamen sehr befreundete; sie kam manchmal mit ihrer Guitarre zu uns und unterhielt uns durch Witz und muntere Laune. —

Nach der bei eisiger Winterkälte zurückgelegten Heimreise war ich freudig gerührt, alle meine Lieben in Gotha wiederzusehen. Nur meine einstige Bonne, Madame Chaumont, fand ich nicht mehr vor; sie war während meiner Abwesenheit einer langwierigen, sehr schmerzhaften Krankheit erlegen. Da sie schon Jahre hindurch in einem traurigen Zustande dahinlebte, musste man ihr die endliche Ruhe gönnen, allein ihr liebevolles Herz entbehrten wir alle gar ungern, und ihr Mann schien untröstlich über diesen Verlust.

Den guten alten Baron Grimm fand ich wohler,

als ich es nach den zuletzt erhaltenen Berichten hätte hoffen können, und fühlte mich in seiner liebenden Nähe wieder recht glücklich. Das Weihnachtsfest vereinigte uns alle in stiller, herzlicher Feier.

VII. Kapitel.

Brautstand, Hochzeit und Grimms Tod.

In Gotha wurde das Leben indessen sehr bewegt und brillant, als das Hauptquartier des Generals Rüchel dort anlangte, und auch die Offiziere der vielen durchziehenden oder in der Umgebung lagernden Truppen in unserem Kreise verkehrten. Wir lernten viele von ihnen kennen, so zum Beispiel meinen zukünftigen Gatten, ferner Herrn von Quitzow, der als Brigademajor in General Rüchels Korps stand, sodann die zwei Hauptleute von Schöler, von denen der jüngere später Gesandter in Russland war und noch viel später, nämlich nach der Schlacht bei Leipzig, die er und zwei seiner Söhne mitmachten, preussischer Gesandter am Bundestage zu Frankfurt am Main wurde. Noch zu nennen wären die Hauptleute von Kleist und von Oppen sowohl, als auch der liebenswürdige Graf Dohna, welche alle viel um Oberst von Scharnhorst, den Chef des Generalstabes, waren, sowie die Majore von Ziethen und Logau, alles heitere und angenehme Gesellschafter.

So wenig erwünscht uns anfänglich diese vielen

fremden Offiziere waren, so sehr gewannen sie bei näherer Bekanntschaft, und wir gingen nach einigen Wochen mit ihnen um, wie mit alten Bekannten, besonders mit denen, die wie Schöler und einige andere verheiratet waren. Dieser Freund meines zukünftigen Gemahls schien auch mir besonders gewogen und hatte schon den Vorsatz gefasst, Emil Bechtolsheim auf mich, als eine für ihn passende Partie, aufmerksam zu machen, als er plötzlich, gerade während sein Freund Emil auf einige Tage bei seinen Eltern in Eisenach weilte, dienstlich abreisen musste. Als Emil dann wiederkam, zog ihn von selbst sein Herz zu mir, ohne dass ich etwas davon bemerkte. Als Hofdame war ich es gewöhnt, ungezwungen mit jedem Fremden zu konversieren und that dies auch mit ihm. So lebhaft aber und anziehend auch seine Gespräche sein mochten, hielt ich es dennoch mit ihm gerade so und nicht anders, als mit seinem Freunde Schöler und manchem anderen. Es dauerte jedoch nicht lange, dass mir von einigen Seiten durch allerlei Neckereien verständlich gemacht wurde, ich hätte mich doch zu viel mit ihm beschäftigt, und, da das Courmachen nicht meine Sache, so fing ich einfach an, mich weniger mit ihm zu befassen und ihn, soweit es thunlich war, zu vermeiden. Bald konnte ich bemerken, dass ihn mein Benehmen betrübte, doch muss ich gestehen, dass dies nicht viel auf mich einwirkte, da ich mir ein für allemal fest vorgenommen hatte, allen solchen Aufmerksamkeiten aus dem Wege zu gehen, und überhaupt

für Gefühle dieser Art nicht sehr mitleidig zu sein pflegte.

Als er nun meine gänzliche Gleichgiltigkeit wahrnahm, und vielleicht eben dies seiner aufkeimenden Leidenschaft noch grösseres Wachstum verlieh, wusste er sich nicht anders zu helfen, als meine Schwester in sein Vertrauen zu ziehen. Dieses liebenswürdige Wesen, so zugänglich für alle Leidenden, begann alsbald mir Vorwürfe zu machen über die unverbindliche Weise, mit der ich dem Rittmeister Baron Bechtolsheim begegnete; dies fruchtete wohl wenig, ja, ich ergriff, als ältere Schwester, sogar gleich die Gelegenheit, ihr zu bedeuten, dass sie sich nicht in vertrauliche Gespräche mit fremden Herren einlassen solle, und dass sich für uns Mädchen die grösste Zurückhaltung besser zieme. Sie liess jedoch nur für einige Zeit mit ihrem Zureden nach und kam eines Abends auf einem Balle mit dem Rittmeister direkt auf mich zu. Dieser sagte: er habe dringend um ihre Fürsprache gebeten, um zu erfahren, worin er mir missfallen haben könne, da er nicht länger in dieser Ungewissheit zu leben vermöge. Ich entgegnete: er habe mir durchaus in Nichts missfallen, allein ich wüsste nicht, inwiefern er ein besonderes Anrecht auf eine andere Art meines Benehmens haben könnte, und ich wäre mir bewusst, mich nicht anders gegen ihn zu betragen, als gegen die übrigen Herren unseres Kreises. Dies konnte ihm natürlich nicht nach Wunsch sein, und er verliess mich nach diesem Gespräche ganz ausser sich. —

Jetzt fiel es mir wiederum schwer, etwas zu seinem Troste zu thun, ohne aus meinem festbestimmten Benehmen gegen alle zu treten; ich versuchte es dennoch, ging ihm nicht so oft aus dem Wege und glaubte zu bemerken, dass dies ihm wohlthat. —

Unsere Unterredungen wurden häufiger und ungezwungener und, ohne dass ich die geringste Neigung zu ihm empfand, wurde er mir ein sehr angenehmer Gesellschafter. Soviel ich mich erinnere, ist es Karoline Dalwigk gewesen, die mir die Augen über seine immer mehr und mehr wachsende Leidenschaft für mich öffnete und mir verkündete, dass ich mich auf eine baldige Liebeserklärung und einen Heiratsantrag gefasst machen solle. Erst wollte ich es nicht glauben, da der Gedanke an das Heiraten mir sehr ferne lag, aber sie erging sich so sehr in allen Ausführlichkeiten über ihre Wahrnehmungen, dass sie mich endlich überzeugte. Sie versicherte mich auch, sie wisse nicht, warum ich ihm ausweichen sollte, da dieser junge Mann, was Geist, Kenntnisse, Charakter und Familie anbelange, für mich eine gute Partie wäre, und auch bei Kameraden und Vorgesetzten wegen seiner guten Lebensführung und oft erprobten Tapferkeit in grossem Ansehn stände.

„Da es nun schon einmal dein Los ist,“ fuhr Karoline fort, „wenn auch nicht jetzt, so doch in einem der folgenden Jahre dich ehelich zu verbinden, solltest du nicht spröde thun, denn ich glaube kaum, dass du einen edlern Gemahl finden kannst, als eben diesen, der dich heiss und innig liebt; bedenke auch, dass du ihn durch

eine Abweisung grenzenlos unglücklich machen würdest. Ich sage dir dies alles, nicht, um dich zu einem Entschlusse zu drängen, sondern nur um dir zu raten, die Sache zu überlegen und dich von nun an in deinem Benehmen nach dem zu richten, was dein Herz bestimmt. Und bedenke auch, was deine Eltern dazu sagen werden! —"

Diese letztere Bemerkung wurde aber leider nicht genug von meiner lieben, sonst so weisen Ratgeberin auf die Wagschale gelegt. — Das viele Romanlesen einesteils und andersteils meine, wohl auf Tugend und Moral gestützten, aber doch sehr freien Prinzipien, welche eben nichts von der Färbung der christlich-frommen Familie an sich trugen, hielten meine Blicke gefangen. Ich dachte wohl nicht an die Möglichkeit, ohne die Sanction meiner Mutter ein Bündnis für die ganze Lebenszeit schliessen zu können, allein ich glaubte mir die freie Wahl der Person als Initiative zugestanden. Ich muss freilich dabei bemerken, dass ich nicht in einem kindlich vertrauten Verhältnisse zu meiner guten Mutter stand. Wir waren eben in allem zu ungleich, sowohl in unseren, in so verschiedenen Stellungen gewonnenen Ansichten, als in unseren eigentümlichen Charakteren und Gaben, um in richtigem Verhältnisse als Mutter und Tochter zu einander zu stehen. — Mit Scham muss ich bekennen, dass ich sie nicht nur übersah, sondern mich sogar noch in meinen Augen über sie erhob. Hierin mehr als in irgend einem andern Punkte fehlte mir christliches Erkennen und christliche Demut. Es lässt sich denken, wie mir

die Eröffnung meiner Freundin Karoline durch Kopf und Herz ging; nicht nur den ganzen Tag, sondern auch einen guten Teil der darauffolgenden Nacht dachte ich darüber nach. Zuerst erschien es meinem Wunsche und Gefühle angemessen, mich durch schnelles Ausweichen aus der Sache zu ziehen, da ich eine Abneigung gegen das Heiraten hatte und hoffte, wenigstens noch einige Jahre bei den Meinen zu verleben, ohne daran denken zu müssen. Dann stellte ich mir die tiefe Betrübnis des edlen Mannes vor, den schon früher mein Ablehnen seiner Aufmerksamkeiten so geschmerzt, brachte mir sein von Karoline entworfenes Bild vor mein inneres Auge, indem ich ihn mit andern verglich, die ich um mich sah, und schliesslich dachte ich noch an die Möglichkeit, dass man mich vielleicht in nächster Zukunft mit einem Manne dürfte verbinden wollen, der nicht allen Bedürfnissen meines Geistes und Herzens entsprechen würde, und fasste nach dieser schlaflosen Nacht den Entschluss, der Sache ihren freien Gang zu lassen und abzuwarten, was mir das Herz, dessen edler Gesinnung ich mir bewusst war, nach und nach zu thun eingeben würde. Ich dachte nicht daran, meiner Mutter oder dem alten Baron von dieser wichtigen Angelegenheit und gerade jetzt, wo ich weder durch Neigung noch durch irgend etwas anderes gebunden schien, eine Eröffnung zu machen, oder dieselben um Rat zu fragen. Ich wusste, dass meine Mutter dem Rittmeister Bechtolsheim sehr wohlwollte und für ihn eingenommen sei, und dass Baron Grimm seine

Eltern liebte und hochschätzte. Dass er und besonders auch mein in Frankreich abwesender Vater mit dem Vermögen des Freiers nicht zufrieden sein und deswegen Anstand an meiner Verbindung nehmen könnten, und dass meine Mutter sehr betrübt über die Aussicht, sein würde, einen protestantischen Schwiegersohn zu bekommen, kam mir nur wie eine leicht zu beseitigende Nebensache vor. — Es war dies für eine so denkende Seele wie ich ein sehr grosser Leichtsinn, allein ihr müsst bedenken, liebe Kinder, dass mir damals in meinem poetischen und philosophischen Eigendünkel ein Ehebündnis höchst unerwünscht schien und ich, ein ganz ideales Dasein führend, alles, was das praktische Leben betraf, nicht in mein Inneres aufnahm. O wie seltsam sah es damals in meiner Seele aus! Trotzdem hatte ich, wenn auch unbewusst, die seltene Gabe des Seelenfriedens und muss Gott danken, dass er Nachsicht mit mir übte, wohl des festen und guten Willens halber, mich an alles, was ich für recht und edel hielt, anzuklammern und mich von jedem Unrecht und allem Niederen abzuwenden. Der Herr sei für diese unverdiente Gnade tausendmal gepriesen!

Nur in verwischter Erinnerung schweben mir noch die Tage vor, welche diesem Entschlusse folgten, der mich natürlicherweise mehr als bisher an denjenigen denken machte, der, ach, nur so kurze Zeit der Gefährte meines Lebens werden sollte. Er bezeigte mir alle liebenswürdige Freundlichkeit und alles erdenkliche Interesse, ohne je die Schranken der Schicklich-

keit irgendwie zu überschreiten, und je mehr ich ihn beobachtete, desto mehr musste ich ihm Achtung und Teilnahme schenken, ohne jedoch von ihm so eingenommen zu sein, dass mich die Aussicht auf eine engere Verbindung mit ihm besonders gefreut hätte; ich begann nur, dieselbe weniger zu fürchten und mich an den Gedanken zu gewöhnen, diesem so edeldenkenden Manne eine beglückende Lebensgefährtin zu werden.

Viel früher, als es zu erwarten gewesen, erhielt Baron Bechtolsheim den Befehl, seinen Aufenthalt in Gotha mit dem in Hannover zu vertauschen, da dieses Land von den Preussen besetzt werden sollte und bestimmt war, durch neue Traktate Preussen einverleibt zu werden.

Es schmerzte ihn sehr, nun vielleicht die Hoffnung auf eine weitere allmähliche Entwicklung unseres Verhältnisses aufgeben zu müssen, und er fühlte das Bedürfnis, mir seine Wünsche in dieser Hinsicht zu eröffnen. Er bat mich daher zwei Tage vor seiner festgesetzten Abreise, während einer musikalischen Soirée, die bei uns stattfand, um die Gunst einer Unterredung unter vier Augen. Ich antwortete, dass dies wohl nicht thunlich sei; wenn er aber am folgenden Morgen sich bei Karoline Dalwigk einfinden wolle, so könne er mich dortselbst treffen, und ich hätte kein Geheimnis vor meiner Herzensfreundin. Er nahm den Vorschlag willig an, und Ihr könnt Euch denken, wie sehr mich dieser mein Schritt bewegte, obgleich ich durchaus nichts Unrechtes oder Ungeziemendes

zu [illegible] [illegible] und so schien es auch ihm und selbst Karoline. [illegible] so streng alle Gesetze der Sitte be-[illegible]. Ich hatte die Nacht im elterlichen Hause zugebracht und ging im Laufe des Vormittags hinauf ins Schloss. Da ich ganz recht zu handeln glaubte, und meine Liebe zum guten Emil noch nicht gar gross war, fühlte ich wohl einige Aufregung, doch pochte mein Herz nicht so, als es der Sachlage nach hätte [illegible] [illegible]. Karoline, die ich benachrichtigt hatte, empfing mich mit tiefer Rührung, und ich gestand ihr und mir selbst, dass dieser Schritt meine Freiheit [illegible]. Kaum hatten wir einige Worte gewechselt, als der Rittmeister von Bechtolsheim, durch die alte treue Helling, eine bewährte, langjährige Dienerin Karolinens angemeldet, eintrat. Er machte keine lange Einleitung und drückte nur aus, wie er voll freudiger Hoffnung sei, dass dieser Augenblick ihn zum seligsten aller Menschen machen würde. Ich war etwas verwirrt und wusste nicht gleich, was ich sagen sollte, aber nachdem er seine Wünsche klar ausgesprochen hatte, erklärte ich ihm, wie geschmeichelt ich mich durch seine Wahl fühle, und wie nichts in mir mich zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könne. Ich hoffe, meine Eltern würden ihre Zustimmung zu unserem Bunde geben, ich müsste sogleich meine Mutter und meinen alten Freund darum bitten, da mein Vater aber abwesend sei, würde ich ihm in dieser Angelegenheit schreiben, bis zum Empfang seiner Antwort sei aber noch alles geheim zu halten und [illegible]

10*

keinen Teil bindend. Mit grosser Beklemmung sprach er von den möglichen Einwendungen, die man hinsichtlich seines Vermögens und, von Seite meiner Mutter, wegen seiner Religion machen könnte. Betreffs dieses letzteren Bedenkens konnte ich ihn nicht besser beruhigen, als mit der Hoffnung, die ich im Herzen trug, dass dieses Hindernis, wenn auch nicht gleich, so doch mit Geduld zu beseitigen sein würde, weil meine Mutter ihn sehr schätze und mein Glück wolle. — Nachdem die gute Karoline noch einige freundliche Worte mit uns gewechselt hatte, liess sie uns einen Augenblick allein, den Emil benützte, um mich seiner grenzenlosen Liebe zu versichern, worauf ich ihm kaum antworten konnte, was ihn ganz hätte befriedigen können, er vermochte ja doch Zutrauen und Billigung in meinen Blicken zu lesen, und dies musste ihm fürs erste wohl genügen.

Ich zögerte nicht, meine Mutter von seinen und nunmehr auch meinen Wünschen in Kenntnis zu setzen, und erschreckte sie sehr durch die Mitteilung, die sie eigentlich nicht so unerwartet hätte treffen sollen, da Emil sich gar keine Mühe gegeben, seine Liebe für mich zu verbergen. Sie sprach von seinen unzulänglichen Vermögensverhältnissen, indem die militärische Besoldung dabei nicht in Betracht kommen könne, und von der Religionsverschiedenheit, die ihr ein unüberwindliches Hindernis schien, da sie nicht zugeben würde, dass ihre Enkel anders, als katholisch erzogen würden. Mir lag freilich damals dieser so wichtige

und richtige Punkt nicht gar sehr am Herzen, und ich tröstete sie damit, dass vielleicht die Familie Bechtolsheim darin nachgiebig sein würde. Diese Unterredung that uns beiden jedoch sehr weh, und ich trachtete sie möglichst abzukürzen.

Wie ich dem alten Baron die Sache vortrug, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber so viel weiss ich noch, dass sogleich die liebenswürdige und ehrwürdige Frau von Frankenberg um Rat gefragt wurde und dass diese sich sehr bestimmt für den Rittmeister von Bechtolsheim entschied. Sie lobte nicht nur seinen edlen Charakter und die ausgezeichnete Ausbildung seines Geistes, sondern setzte auch hinzu, dass, wenngleich seine Vermögensverhältnisse nicht brillant wären, er eine schöne und vielversprechende militärische Carrière vor sich hätte. Der gute alte Baron war demnach für die Sache gewonnen und suchte die Einwilligung meiner Mutter zu erlangen, während ich an den Vater schrieb. Der Ausgang hat bewiesen, dass alle Hindernisse beseitigt wurden, und einige Zeit später waren wir glückliche Verlobte.

Im Mai 1806 erwirkte sich Emil einen Urlaub, um vierzehn Tage in Gotha verweilen zu können und auch seine höchst erfreuten Eltern zu besuchen. An diese Zeit, wo wir uns erst näher kennen lernten und inne wurden, dass eine grosse Einhelligkeit und Übereinstimmung in unseren Gedanken und Gefühlen herrsche, erinnere ich mich wie an eine liebliche Jugendblüte. Wir lasen des Morgens einige litte-

rarische Schriften, die uns Stoff darboten, unsere Bemerkungen uns gegenseitig kundzuthun; wir besuchten desgleichen die lieben Bekannten und machten mit ihnen Wanderungen in die nächste Umgebung. Dies Letztere geschah auch hauptsächlich während jener acht Tage, die ich mit meiner Mutter in dem in so schöner Umgebung liegenden Eisenach bei meinen zukünftigen Schwiegereltern zubrachte. Diese hatten mich mit ungewöhnlichem Enthusiasmus empfangen, und eben so offne Arme und Herzen fand ich bei den lieben Tanten Keller und Botzheim, welche sich mit ihren Kindern einfanden, was mir eine unbeschreibliche Freude gewährte. — Dank, Ihr Lieben, für alles, was Ihr immer in Freud und Leid mir und später auch meinen Kindern gewesen seid! —

Nicht ohne Wehmut schieden wir nach kurzer Zeit wieder alle von einander, doch in der Aussicht, dass das Fest unserer Hochzeit in nicht gar langer Frist uns wieder vollzählig versammeln würde, und dachten uns wohl den Herbst als besten Zeitpunkt dafür, doch sollte erst, um etwas Näheres hierüber bestimmen zu können, die gehoffte, wenngleich von mancherlei Umständen abhängende Rückkehr meines Vaters aus Frankreich abgewartet werden. Infolge der vielen politischen Ereignisse waren jedoch die Geschäfte, die ihn dort behufs Rettung seines Besitzes und Vermögens zurückhielten, so wichtig geworden, dass seine Anwesenheit daselbst dringend geboten schien, was seine Rückkehr zu uns immer mehr und mehr verzögerte. Im August erkrankte

Emils Vater so ernstlich und schwer an zurückgetretener Gicht, dass er schon am 1. September zur unaussprechlichen Trauer der Seinigen und ganz Eisenachs aus dem Leben schied.

Obgleich es schon sehr kriegerisch am politischen Horizonte wetterleuchtete, erhielten seine Söhne dennoch Urlaub, um zur betrübten Mutter zu eilen, ihr in diesem schweren Momente beizustehen und ihr die sehr verwickelten Geschäfte ordnen zu helfen. Auf den ausgesprochenen Wunsch meiner nachmaligen Schwiegermutter hin kam auch ich für eine Woche nach Eisenach, wo ich ihren Sohn Gustav, damals im Dragoner-Regimente „König" stehend, kennen lernte. Die gegenseitige Liebe der Brüder und ihr Verhältnis zur guten Mutter war rührend, ebenso ihre tiefempfundene Trauer um den verehrten, innigstgeliebten Vater. Gustav und ich fühlten uns bald wie Geschwister. Er war halb und halb verlobt, doch hatte der Vater seiner nachmaligen Frau die Bedingung gestellt, dass Gustav aus dem Kriegsdienste treten solle, da er sich nicht entschliessen könne, seine Tochter in der traurigen Lage zu sehen, in welche die vielen Gefahren des Krieges sie bringen könnten. Auch Louis Bechtolsheim, der in Weimarschen Kriegsdienst getreten war und etwa achtzehn Jahre zählte, lernte ich kennen, er erfreute uns aber wenig durch sein Benehmen, das nicht freundlich und offen war.

Der für Preussen so unglückliche Feldzug bereitete sich vor, und die ganze Armee war voll Enthusiasmus

und Hoffnung, etwas zum Sturze Napoleons beitragen zu können. So schmerzlich es mich natürlich traf, dass mein vielgeliebter Bräutigam ins Feld der Gefahren ausrücken sollte, und so schwer es ihm wurde, seine eheliche Verbindung mit mir in eine unbestimmte Ferne gerückt sehen zu müssen, so schien seine Begeisterung für die Sache, welche die preussische Armee zu verteidigen hatte, und seine Neigung zum Waffenhandwerke nichtsdestoweniger so gross, dass er auch mich mit seinem Enthusiasmus ansteckte und stärkte, das heldenmütige Opfer gleich ihm mutig zu bringen.

Nach dem Aufenthalt in Eisenach sahen wir uns nur noch einmal auf sehr kurze Zeit in Gotha, wohin er mit dem Stabe des Generals von Rüchel kam. Nach dieser Truppenabteilung kamen immerwährend andere, und die ganze Gegend war bald mit preussischen Soldaten überzogen, während von Südwesten her Napoleon mit seiner Armee gegen Jena heranrückte. Prinz Ludwig Ferdinand, ein Vetter des Königs Friedrich Wilhelm III., liess sich gleich durch Übermut verleiten, auf Vorposten sich unvorsichtig an die Franzosen heranzuwagen, was er mit dem Leben büsste. Dieser Fall eines beliebten Helden aus der königlichen Familie schien manchem ein böses Omen.

Aus Erfurt langten die ersten Zeilen meines lieben Emils an, sie enthielten auch einige Worte über Recognoscierungen und dergleichen, waren aber die letzten, die ich in langer Zeit von ihm erhielt. Er musste sich mit Rüchel nach dem unglücklichen Treffen von Auer-

städt und Vierzehn-Heiligen nach Magdeburg begeben, während der andere Flügel der Armee und das Zentrum, vom Herzog von Braunschweig kommandiert, wie bekannt, geschlagen wurde, so dass die Franzosen bis zu uns vorrückten, also die feindliche Armee zwischen uns blieb. Den Eindruck, den es mir machen musste, an der nämlichen herzoglichen Tafel mit den ersten französischen Offizieren und dem durch die Revolution so fürchterlich bekannten General Westermann zu speisen, wo kurz zuvor unsere lieben Preussen mit uns zu Tische gesessen und uns so freundschaftlich unterhalten hatten, kann ich ebensowenig schildern, wie die allgemeine Betrübnis über die so rasch verlorene Schlacht von Jena, deren Kanonendonner bis zu unseren Ohren gedrungen war. Wir hofften jedoch alle, es sei durch diese erste Schlacht nicht alles verloren, die Preussen würden sich wieder sammeln und die Fremden aus dem Lande vertreiben. Die für Preussen und Deutschland so unglückliche Wendung dieses Feldzuges ist durch die Geschichte hinlänglich bekannt. Ich erwähne daher nur, dass mich ausser dieser allgemeinen Betrübnis noch der Kummer bedrückte, durch volle vier Wochen gar nichts von Emil zu wissen. Ich suchte mich zu fassen und seinen Rat bestmöglichst zu befolgen, da er, diesen Fall voraussehend, mich inständig gebeten hatte, auch dann, wenn ich, wie es in den Wechselfällen des Krieges so häufig der Fall sei, keinen Brief von ihm bekommen sollte, den Mut nicht sinken zu lassen und von Gott ein günstiges

Ende des Feldzuges zu erhoffen. Es gelang mir dies auch so ziemlich, nur erschwerte es mir einige Male die seltsame Art des Herzogs August, welcher mir öfter sagte: „Wirklich, ich kann nicht begreifen, wie Sie unter diesen Umständen so ruhig sein können! Sie halten auf eine unnatürliche Weise und zu stark an sich! Es wäre besser für Sie, sich mehr gehen zu lassen.“ — Kaum konnte ich in dieser Äusserung eine wohlthuende Zurede empfinden und regte mich mehrmals so auf, dass meine Gesundheit darunter litt.

Endlich im November kam ein Brief Emils aus Prenzlau in Pommern, worin er voll tiefster Wehmut meldete, dass er durch eine schändliche That des Generalstabschefs des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen, unter dem er kämpfte, mit dem ganzen noch ziemlich bedeutenden Reste des Armeekorps gezwungen worden sei, sich an Murat, den Schwager Napoleons, der eine geringere Anzahl Truppen, als die unseren befehligte, als Gefangener zu ergeben. Er schrieb ferner, dass im Augenblicke, wo sie erfahren hatten, dass ihnen kein anderer Ausweg blieb, er und ein Major von Oppel mit einer Truppenabteilung die Verabredung getroffen hätten, sich von diesem, nach ihrer Ansicht in seiner Ehre schwer verletzten Armeekorps zu trennen und durch Pommern bis nach Königsberg durchzuschlagen, um dort zum König und dessen Heer zu stossen. Dieser heldenmütige Entschluss blieb aber nur kurze Zeit ihr Trost in jener Trübsal, denn ein Oberst, dessen Name mir nicht mehr er-

innerlich ist und welcher von diesem Plan gehört hatte, that sein Möglichstes, sie davon abzubringen und, als ihm dies nicht gelang, die Soldaten und Unteroffiziere zu entmutigen, ihnen alle Gefahren des Wagnisses schildernd. Auf diese Weise fielen die meisten ganz ab, und selbst den wenigen Übrigbleibenden schien der zu einer so kühnen Handlung nötige Enthusiasmus entschwunden zu sein, so dass man zum grössten Leidwesen der zwei heldenmütigen Unternehmer gezwungen war, auf deren Ausführung zu verzichten. Nicht nur sie, sondern auch der grösste Teil der Offiziere ergab sich mit dem Schmerze der Verzweiflung in das unabwendbare Schicksal. Sie beschuldigten den Chef des Generalstabes des Fürsten, ohne hinreichenden Grund die Versicherung gegeben zu haben, dass keine Munition mehr vorhanden sei, um den Krieg in diesem Augenblicke fortzuführen, er galt ihnen dafür als Verräter; ob er sich später zu rechtfertigen vermochte, ist mir nicht bekannt. Unter Verpfändung ihres Ehrenwortes, in diesem Feldzuge nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen, erhielten die gefangenen Offiziere die Bewilligung, sich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Emil begab sich daher in seinen Garnisonsort Aschersleben im Hildesheimschen, wo er noch ein Quartier und Mobiliar besass. Von dort aus schrieb er seiner Mutter und mir, trauernd über die Unmöglichkeit, in der er sich befände, als Gefangener und dadurch in so veränderter Lebenslage, sich bei uns einzufinden. Scham und

drückender Schmerz hielten ihn fern von seinen Lieben. Auf die militärische Laufbahn verzichten zu müssen, war ihm ein unerträglich quälender Gedanke, dann brachte ihm seine doppelte Anstellung als Rittmeister und Brigademajor des Armeekorps des Herzogs von Braunschweig mehr als dreitausend Reichsthaler jährlich ein. Der Entfall dieser Summe musste bei seinem nicht bedeutenden Vermögen in Betracht gezogen werden. Unter den früheren Verhältnissen hätten wir, vereint mit dem, was ich bei meiner Vermählung erhalten sollte, ein hinreichendes Einkommen gehabt, um sehr angenehm leben zu können.

Unser Aufenthaltsort sollte Hannover sein, wo er in den ersten Kreisen der Stadt sehr wohl gelitten war; er hatte daselbst schon bei einem berühmten Wagenbauer einen eleganten Wagen um den Preis von eintausendzweihundert Reichsthalern bestellt, welchen er der nun eingetretenen ungünstigen Umstände halber wieder abbestellte. Es war vorauszusehen, dass nach Beendigung des unglücklichen Feldzuges grosse Reformen in der preussischen Armee vorgenommen werden würden, wie es denn auch wirklich geschah. So wie jetzt die Dinge standen, wagte er es nicht mehr, an eine Verbindung mit mir zu denken und schrieb mir auch in tiefstem Schmerze, er würde es meinen Eltern nicht verargen können, wenn sie, wenigstens vor der Hand, von dieser Heirat nichts mehr wissen wollten, und er müsse es sich schon gefallen lassen, unter dem Zwange solch neuer Verhältnisse abgewiesen zu werden.

Natürlich war dies keineswegs meine Meinung, unsere Verbindung war ja mehr Herzenssache, als auf äussere Umstände gestützt, und sowohl meine Mutter, die ihn sehr würdigte und liebte, als auch der alte Baron zeigten sich von seinem Zartgefühl tief gerührt. — Sie luden ihn ein, wenn er seine Geschäfte in Aschersleben, wo er die Einrichtung verkaufen wollte, abgewickelt hätte, zu uns auf unbestimmte Zeit zu Besuche zu kommen, wo wir dann das Fernere besprechen könnten. Emil, welcher sich demütig unter die Hand des Allmächtigen gebeugt hatte, harrend, bis Preussens Schicksal das seinige entscheiden würde, war unaussprechlich getröstet und erfreut durch die Hoffnung auf unser baldiges Wiedersehen und meiner lieben Mutter dankbar für ihre zuvorkommende Güte.

Im Dezember langte er endlich bei uns an. Dass unsere Wiedervereinigung sich äusserst rührend und ergreifend gestaltete, lässt sich denken. So traurig auch für jedes gutdenkende Herz die Zeiten sein mochten und so übel sie uns mitgespielt hatten, feierten wir dennoch unser Wiedersehen mit inniger Freude, und diese wurde von unserer Umgebung aufrichtig geteilt. Wir lebten ganz in der Gegenwart, trachtend, dieselbe so wenig als möglich durch die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit zu trüben. Doch musste bald auch der nächsten Zukunft gedacht werden, und ein edler Kampf begann, indem sich Emil wieder erbot, bis auf glücklichere Zeiten sich gedulden zu wollen, während wir meinten, es könne in Hoffnung einer nahen

besseren Zukunft die Vermählung schon jetzt vor sich gehen, da sie durch das gegebene gegenseitige Versprechen und das Band unserer Herzen doch unwiderruflich feststehe. Ich für meinen Teil, die ich früher gern noch eine Zeit lang meinen glücklichen Brautstand verlängert hätte, glaubte nun edler zu handeln, indem ich mich nicht weigerte, denselben abzukürzen, was für meinen Emil in seiner so schweren und trüben Lage ein grosser Trost werden musste, umsomehr, als er durch sein nun berufloses Leben sehr vereinzelt dastand. — Es wurde also beschlossen, dass wir am 11. Januar, seinem Geburtstage, zu Erfurt in der Augustinerkirche auf katholische und, dann nach dem Wunsche der Seinen, in Stedten auf protestantische Weise am selben Tage getraut werden sollten, doch wurde es auf meinen Geburtstag, den 13. Januar, verschoben, weil Schwester Adèle an einer schmerzlichen Halsbräune litt, und man hoffte, sie würde zwei Tage später schon im stande sein, die kleine Exkursion im geschlossenen Wagen mitzumachen. Leider nahm ihr Übel eine solche Wendung, dass man den Zeitpunkt nicht mehr voraussehen konnte, wo sie sich der Kälte würde aussetzen dürfen, und so musste ich der tröstlichen Freude entbehren, sie, die vielgeliebte Gefährtin meiner Kindheit und Jugend, an meinem Hochzeitsfeste teilnehmen zu sehen, was auch sie sehr schmerzlich traf.

Von Emils Verwandtschaft waren ausser seiner Mutter noch anwesend: Tante Botzheim mit ihrer Tochter Luise und Onkel Keller sammt seinen Söhnen,

während seine Frau mit ihren Töchtern in Wien weilte. Die Kellersche Familie hatte sich einige Tage früher mit Emil nach Stedten begeben, um daselbst die nötigen Anordnungen zur Einquartierung der Hochzeitsgäste zu treffen. Die Tage vor meiner Vermählung brachte ich in stiller Zurückgezogenheit mit der Pflege meiner lieben, kranken Adèle und mit der geistigen Vorbereitung, durch Empfang der heiligen Sakramente beschäftigt, zu. Am dreizehnten Januar früh, an einem ziemlich kalten Wintermorgen, fuhren wir von Gotha nach Erfurt ab: meine Mutter und ich, Tante Botzheim und Luise, unsere Freundin, Frau Ettinger, mit Tochter und Charlotte Reichhard. Leider musste die gute Marchais, meiner Schwester und des lieben alten Barons wegen, zurückbleiben, was auch ihr, als der ersten Freundin meiner Kinderjahre und meines ganzen bisherigen Lebens, recht schwer fiel.

Da meine Trauung viel früher stattfand, als es vorher im Plane gelegen und mein Vater nicht bis zu diesem Termine eintreffen konnte, trug ich statt des silbergestickten Brautkleides, welches er aus Paris mitbringen sollte, ein Kleid aus gestickter ostindischer Mousseline, durch welche das Unterkleid von weissem Atlas schimmerte; und um mich vor der Kälte, die ich nichtsdestoweniger stark empfand, zu schützen, hatte ich noch einen wattierten, mit Schwanenpelz verbrämten Überwurf aus weissem, ungeschnittenem Samt mit eingewebtem Blumenmuster von Veilchenfarbe umgethan; auch der Muff und die Palatine waren von

Schwanenpelz. Der Myrtenkranz wurde mir schon in Gotha aufgesteckt, und um mich während der Fahrt der Kälte zu erwehren, wickelte ich meinen Kopf in



Emil Freiherr von Mauchenheim
genannt Bechtolsheim.
(Der Gemahl der Verfasserin.)

einen leichten Shawl. Zum Glück fuhren wir ziemlich rasch, sodass wir bald die warme Zelle des Paters Muth, jenes Augustinermönches, der mein Beichtvater

war und der uns nun trauen sollte, erreichten. Wenige Minuten später langte auch die Karawane aus Stedten an, nämlich meine Schwiegermutter mit Emil und Onkel Keller mit seinen Söhnen, die Herren in Uniform, so dass alles gar stattlich aussah. Mit ihnen kam auch ein ehemaliger Hofmeister meines lieben Emil, Herr Pfarrer Reinhard, aus naher Gegend, der mich gar freundlich bewillkommte und sehr geschätzt und beliebt in der Familie zu sein schien. Beim Eintritt meines Bräutigams, der nun mein Ehegemahl werden sollte, war mir die Seele tief bewegt, und auch sein Angesicht gab Kunde von Glück und innerer Rührung. Bald fanden wir jedoch unsere natürlich-heitere Stimmung wieder, so dass wir in die Klosterkirche vor den schön gezierten St. Josefsaltar tretend, so unbefangen und im Gemüte ruhig waren, als sei die Stunde nicht eine so hochfeierliche, entscheidende fürs ganze Leben. Mir kam vor diesem Altare und bei allem, was uns Pater Muth ans Herz legte, alles wie ein seltsamer Traum vor; dann aber nach dem Wechseln der Ringe und dem letzten Segensspruche flossen Thränen der Rührung von meinen wie von aller Augen. — Hierauf begaben wir uns wieder in die Zelle des Paters zurück, um das Vorfahren der Wagen, die uns nach Stedten bringen sollten, abzuwarten und wurden von unseren Müttern und den lieben Freunden gesegnet, beglückwünscht und umarmt. Wer mich in Erfurt zum Altare geleitete, ob meine Mutter oder der Brautführer, weiss ich nicht mehr zu sagen; in Stedten war der neunzehnjährige

Theodor Keller mein Brautführer. Das Wiedersehen aller genannten, in Freundschaft verbundenen Personen im wohlbekannten Salon der lieben Tante zu Stedten gestaltete sich freundlich, herzlich und wohlthuend.

Nach allen diesen Ereignissen war der Tag schon vorgeschritten, und dennoch dauerte es eine Weile, bis der gute Martin, der treue, alte Koch Onkel Kellers, mit seinem nur allzu prunkhaften Festmahle fertig wurde, so dass es bereits ziemlich spät war, als wir uns an das grosse, festliche Bankett im „Pappelsaale“ setzten. Es flimmerten sämmtliche Kronleuchter, und Guirlanden hingen von allen Seiten nieder, so bedacht war der gute Onkel gewesen, alles recht feierlich einzurichten. Mein Platz an der Tafel befand sich zwischen ihm und meinem Gemahl; anfangs schien alles noch recht lebendig und lustig zu sein, aber da das Mahl sehr lange dauerte und das frühe Ausfahren und so manche andere Anstrengung des Tages uns alle mehr oder weniger ermüdet hatten, so reichte die Kraft von Emils fröhlicher, immer so reich begabter Laune kaum mehr aus, uns alle wach zu erhalten bis zum Ende des Diners, das nun zugleich Souper geworden war. Nichtsdestoweniger ermunterte man sich wieder im Salon, die einen bei Klavier und Gesang, andere beim Schach- und Lottospiel oder in heiterem Gespräche. Vor der Trennungsstunde wurde von der anwesenden unverheirateten Jugend um den Kranz und das Bouquet der Braut ein Reigen getanzt; der Brautführer, welcher mit verbundenen Augen in der Mitte stand und diese

Insignien in Händen hielt, hatte sie einer der sich um ihn im Kreise bewegenden Personen zu überreichen. Es sollte dies ein Omen sein, wer zuerst Hochzeit feiern würde. Ich weiss nicht mehr, ob es die Richtige traf, nämlich Charlotte Reichard.

Die nächstfolgenden Tage blieben wir in Stedten vereint, dann kehrten wir nach Gotha zurück, wo ich natürlich zuerst beim teuern, väterlichen Baron abstieg und ihn, sowie auch meine liebe Schwester und die treue Marchais umarmte. Hierauf begaben wir uns in unsere hübsche Wohnung in der Siebleberstrasse, welche die Freunde mit Geschenken und freundlichen Angebinden geschmückt und angefüllt hatten. Bald kam auch eine Fülle von Besuchen von Freunden und Bekannten angerückt. Ich kann sagen, dass die Teilnahme eine grosse war, da ausser der Wohlgewogenheit, die man mir von meinen Kinderjahren an bewies, auch mein Mann sich grossen Beifalls und allgemeiner Achtung erfreute. Bei Hofe, wo ich mich acht Tage vorher als Hofdame verabschiedet hatte und mir ein grosses Abschiedsfest bereitet worden war, erschien ich nun als junge Frau und wurde wieder sehr gefeiert. Nachdem diese erste, etwas lärmvolle und unruhige Zeit vorüber gerauscht, verlebten wir angenehmere, stillere, und da viele unserer Freunde hervorragend geistvoll waren, auch anregende Tage. Es sammelte sich damals ein sehr brillanter Kreis in Gotha, und man unterhielt sich auf alle Weise, trotz des Ernstes der Zeit. Wir waren sehr ästhetisch und kunstliebend.

Das brachte uns auf den Gedanken, manche Bruchstücke aus Schillers Tragödien dramatisch vorzutragen. Es geschah dies zuerst bei uns und später bei Prinz Friedrich, der neben seiner Villa ein wohleingerichtetes Theater herstellen liess, wo dann auch ganze Stücke gegeben wurden. In die Details hierüber kann ich nicht eingehen. Nur so viel will ich noch sagen, dass Emil und ich als Leiter dieses Theaters galten und so glücklich waren, einen solchen Einfluss über die Mitglieder der Truppe zu gewinnen, dass nie eine Unannehmlichkeit oder Verdriesslichkeit für uns daraus erwachsen konnte. Ein einziges Mal wollte ein junger Mann die ihm zugedachte Rolle nicht gleich übernehmen, that es aber dennoch später mit guter Manier. Ich selbst spielte weniger mit, als mein Mann und meine Schwester, die ein merkwürdiges Talent in dieser Kunst entwickelten. —

Im Frühjahr begann meine von jeher zarte Gesundheit sehr zu leiden, so dass mir der Gebrauch von Karlsbad verordnet wurde, welcher Kur ich mich im Juni unterzog und die von bestem Erfolge begleitet war, besonders weil ich Franzensbad als Nachkur gebrauchte.

Noch ehe der Sommer ganz vorüber, hatte mich der Herr mit der Hoffnung, im kommenden Lenze Mutter zu werden, gesegnet, was mein Herz mit Dank und Freude bewegte, das meines lieben Emil aber noch mehr, denn seine rege, lebendige Seele sah mit Entzücken den Vaterfreuden entgegen. Alle Freunde

teilten diese unsere Freude, wenngleich sie wegen der Zartheit meiner Gesundheit nicht ohne Besorgnis um mich waren.

Während dieses Jahres erwartete uns aber noch ein herber Schmerz: unser vielgeliebter väterlicher Freund wurde von einem Fussübel ergriffen, das seine Gesundheit erschütterte und sich in seinem hohen Alter von zweiundachtzig Jahren sehr gefährlich und nicht zu beseitigen zeigte. Man verbarg mir zuerst, meines Zustandes wegen, diese drohende Gefahr, was um so leichter ging, als es längere Zeit dauerte, ehe er das Bett hüten musste. Das Übel war eine offene Wunde an den Beinen, welche Zersetzung der Säfte nach sich zog. Anfangs Dezember wurde das Leiden so bedenklich, dass man mir nicht mehr den Schmerz verhehlen konnte, der meiner harrte. Es that mir unaussprechlich weh, denn seit meiner Kindheit liebte ich diesen freundlichen Wohlthäter auf das Innigste, und nun war es mir wegen meines schonungsbedürftigen Zustandes strengstens untersagt, ihn in den letzten Tagen seines Lebens mehr zu sehen; am 19. Dezember verschied er sanft. — Ach, jetzt, wo ich im religiösen Lichte dieses Ende betrachte, schmerzt es mich ungemein, ihn mir so ganz ohne christliche Einsicht in seinen letzten Augenblicken zu denken. Er hatte mir aber öfters in Stunden ernsten Gespräches gesagt, seine Rechnung mit der Welt wäre abgeschlossen, und er stehe jeden Moment bereit, vor Gott zu erscheinen. Es ist gewiss: grosser Edelsinn war sein Teil, und viele

gute Werke bezeichnen seine Lebensbahn. — O mein Gott, sei seiner wohlmeinenden Seele gnädig! —

Der Tod des lieben, verehrten alten Barons trübte uns den Winter und nur nach und nach konnten wir uns mit Gottes Hilfe daran gewöhnen, seinen so anziehenden Umgang zu missen.

Nur seinetwegen, dem wir alle so reichen Dank schuldeten, war meine Mutter noch in Deutschland geblieben, seitdem die Amnestie den Emigranten wieder Frankreichs Thore eröffnet hatte, doch nun sehnte sie sich, dorthin zurückzukehren. In Preussen standen die Sachen nicht gut: die Gefangenen wurden zwar nach dem Frieden von Tilsit, der so schmählich ausgefallen, wieder freigegeben, aber die meisten erhielten die Weisung zu bleiben, wo sie waren, bis sie endlich nach Wiederorganisierung der sehr verminderten Armee aufs neue in Aktivität treten könnten.

VIII. Kapitel.

Wieder in Frankreich.

Mein Vater hatte, nachdem es ihm nicht möglich gewesen, zu meiner Vermählung zu kommen, versprochen, uns bald darauf zu besuchen, doch es konnte wegen seiner allzu verwickelten Geschäfte auch dann nicht geschehen, und erst im Frühjahr durften wir die Freude erleben, ihn wiederzusehen. Er arbeitete mit grosser Ausdauer am Wiedererwerbe seines Vermögens und an der Wiederaufrichtung seines Schlosses. Beides hatte durch die Revolution sowie durch die späteren politischen Unruhen stark gelitten. Infolge einer ziemlich bedeutenden Erbschaft von einer alten Tante war er in Stand gesetzt worden, sein Hauptgut wieder anzukaufen, und nachdem das Schloss nun wieder schön und wohnlich hergerichtet worden, wünschte mein lieber Vater, seine ganze Familie daselbst um sich zu vereinigen. Bei seinem Besuche im April 1808 lernte er meinen Mann kennen und hatte ihn bald sehr lieb gewonnen; er lud ihn ein, mit uns nach Varennes zu kommen und zu sehen, ob nicht vielleicht ein vorteilhafter Ankauf irgend eines Besitzes für uns zu machen wäre. Mein Mann

zögerte, dies anzunehmen, da er gerne mehr in der Nähe Preussens bleiben und abwarten wollte, ob er sich seinem Vaterlande nicht wieder nützlich machen dürfte. Bei der Ungewissheit der damaligen Zeit wagte er jedoch nicht, meinem Vater diese wiederholte und dringende Einladung abzuschlagen und versprach, wenigstens fürs erste seinem Wunsche nachzukommen.

Doch ich bin in meiner Erzählung zu rasch vorwärts geschritten und muss auf den März den Jahres 1808 zurückkommen, da mir die unaussprechlich tief empfundene Freude zuteil wurde, am 20. dieses Monates Mutter meines erstgeborenen, lieben Sohnes Alexander zu werden. Meine und Emils Wonne über das allerliebste Kindlein, als es uns in seinem mit rosa Schleifen reichlich gezierten Kissen gebracht wurde, kann ich nicht schildern; Thränen unaussprechlichen Glückes benetzten diese teure Gottesgabe, und Dank erfüllte unsere Seelen.

Da sich das liebe Kind sehr wohl befand, wurde nach dortiger Sitte die Taufe auf die vierte Woche festgesetzt. Ich war dann schon kräftig genug, um mich in den Salon zu begeben; dort auf einem Sofa ruhend, wohnte ich der Zeremonie bei, die sich so feierlich als möglich gestaltete. Durch die Anwesenheit des Herzogs und der Herzogin, welche Patenstelle übernommen hatten und mit grossem Hofstaate erschienen, wurde sie noch besonders verherrlicht.

Aus der Zeit meiner Zurückgezogenheit weiss ich mich noch zu erinnern, dass uns ausser den Meinen auch

manch' liebe Freunde getreulich Gesellschaft leisteten. Es wurde viel gelesen und erzählt, wozu nicht zum wenigsten die Rückkehr des guten Herrn von Nolten und des Grafen Stanislaus Plater Stoff gab. Beide Freunde waren, ein jeder in seiner Art, recht interessant. Nolten sah ich viele Jahre später wieder, nachdem mit ihm und mir selbst eine grosse geistige Veränderung geschehen, da wir beide, nach vielfachen tiefschmerzlichen Erfahrungen und durch Gottes Gnade erleuchtet, uns ganz zu Ihm gewendet hatten. Nach Beendigung der Wochenzeit machte ich in Stille meinen Kirchgang zur kleinen katholischen Kapelle; dann blieben wir noch einen Monat in Gotha, damit ich und mein Söhnchen gehörig gestärkt wären.

Als der Zeitpunkt des Scheidens von unserem lieben, so erinnerungsreichen Gotha herannahte, ward uns recht wehmütig zu Mute, und es fiel uns schwer, von so vielen, deren herzliche Zuneigung wir erworben hatten, wahrscheinlich für immer zu scheiden. Seitdem bin ich jedoch infolge der Schicksale, die meinem Auge damals, gottlob! noch verborgen waren, häufig an diesen Ort meiner Jugend zurückgekehrt. Ich fand dann leider jedesmal einige der lieben Seelen weniger, und jetzt leben daselbst nur mehr wenige, ganz vereinzelt, als Zeugen längst vergangener Zeiten! —

In zwei schwerbepackten Wagen traten wir am 8. Juni die Reise nach Frankreich an, nachdem wir noch einen letzten Abschiedsgruss der Grabstätte unseres geliebten väterlichen Freundes im nahe ge-

legenen Dorfe Siebleben gewidmet hatten. Das Wetter war heiter und blieb schön während der ganzen Reise, die ziemlich langsam vor sich ging. Im „Englischen Hofe“ zu Frankfurt am Main ruhten wir zwei Tage aus und wurden von der Familie des Bankiers Bethmann aufs freundlichste und schönste bewirtet, sowohl in ihrem Stadthause, als auch in ihrer nahe gelegenen Villa.

Unserem Ziele näher und näher rückend, fühlten wir beiden Schwestern uns natürlicher Weise keineswegs von heimatlichen Gefühlen angeweht, da uns ja alles so fremd erschien. Die gütige Mutter dagegen freute sich schon von Epinay an über jede Ortschaft, jedes Haus, ja selbst über die Bäume, die sie in ihrer heimatlichen Gegend wiedererkennen und nun, nach siebzehn Jahren des Exils, begrüssen konnte.

Als wir endlich in Varennes anlangten, trafen wir im Schlosshofe Papa, Bruder Henri sowie Onkel und Tante Malherbe an, uns bereits voll freudiger Ungeduld erwartend. Mein lieber Emil, der die seltene Gabe besass, nichts ohne reges Interesse zu betrachten, sich überall beliebt zu machen und leicht wie zu Hause zu fühlen, nahm den aufrichtigsten Anteil an dieser Wonne des Wiedersehens.

Papa hatte sich alle Mühe gegeben, uns in dem noch nicht völlig eingerichteten Schlosse, wo noch viele Arbeitsleute beschäftigt waren, so gut als möglich unterzubringen. Wir gefielen uns in dem grossen, herrlichen Parke, der das Gebäude umgab und an den lieb-

lichen Ufern der Marne und verlebten eine angenehme Zeit des ruhigen Beisammenseins. Der Verkehr mit den Gutsbesitzern der Nachbarschaft unterbrach öfters dessen Einförmigkeit und brachte uns mit manchen liebenswürdigen Menschen in Verbindung.

Gegen Ende des Sommers unternahm ich mit meinem Vater und Emil einen Abstecher nach Cuys, dem Besitze des Herrn von Villermont in der Nähe von Ay, wo Papa ein Weingut zum Kaufe angeboten worden war. Immer auf das Wohl seiner Kinder bedacht, erwog er, dass dies bei dem ausserordentlichen Absatze, den der dortige treffliche Champagner selbst in Frankreich hatte, ein vorteilhaftes Geschäft für uns sein könnte. Es wäre diese Spekulation auch sicher eine sehr gute gewesen, wenn nicht Napoleon schon wenige Jahre später aus Rache gegen England die Kontinentalsperre verfügt hätte, welche den europäischen Handel brach legte.

Herr und Frau von Villermont waren seit jeher mit meiner Familie befreundet, und wir freuten uns, dieses liebenswürdige Ehepaar zu besuchen. Sie hielten sich nur vorübergehend in Cuys auf, bewohnten aber meistens ihr elegantes Haus in Ay; wir wurden auf das freundlichste von ihnen aufgenommen und machten bei ihnen die Bekanntschaft einiger sehr angenehmer Familien. Auch unserer Geschäftsangelegenheit nahmen sie sich eifrigst an. Die Gegend kam mir aber recht reizarm vor, daher konnte mir weder Cuys noch Ay gefallen, und ich besah den uns zugedachten Besitz mit

seinem schönen Wohnhause, aber schattenlosen Garten mit einigem inneren Widerwillen, doch wagte ich der Rentabilität der Sache halber keine Einsprache. Nur das eine tröstete mich dabei, dass der Zeitpunkt unserer Übersiedlung noch in weiter Ferne stand und wir jedenfalls nicht vor Abschluss einer Geschäftsreise, welche mein Mann im kommenden Jahre nach Deutschland machen sollte, dorthin ziehen konnten.

Im September, da Onkel und Tante Malherbe uns bereits verlassen hatten, um in die Normandie zurückzukehren, wurden wir alle, die wir noch in Varennes beisammen waren, zur alten Marquise von Sigy nach Boisboudran für die Jagdzeit eingeladen. Es interessierte sie, die herangewachsenen Kinder ihrer Freunde näher kennen zu lernen. Wir rüsteten uns also zur Reise. Mit Betrübnis musste ich meinem Vater Recht geben, welcher es nicht statthaft fand, dass ich meinen lieben kleinen Alexander mitnähme, und entschloss mich daher schweren Herzens, ihn unter der Obhut seiner verlässlichen Wärterin zurückzulassen. Meine Mutter, Adèle und ich brachen dorthin auf, und der Marquis von Sigy kam uns mit seinen Nichten, Lydie und Annette von Guerchy, auf halbem Wege entgegen. Wir freuten uns sehr, die Bekanntschaft dieser beiden liebenswürdigen Mädchen zu machen, welche ständig bei ihrer Grossmutter wohnten. Diese für ihr hohes Alter von fast achtzig Jahren noch sehr rüstige Dame hiess uns aufs freundlichste willkommen, und ein Kreis von zahlreichen Verwandten und Be-

kannten erwartete uns. Frau von Dutillet, geborene Sigy, eilte sofort mit ihren Töchtern Pauline und Elisa von ihrem zwei Stunden entfernten Landsitze Mons herbei, um die Cousinen aus Deutschland zu sehen. Auch Fréderic von Guerchy, ein Enkel der alten Marquise, war anwesend. Dieser, ein munterer aber unverlässlicher Geselle, machte der Familie vielen Kummer; er starb später in Amerika, wo er sich als Abenteurer und Glücksjäger in tolle Spekulationen gestürzt und dabei sein hübsches, angeerbtes Vermögen verloren hatte. Es mangelte ihm keineswegs an Kenntnissen, insbesondere was die Baukunst anbelangte, wodurch er meinem Vater bei Wiederherstellung seines Schlosses behilflich gewesen und dadurch mehr in unsere Nähe gekommen ist.

Boisboudrans, das seither in den Händen seiner neuen Besitzer vielen Veränderungen unterworfen wurde, entsinne ich mich als eines grossen, viereckigen Schlosses, auf dessen einer Seite ein Hof lag, in welchem Bäume und Gartenanlagen die Nebengebäude verbargen, während man von der andern Seite mittelst einiger Stufen eine breite Terrasse erreichte, welche auf den weiten Kiesplatz führte, der sich bis zu dem imposanten Hochwald ausdehnte, welcher das Schloss von allen Seiten umgab. Die mehr als hundertjährigen Eichen und sonstigen Riesenbäume machten einen erhebenden und poetischen Eindruck, breite Fahrwege und kleine Fusssteige zogen sich unter ihnen hin, an grünen Rasenanlagen vorbei, und führten zu Ruheplätzen, welche an verschie-

denen Stellen angebracht waren. Bei Spaziergängen sah man häufig verschiedenes Wild, wie Hasen, Kaninchen und selbst Rehe, den schattigen Raum beleben.

Von allen Seiten der Nachbarschaft traf die Jagdgesellschaft nach und nach ein, darunter auch Gräfin Guerchy, die Tochter der alten Marquise Sigy. Sie zog sich immer als Amazone an und trug mit Vorliebe dieses eigenartige Kostüm aus feinem blauem Tuch, nur auf der Jagd erschien sie stets in Männertracht, in kurzem Überrocke und weiten Pantalons, mit Jagdtasche, Pulverhorn und Flinte ausgerüstet und, je nachdem, Hut oder Kappe auf dem Haupte. An allen Arten von Jagden nahm sie Teil und zeigte sich unermüdlich dabei. Ihr durchaus nicht weibliches Wesen machte sie weniger anziehend, als es hätte der Fall sein können, denn trotz ihrer vierundvierzig Jahre, war sie noch eine sehr schöne Frau, welcher der Tituskopf, wie man die kurz geschnittenen Haare nannte, gut stand. Nach dem späten Diner blieb man meistens im Salon versammelt und brachte den Abend mit Konversation, Musik und Spiel zu. Die sogenannte Macedoine, eine Reihenfolge von leichten Kartenspielen, welche die Partie bildeten, schien besonders beliebt; man unterhielt sich ungezwungen in munterer und lustiger Weise.

Im Laufe unseres so angenehmen dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Boisboudran besuchten wir auch viele Schlösser in der Umgegend, ich nenne davon nur Gorcy, bewohnt von der erblindeten Gräfin Houssonville, der Tante unserer Freundinnen Guerchy, sowie Bréan,

des Herrn von Bonneuil Besitz, wohin er zwei Jahre später Lydie als seine junge Frau heimführte. Annette heiratete Herrn von Haut. Wir besahen auch das damals leer stehende Schloss des Herzogs von Choiseul-Praslin, des Vaters jenes unglücklichen Praslins, der, damals noch ein Kind, später in den besten Mannesjahren infolge genommenen Giftes starb, nachdem er des Mordes an seiner Frau, der Tochter des Marschalls Sébastiani, verdächtig, vor das Pairsgericht gestellt werden sollte. Schloss Praslin erregte infolge seiner Grösse und Pracht unsere ganze Bewunderung. Durch zwei Stockwerke ging der riesige Salon im Erdgeschoss, der sein Licht von oben durch eine Kuppel und grosse Fenster erhielt, welche auf den herrlichen Park sahen; dass die Bewohner nur auf kurze Zeit abwesend, zeigte eine angefangene Arbeit für Arme in einem abgenützten Korbe, der sich im prachtvollen Salon befand.

Einmal machte ich mit Emil, Adèle und den drei Geschwistern Guerchy einen Ausflug in das kaiserliche Schloss Fontainebleau. Es interessierte mich sehr, dieses so merkwürdige Gebäude zu besichtigen, und zwar sowohl wegen der sich daran knüpfenden geschichtlichen Erinnerungen, als auch wegen dessen grandioser, so seltsam zusammengefügter Bauart. Es sind, soviel ich mich erinnere, nicht weniger als sieben Höfe darin, und jedwede Abteilung des Schlosses scheint aus einem anderen Zeitalter zu stammen, welche Bemerkung wir jedoch im Innern nicht machen konnten. Mir ist besonders von all den vielen schönen Räumen die Galerie

von François I. in Erinnerung geblieben, mit den Statuen der Könige, dann der Audienzsalon der Kaiserin Josephine mit reichgestickten und verzierten Tabourets. Des andern Morgens begaben wir uns unter Leitung eines Führers in den Urwald, denn ein solcher war der unabsehbare Forst, der sich oberhalb des Schlosses ausdehnte. Er übertraf alle meine noch so hoch gespannten Erwartungen. Nie hatte ich einen so herrlichen Eichenwald gesehen und sah auch nie einen zweiten, den ich damit vergleichen könnte. Mit seinen schön gehaltenen Wegen, den mit Kunstverständnis ausgehauenen Stellen, mit Gruppen von Pinien, die sich seltsam von den ungeheuren Eichen abhoben und seiner ganzen üppigen Vegetation, gefiel uns dieser Wald so ausnehmend, dass wir nicht bemerkten, bereits drei Stunden darin gegangen, teilweise gestiegen zu sein. Um wieder zu unserem Gasthofe zu gelangen, brauchten wir aber nicht mehr so lange und erreichten ihn auf einem kürzeren Wege in einer Stunde. Der Abschied vom gastlichen Boisboudran, wo wir Schwestern uns innig mit den Schwestern Guerchy befreundet hatten, wurde uns durch das Versprechen erleichtert, dass deren Mutter, die mit dem Marquis von Sigy, ihrem Bruder, bald darauf zu den Wolf- und Fuchsjagden nach Varennes kommen sollte, ihre Töchter dahin mitnehmen würde.

Wir genossen fröhlich dieses weitere Zusammensein und lernten von den lieben Freundinnen nicht nur wie bis dahin durch die einfachsten Hausmittel, sondern auch

nach Anleitung eines ärztlichen Buches, den kranken und leidenden Landleuten auf vielfache Weise zu Hilfe zu kommen. Auch noch, als wir infolge der vorgeschrittenen Jahreszeit auf unseren engeren Familienkreis angewiesen blieben, verlebten wir ganz angenehme Tage, solange Emil mit uns sein konnte, der uns stets auf seine eigene, liebenswürdige und anregende Weise erheiterte, oder wenn Adèle, die ihr Klavier und ihre schöne Harfe mitgebracht hatte, uns durch ihr musikalisches Talent erfreute, auch mit unserer Mutter singend, die, damals erst zweiundvierzigjährig, noch die volle Frische und den Silberklang ihrer Stimme besass. Dann kam aber eine Zeit, wo Emil oft nach Paris und Ay musste, allerlei Bethätigungen halber, die unser neuer Besitz mit sich brachte, während mein Vater und mein Bruder durch Geschäfte, meine Mutter jedoch durch ihre weitverzweigte Korrespondenz und Ölmalereien, in denen sie ziemliche Kunstfertigkeit besass, in Anspruch genommen war.

Auf diese Weise blieben wir zwei Schwestern natürlich viel allein, und die Erinnerung, die uns unser Leben im lieben Deutschland beständig vergegenwärtigte, reifte ein Gefühl von Heimweh in uns, dessen wir uns nicht mehr erwehren konnten. Emil, dem unsere zeitweilige Niedergeschlagenheit nicht entging, dachte uns durch die Feier des Weihnachtsabends, die in Frankreich nicht Sitte war, zu erfreuen; im Einvernehmen mit meinen Eltern besorgte er den Christbaum, den wir dann mit allerlei Flitter schönstens verzierten.

Im grossen Speisesaale wurde er aufgestellt und die Geschenke, die wir sonst als „Neujahrs-Etrennes“ erhalten hätten, darunter gelegt. Mein kleiner Alexander wurde natürlich reichlich mit Spielzeug bedacht, was er wohl meist noch nicht recht zu würdigen wusste, aber die vielen Lichter am glänzenden Baume machten ihm sichtlich Freude. — —

Der Tilsiter Friede hatte auch den auf Ehrenwort Gefangenen die Freiheit wiedergegeben, und Emil wollte nicht länger zaudern, sich wegen seiner Reactivierung zu seinen Kriegsobern nach Königsberg zu begeben. So reiste er im Januar 1809 dahin ab. Die Trennung bereitete uns zwar grossen Schmerz, ich musste aber einsehen, dass ich mein liebes Kind nicht einer so langen Winterreise aussetzen durfte, und auch für mich selbst, die ich Aussicht hatte, im Mai abermals Mutter zu werden, schien eine solche Strapaze nicht ratsam. Es war ein schweres Opfer, das ich brachte, umsomehr, als sich der Zeitpunkt von Emils Rückkehr nicht vorher bestimmen liess. Anfangs März machte mein gütiger Vater den Vorschlag, dass wir einige Zeit in Paris zubringen sollten, um die dortigen Sehenswürdigkeiten, Theater etc. kennen zu lernen. Meine Mutter fand daselbst eine Menge alter Bekannten wieder, und auch ich hatte die Freude, einige Freunde dort anzutreffen, unter diesen besonders Lydie und Annette de Guerchy, Amicie Marquise L a m o t t e - L e - v a y e r, die ich sammt ihrer Mutter, der Gräfin M o u - p o u l t, bei meiner Tante Malherbe kennen und lieben

gelernt hatte sowie den alten Abbé Gaudon, meinen ehemaligen Lehrer, der „précepteur des Pages de Napoléon“ geworden war. Eine merkwürdige Bekanntschaft aus meinen ersten Kinderjahren war Frau von Vandeuil, die mir noch von damals her in guter Erinnerung geblieben, weil sie mich und meinen Bruder bei den häufigen Besuchen, die wir auf ihren Wunsch mit unserer Bonne bei ihr gemacht hatten, mit allen möglichen Leckereien bewirtet und uns bei jeder Gelegenheit sehr freigebig mit den schönsten Spielsachen beschenkt hatte. Sie war die Tochter Diderots, dem durch den Einfluss, den er auf die damalige Geistesrichtung übte und durch seine zahlreichen Schriften eine hervorragende Rolle unter den Encyklopädisten zukam. Frau von Vandeuil, die ihrem bereits im Jahre 1784 verstorbenen Vater sehr ähnlich sah, wie ich aus seinen Bildnissen, die sie umgaben, entnehmen konnte, hatte seinem Andenken grosse Liebe und Bewunderung bewahrt, vermied es aber mit uns über ihn zu sprechen. Durch die grosse Freude und Freundlichkeit, mit der sie uns begegnete, machte sie uns den Eindruck einer sehr liebenswürdigen, alten Dame. Sie lebte als Witwe in überaus grossem Wohlstande. Ich erinnere mich ihres schönen, geräumigen Salons, dessen Wände, mit der Einrichtung übereinstimmend, mit orangefarbenem gestreiftem Damaste bekleidet und mit reichen Vergoldungen geziert waren.

Herrn von Comblat, einen intimen Freund meines Vaters, den wir im Kreise der Emigrierten viel in

Deutschland gesehen und liebgewonnen hatten, fanden wir auch in Paris und lernten seine Tochter kennen. Mein Vater wünschte dieselbe für Henri, und auch ihr Vater wäre für diese Verbindung gewesen, aber die jungen Leute gefielen sich nicht, mein Bruder wollte überhaupt nicht so jung heiraten, und sie äusserte sich dahin, nur einen Mann zum Gemahle nehmen zu wollen, der über dreissig Jahre alt wäre; in der That wählte sie später einen sechsunddreissigjährigen.

Alle wiedergefundenen alten Bekannten sowie die neu dazugekommenen zu nennen, wäre von wenig Interesse für euch, meine Kinder, ich will daher nur noch der Herzogin von Arragon, geborenen du Saillant, und deren Schwestern, der schönen Frau von La Steyrie und der Stiftsdame Victoire du Saillant, Erwähnung thun. Diese drei, durch ihre verschieden gestaltete Liebenswürdigkeit einnehmenden Schwestern waren auf das innigste mit Tante Malherbe befreundet, bei der wir sie auch kennen lernten. Bald nach seiner Verheiratung verfiel der unermesslich reiche Herzog von Arragon in Blödsinn, und seine Frau hatte die ganze Last seiner ausgebreiteten und teilweise stark verworrenen Geschäfte zu tragen. Sie erledigte sich dieser schwierigen Aufgabe in so ausserordentlicher Weise, dass man ihr die Vormundschaft übergab. Als wir sie kannten, sass der arme Kranke den ganzen Tag beim Kamine des Salons, ohne je ein Wort zu sprechen, während zahlreiche Besuche sich an der Unterhaltung seiner schönen und geistreichen Gemahlin erfreuten. Mit

christlichem Heldenmute sah sie einige Jahre später einem qualvollen Ende entgegen. Die Zeit zur Operation eines bösartigen Krebsleidens war versäumt worden; sie ordnete noch alle Geschäfte für ihren bedauernswerten Gemahl, bestimmte die Teilung ihres Nachlasses, bereitete sich als fromme Christin auf den Tod vor und starb, von allen, die sie kannten, tief betrauert.

Um wieder auf unsern so bewegten Aufenthalt in Paris zurückzukommen! Ich muss sagen, dass unser lieber Vater nichts unterliess, um uns während dieser Zeit alle möglichen Unterhaltungen zu verschaffen. Wir besahen alle Sehenswürdigkeiten, wie Kirchen, öffentliche Gebäude und Museen, ferner die Gärten der Tuilerien, der Champs élysées, des Luxembourg und den Jardin des plantes, wo sowohl die grossartige Menagerie, als auch die so vollzählige Sammlung von ausgestopften Tieren, Conchilien u. a. m. unser Interesse erregte. Das Museum des Louvre befand sich damals in seiner brillantesten Zeit, da alle Meisterwerke Raphaels und der gesamten italienischen Schule von Bonaparte dahin gebracht worden waren, die nach seinem Sturze grösstenteils wieder nach Italien zurückwanderten. Unsere Abende füllten wir mit den Besuchen der grossen Theater aus oder brachten sie im berühmten Cirkus Franconi zu. Die ersten Male machte uns dies alles einen blendenden Eindruck. Die hervorragenden französischen Tragöden Talma und Mademoiselle Ramont, die in „Britannicus", einem der schönsten Stücke Racines, ihr eminentes Talent entwickelten, liessen uns aber kalt, des über-

grossen Pathos wegen, das uns gar zu fremd anmutete, daher nicht ansprach. Nur die Bourgoing in der sanften Rolle der Junie gewann unseren vollen Beifall. Ich schweige von den vielen andern, in ihrer Art oft wirklich ganz vortrefflichen Stücken, die wir sahen, und in denen Mademoiselle Mars und andere Notabilitäten sich in ausgezeichneter Weise hervorthaten. Nur ein Wort muss ich noch hinzufügen über das in der grossen Oper gegebene pantomimische Ballet „Antoine et Cléopâtre“ mit Vestris und Mademoiselle Clotilde in den Hauptrollen. Die Ausstattung war von höchster Vollendung, besonders die Dekoration, die das Meer und das reichgezierte Schiff des Herrscherpaares darstellte. Da indessen dieses Stück über Gebühr lang dauerte, konnte ich es nicht bis zum Ende beurteilen. Nach den vielen Anstrengungen eines sehr bewegten Tages übermannte mich die Müdigkeit, und ich schlief in der Loge ein.

Die so abwechslungsreiche Zeit in Paris verging uns rasch und in angenehmster Weise. Trotzdem sah ich mit Freude den Augenblick unserer Rückkehr nach Varennes herannahen, wo ich mit unaussprechlicher Wonne mein Kind wieder ans Herz drücken konnte. Sehnsuchtsvoll hoffte ich, meinen lieben Mann bald wiederkehren zu sehen. Er schrieb mir fleissig aus Eisenach, Gotha, Weimar und von überall, wohin ihn seine Geschäfte führten. Endlich erhielt er auch den erwarteten Ruf nach Königsberg durch General Scharnhorst, der ihn gern wieder in Thätigkeit

bei der Armee sehen wollte. Er verfügte sich sogleich dahin und acceptierte, wenn auch nur provisorisch, das ehrenvolle Anerbieten, das ihm gemacht wurde, nämlich an der Reorganisation der Kavallerie zu arbeiten. Aus den Briefen, die er mir hierüber schrieb und der Art, mit welcher er um meine Einwilligung in diesen seinen Entschluss nachsuchte, konnte ich entnehmen, wie sehr die Aussicht ihn anzog, wieder mit seinen ehemaligen, ausgezeichneten Waffenbrüdern seinem eigentlichen Berufe zu leben. Es versteht sich von selbst, dass ich ihn nie würde vermocht haben, einen solch ehrenden Vorschlag seines Königs abzuweisen, wenngleich die Aussicht eines möglichen Krieges mich alle Martern ahnen liess, die ich zu erdulden haben würde. Er war ja Militär, und ich hatte dies alles voraussehen müssen, als ich mich mit ihm verband.

Während wir über diesen wichtigen Gegenstand zwischen Königsberg und Varennes hin und herkorrespondierten, erliess Napoleon ein Dekret, laut welchem alle diejenigen ihrer Besitztümer verlustig erklärt wurden, die Kriegsdienst in fremden Reichen nähmen oder bereits darin stünden. Dieses kam Emil zu Gehör, und da er das Weingut in Ay in Gemeinschaft mit mir gekauft hatte, lag die Besorgnis nahe, dass auch mein Vermögen gefährdet sein würde, wenn man in Frankreich Kunde erhielt, dass er sich habe reactivieren lassen. Er trachtete daher, so bald als möglich Urlaub zu erhalten, um das Weingut schnellstens wieder veräussern zu können; auf diese

Weise kam es zu meiner inneren Befriedigung nie dazu, dass wir dasselbe bewohnt hätten.

Am 19. Mai hatte ich meine liebe Clotilde zur Welt gebracht; sie war ein besonders grosses und starkes Kind. In der allerersten Zeit musste ich mich wohl sehr schonen, dann aber fühlte ich mich so gekräftigt, dass ich mich schon am fünften Tage in einen bequemen Lehnstuhl begab, um Lydie, die bereits Madame de Bonneuil geworden war, und Frau von Villermont zu empfangen. Meine Mutter erlaubte es aber nicht, und ich fügte mich ihrer wohlmeinenden Weisung. Ich hegte die stille Hoffnung, dass Emil zur Taufe unseres Töchterchens zurückkommen würde, als aber vier Wochen verflossen, ohne dass dies eingetroffen wäre, fand dieser Akt in der Kirche zu Courtemont statt, und ich hielt zu gleicher Zeit meinen Kirchgang. Endlich kehrte mein lieber Mann zurück, und zwar ganz unerwartet. Wir waren beide freudetrunken. Mit Wonne besah er unsere liebe kleine Clotilde und ward nicht satt, seinen teuern Alexander zu herzen.

Wer mir damals gesagt hätte, dass ich in Jahresfrist, als tief gebeugte Witwe, eben an dem Orte, wo ich mich jetzt so überaus glücklich fühlte, weinen würde, hätte mich sicher vernichtet. O, wie müssen wir Gottes Barmherzigkeit preisen, dass sie uns die Zukunft verbirgt!

Der Sommer verging wie im Vorjahre, nur hatten wir noch mehr Besuche; im September gab es wieder eine zahlreiche Zusammenkunft in Boisboudran, und die

Marquise liess es sich nicht nehmen, uns wenigstens für acht Tage bei sich zu haben. Im folgenden Monate fand eine sehr glänzende Jagdzeit in Varennes statt, wo Wolfsjagd im Grossen betrieben wurde. Wir Damen fuhren auch manchmal in den Wald, um dem Triebe mit den vielen Hunden und den Piqueurs mit ihren Waldhörnern zuzusehen, besonders Lydie und Adèle fanden grosses Vergnügen daran. Diese beiden hatten sich an einem dieser Jagdtage ein schattiges Plätzchen in einem breiten Graben dicht neben einem Zaune gewählt, um dort den mitgenommenen Imbiss zu verzehren, und sassen eben plaudernd beisammen, als auf einmal etwas gewaltig Grosses und Schweres über sie hinwegstürzte, jedoch ohne sie zu berühren, und eiligst weiter über das Feld rannte. — Ein riesiger Eber war es, der sie beinahe umgeworfen hätte, und sie beeilten sich, wieder den Wagen zu erreichen und in demselben ihr Frühstück zu vollenden.

Die das benachbarte Schloss Mont St. Père bewohnende Familie des Vicomte de Bastard verabschiedete sich von uns im Dezember, um ihren gewohnten Winteraufenthalt in Paris anzutreten; im übrigen blieb unser Kreis derselbe, wie bisher. Der Winter verging uns schnell und angenehm; es kamen abwechselnd liebe Freunde, von denen manche längere Zeit bei uns blieben, und auch wir folgten einer Einladung nach dem nahen Schloss Condé.

Condé war ein grosser Besitz der Gräfin Sade, den sie selbst mit grosser Gewandtheit verwaltete. Ihre

Mappe enthielt eine herrliche Sammlung von Landschaften in allen Grössen, die sie aus Italien mitgebracht, wo sie sich während eines längeren Aufenthaltes in der Malerei vervollkommnet hatte, diese aber in Condé selten mehr ausübte. Die sehr zahlreiche Familie Sade, Herr und Frau von Ladenèse mit einbegriffen, war fast in einem jeden ihrer Mitglieder, als äusserst liebenswürdig, natürlich, geistreich und ungezwungen im Umgange, vertreten. Der alte Graf, ein grosser Litterat, brachte seine Vormittage damit zu, den Homer zu kommentieren und Heft über Heft voll zu schreiben. Eine alte Gräfin de la Tour du Pin, die frühere Besitzerin von Condé, bewohnte einen entlegenen Flügel des grossen Schlosses und wollte mit niemandem verkehren, ausser mit einer alten, treuen Engländerin, Miss Davidson, ihrer langjährigen Kammerfrau. Nachdem sie noch bei Lebzeiten ihres Mannes mehrere Stadien des Wahnsinnes durchgemacht hatte, ohne dass er sich veranlasst fühlte, sie in eine Irrenanstalt bringen zu lassen, war sie in eine Art Stumpfsinn und Unbeweglichkeit verfallen. Dann und wann hatte sie jedoch lichte Momente und in einem solchen hatte sie eines Tages ihre Cousine, die Gräfin Sade, zu sich rufen lassen, welche schon längere Zeit das Schloss bewohnte zu ihrer Hut und um ihre Geschäfte zu übersehen und zu leiten. „Ma cousine,“ sagte sie ihr, „je suis folle, ainsi je vous prie de prendre soin de moi et de garder ma fortune du reste pour vous. — Je veux rester seule et tranquille et n'avoir autour de

moi, que Miss Davidson.“ — So war der Besitz an die rechtmässige Erbin der armen Kranken übergegangen, und aufs liebevollste sorgte Laura Sade dafür, derselben ihr Dasein zu erleichtern und ihre Wünsche nach Thunlichkeit zu erfüllen. In manchen Punkten musste man ihr aber dennoch Zwang anthun. Zum Beispiel wäre sie, obgleich körperlich ganz gesund, nie aus ihrem Bette aufgestanden, in das sie sich auch nur angekleidet begeben wollte, um des Morgens keine Toilette machen zu müssen. „C'est plus vite fait ainsi,“ meinte sie.

Bis zwei Jahre vor ihrem Tode vermochte sie sich noch zu beschäftigen, las die Zeitungen aufmerksam durch und legte die gelesenen sorgfältig bei Seite. In der letzten Zeit konnte man sie kaum mehr bewegen, in den Blumengarten zu gehen, an dessen Ende man ihr ein bequemes Plätzchen hergerichtet hatte. Von ihren letzten Augenblicken ist mir nichts erinnerlich; sie starb während meiner Abwesenheit aus Frankreich.

IX. Kapitel.

Meine Schwiegermutter.*)

Dass in unserem Salon zu Varennes die Politik eine grosse Rolle spielte, lässt sich denken. Zeitungen und Briefe wurden mit grosser Begierde erwartet und gelesen. Damals waren es hauptsächlich Napoleons Kriege

---

*) Julie Freifrau von Mauchenheim genannt Bechtolsheim, geborene Gräfin Keller, eine durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Frau, erblickte das Licht der Welt am 21. Juni 1751 zu Stedten und vermählte sich 1772 mit ihrem Oheim, dem Weimarschen Vizekanzler Freiherrn von Bechtolsheim, der seinen Wohnsitz zu Eisenach hatte. Sie war die treueste Freundin von Wieland, Goethe und Herder, auch Schiller verkehrte in ihrem Hause. Von ihrer interessanten Korrespondenz mit den Klassikern, die teils in Prosa, teils in Versen geführt wurde, ist mehreres bisher noch Unbekanntes und Ungedrucktes angefügt. Eine Vase, die sie, mit Blumen gefüllt, von Goethe zum Geschenk erhielt, befindet sich noch im Besitze meiner Schwester. Baronin von Bechtolsheim, die Wieland seine „Psyche" nannte und als solche besang, war auch selbst litterarisch thätig; es erschien von ihr eine Serie von Beiträgen im „Vossischen Musenalmanach von 1788", in „Beckers Erholungen", in der „Urania" etc. Sie starb, allgemein betrauert, im sehr hohen Alter von 96 Jahren am 12. Juli 1847 zu Eisenach. Der Herausgeber.

in Österreich, Bayern und Schwaben, die uns beschäftigten, sowie die Versammlung der Potentaten in Erfurt, wohin sich auch meine Schwiegermutter als Zuschauerin begeben hatte.

Durch ihren Geist und den Zauber ihres Umganges wusste sie überall, wo sie sich aufhielt, einen liebenswürdigen und geistig hervorragenden Kreis um sich zu sammeln, so machte sie unter anderem auch zu dieser Zeit die Bekanntschaft der berühmten Frau von Staël, von welcher ich folgendes Billet*) unter ihren Papieren fand:

Votre**) billet me confirme, Madame, tout ce que je savais de Votre grâce et de Votre bonté; si Vous venez me voir ce soir, je jouirai plutôt du bonheur de Vous voir; mais sans oser insister sur une si grande faveur, je serai demain chez Vous à midi, et Vous voudrez bien ordonner d'une journée, qui Vous est entièrement consacrée. Staël-Necker.

---

*) Die Originale der nachfolgenden Briefe befinden sich im gräflich Erdödyschen Archiv zu Galgócz im Neutraer Komitat in Ungarn.

**) Deutsche Übersetzung: Madame! Ihr Billet bestätigt alles, was ich über Ihre Güte und Liebenswürdigkeit gehört hatte; wenn Sie mir diesen Abend die Ehre Ihres Besuches erweisen wollten, würde es mich sehr freuen, umso eher des Glückes Ihrer Gesellschaft teilhaftig zu werden; ich wage nicht, Sie zu drängen, mir diese Gunst erweisen zu wollen, werde jedoch morgen Mittag bei Ihnen sein und bitte Sie nur, mir freundlichst einen Tag zu bestimmen, der Ihnen ganz geweiht sein möge.

Staël-Necker.

Mit dem Dichterfürsten Goethe war Julie von Bechtolsheim in regem Verkehr, wovon einige seiner Briefe an sie Zeugnis geben, welche, von ihr aufbewahrt, hier beigefügt werden:

Leider*) muss ich Sie, meine beste gnädige Frau, schriftlich empfangen und Sie durch einen Abgeordneten bewillkommen lassen. Auf einer kleinen Reise habe ich mir einen solchen Rheumatismus zugezogen, dass ich weder ausgehen kann, noch zu Hause mich sehen lassen darf. Hoffentlich geht es bald vorüber und ich kann Ihnen noch aufwarten. Nehmen Sie indessen meinen Kindskopf gütig auf, empfehlen Sie mich dem H. Bruder aufs beste und bleiben mir in Freundlichkeit gewogen.

d. 18. Apr. 84. Goethe.

Auf den nächsten Sonntag gehen wir von hier ab. Mit der Freytags Post erhalten Sie noch einen Brief von mir der nur Dank und Dank enthalten wird. Sie sind gar lieb und gut gegen mich. Jetzo nur diese Blumen in die Füllhörner über dem blauen Kanapee.

Leben Sie wohl. G.

Ich bin von Braunschweig wieder zurück und muss Sie fragen, wie sich die stummberedten Freunde aufgeführt haben, die ich Ihnen zurückliess und ob die

*) Siehe Facsimile-Beilage No. 1 nach dem „Ersten Buch“.
Der Herausgeber.

stillen Tage auf Julienslust nichts für den Abwesenden hervorgebracht haben. Die Lebhaftigkeit des Br. Hofes während der Messe hat mich sehr unterhalten, noch mehr aber der einsame Harz, dem ich mich recht mit voller Erlaubnis habe vierzehn ganze Tage widmen können. Und die Menschen behaupten ich sey nun ganz und gar versteinert zurückgekehrt. Beinahe hätten Sie sich im Falle gesehen es beurteilen zu können, nunmehr sind Sie aber vor einem Überfall sicher. Leben Sie wohl und geniessen eines fröhlichen Winters. Viktorchen hör' ich hat sich in Frankfurt fangen lassen. Viel Glück! Leben Sie recht wohl.

Weimar d. 2. Oktbr. 84. G.

Sie werden wohl das Paket erhalten haben, wovon ich neulich schrieb.

Bisher ist's in meinem Kopfe tumultuarisch zugegangen und meine Expeditionen sind nicht alle richtig notiert worden. Ich lege deswegen einen Extrakt des Postbuches bey, wonach sich wohl alles aufklären wird. Das letzte Paket enthielt Iphigenia und Tasso, und ist wahrscheinlich das unter No. 3 als Schachtel steht.

Ich wünsche zu hören, dass es angekommen ist und Ihnen Freude gemacht hat.

Wie geht es in der neuen Zeichenakademie? Krause hat mir viel von dem Eifer der schönen Damen erzählt. Wenn er nur von Dauer ist.

Kann ich Reisenden und Schreibenden trauen, so

habe ich in kurzer Zeit viele Grüsse von Ihnen empfangen, ich hoffe man wird sie erwidert haben.

Das fünfte Buch von Wilh. Meister wird ehestens anlangen, ich wünsche, dass es den Eindruck der ersten nicht zerstören möge. Diese vier ersten bitte ich mir so bald als möglich zurück. Wissen Sie schon, dass mir der wackre Kanzler*) in Eisenach Quartier bey sich angeboten hat, wenn ich wieder hinüber käme, ich werde mich aber wohl hüten es anzunehmen, eh' ich der Zustimmung seiner Gemahlin versichert bin. Leben Sie recht wohl und vergnügt.

W. den 23. Oktbr. 1784 Goethe.

Marienborn d. 21. Juni 93.**)

Meine werte Freundin würde mir vielleicht, wie ich höre, in diese wilden und verworrenen und ausserdem noch kalten und feuchten Zustände ein freundliches Wort senden und mich dadurch auferbauen und erquicken, wenn sie nicht des leidigen Schweigens eingedenk, ihr schönes Herz zuschlösse und sich von ihrem guten Vorsatze zurückhielte. Ich pränumeriere also durch gegenwärtiges Blatt auf ein künftig freundliches und liebliches, mit der Versicherung dass der

*) Johann Ludwig Freiherr von Mauchenheim genannt Bechtolsheim, Minister und Kanzler in Eisenach, Gemahl der Freifrau Julie, geborenen Gräfin Keller.

**) Diesen Brief schrieb Goethe vor Mainz, als die Stadt belagert wurde. Der Herausgeber.

liebe Sohn sich wohl und munter in seinem Berufe und der Freund ganz leidlich ausser seinem Berufe befindet. Tausend Grüsse dem Gemahl und den Schwestern! Goethe.

Besonders befreundet war meine liebenswürdige Schwiegermutter mit Wieland. Sie kannte ihn seit ihrer frühesten Jugend, und er war es auch, der ihre Dichtergabe entdeckte und förderte. Er nannte sie seine „Psyche" und widmete ihr manches Poëm. Sowie mit Goethe blieb sie auch mit ihm und mit Herder bis an den Tod dieser grossen Männer im freundschaftlichsten Verkehre. Ihre gegenseitige Korrespondenz bewegte sich auch oft in gebundener Sprache. Leider hat sie dieselbe nicht aufbewahrt. Nur ein Gedicht von Herder*)

*) Zufällig entdeckte ich, dass dieses Poëm gar nicht von Herder selbst gedichtet wurde, sondern vielmehr eine Uebersetzung des englischen „THE DYING CHRISTIAN TO HIS SOUL" von Alexander Pope (1688—1744) ist, welche der grosse Dichter vielleicht eigens zu dem Zwecke schuf, um der Freundin auf originelle und geschmackvolle Weise zu kondolieren. Der englische Urtext lautet:

Vital spark of heavenly flame;
Quit, o quit this mortal frame!
Trembling, hoping, lingering, flying,
Oh! the pain, the bliss of dying!
Cease, fond Nature, cease thy strife
And let me languish into life.
Hark! they whisper; angels say,
Sister Spirit, come away.
What is this absorbs me quite,
Steals my senses, shuts my sight,
Drowns my spirits, draws my breath;

anlässlich des Todes ihrer Schwester Dorothea und einen kurzen Brief dieses berühmten Poëten kann ich hier anfügen:

Lebensfunke, vom Himmel entglüht,
Der sich loszuwinden müht!
Zitternd, kühn vor Sehnen leidend,
Gern und doch mit Schmerzen scheidend!
End', o end' den Kampf, Natur!
Sanft in's Leben
Aufwärts schweben,
Sanft hinscheiden lass' mich nur!

*

Horch, mir lispeln Geister zu:
„Schwester Seele, komm' zur Ruh!"
Was nur zieht mich sanft von hinnen?
Was ist's, das mir meine Sinnen,
Mir den Hauch zu rauben droht?
Seele, sprich, ist das der Tod?

*

Die Welt entweicht! Sie ist nicht mehr!
Harmonieen um mich her!
Ich schwimme sanft im Morgenroth!
Leiht, o leiht mir eure Schwingen,
Ihr Brüder-Geister! helft mir singen:
„O Grab, wo ist dein Sieg, wo ist dein Pfeil, o Tod?"

Herder.

Tell me, my soul, can this be death?
The world recedes; it disappears!
Heaven opens on my eyes! my ears
With sounds seraphic ring.
Lend, lend your wings! I mount, I fly,
O Grave! where is thy victory?
O Death! where is thy sting?

— Pope —

(Entnommen aus „The British Lyre" etc. etc. by W. O. Elwell, Sixth ed., Brunswick 1874. pag. 396.) Der Herausgeber.

Sie*) haben mich, gnädige Frau, mit Ihrem angenehmen Briefe recht überraschet und die französische Stelle in demselben ist eine schöne Blume, mit der Sie mich beschenken wollten. Warum sollte ich es leugnen, dass es mich freue, wenn edle und fühlbare Seelen mit mir gleich empfinden? Es ist dies ja der einzige und süsseste Lohn des sonst mühsamen und unseligen Schreibens und mir gewiss der süsseste Lohn, da ich dem gewöhnlichen Autorruhm längst abgesagt habe. Nächstens wird am Druck des zweiten Theils angefangen werden und ich wünsche ihm dasselbe glückliche Schicksal.

Die persönliche Bekanntschaft mit Euer Gnaden war freilich zu kurz und vorübergehend. Bei Hofe lernt man sich nicht kennen und da ich meiner zunehmenden Geschäfte wegen seit einigen Jahren nicht mehr im Hofsaal erscheine: so bleibt Ihnen freilich, gütige Frau, nichts übrig, als dass Sie uns eine Viertheilstunde in unserm Hause schenken. Man siehet und hört sich in einer Minute von Privat-Unterredung besser, als bei Hofe in vielen Stunden.

Zimmermann verdient völlig den Beifall, den Euer Gnaden ihm schenken. Er ist persönlich mein Freund und ich schätze sein Herz mehr als alle seine vortrefflichen Schriften. Wäre ich seit 7—8 Jahren nicht ganz ausser Briefwechsel mit ihm: so würde ich ihm die Blume Ihres schönen Lobes selbst bringen.

---

*) Siehe Facsimile-Beilage No. 2 nach dem „Ersten Buch“.
Der Herausgeber.

Leben Sie wohl, geistreiche und vortreffliche Psyche. Meine Frau, die Sie mit Hochachtung schätzet und liebet, empfiehlt sich Ihnen aufs beste. Schenken Sie mir Ihre Gewogenheit und erfreuen mich zuweilen mit einer kleinen Frucht Ihres schönen Geistes. Ich habe die Ehre, mit grössester Hochachtung zu seyn

Euer Gnaden

unterthäniger

den 11. Nov. 1785. Herder.

Von Wieland will ich folgende Briefe an meine Schwiegermutter beifügen:

Meine Seele ist betrübt, beste Julie — ich kann Ihnen nichts schreiben — ich würde Ihnen nichts sagen, nichts helfen können, wenn ich bey Ihnen wäre — Ich leide mit Ihnen, leide das ganz Unaussprechliche Ihrer Schmerzen, Ihrer Beängstigungen und möchte vergehen, dass ich Ihnen nicht helfen kann. O Julie, Julie! — O Auguste, o Dorothee, o würdigste Mutter der besten Kinder! — Welch ein trauriges Geschenk ist ein empfindendes Herz! — Und dennoch wünsch' ich mich zu Ihnen, wiewohl es sonst zu nichts gut wäre, als mit Ihnen zu weinen, denn — Trost, meine Engelsfreundin, — Trost kann in solch Augenblicken nur der Himmel, nur die Religion geben. — Und in ihr, meine theuersten Freundinen, in ihr werden Sie den einzigen Trost finden, der in solchem Umsturz auf eine fühlende Seele wirken kann. Hufland giebt mir keine Hoffnung für unsere liebenswürdige Wilhelmine!

— Gott stärke, unterstütze und o! ist es möglich, rette, rette das liebenswürdige Geschöpf. Ich bin Ihrer allerwegen äusserst besorgt. Adieu*) mes amies, mes cherrissimes amies, Hufland emporte ce misérable billet, griffoné à la hâte et dans un accablement trop grand pour être capable de Vous dire quelque chose de raisonnable, sinon que je suis et serai éternellement avec une amitié à toute épreuve

Votre frère et ami

Wieland.

Il y a un siècle, aimable Psyché, que je Vous ai écrit une lettre passablement jolie en réponse de celle, dont Vous m'avez honoré avant le départ de Votre Bienaimé. L'avez Vous reçue, cette lettre, ou ai-je été

*) Deutsche Übersetzung: Adieu, meine Freunde, meine lieben Freunde, Hufland wird Ihnen dies armselige Brieflein überbringen, das ich nur in aller Eile und in einem zu trostlosen Zustande niederschrieb, um Ihnen darin etwas Vernünftiges sagen zu können, ausser, dass ich in unerschütterlicher Liebe ewig bin und sein werde Ihr Freund und Bruder Wieland.

Es ist beinahe ein Jahrhundert her, liebenswürdige Psyche, dass ich Ihnen einen leidlichen Brief schrieb, als Antwort auf jenen, mit welchem Sie mich vor der Abreise Ihres Innigstgeliebten beehrten. Haben Sie diesen Brief empfangen, oder sollte er gar auf der Post verloren gegangen sein, was mich sehr unglücklich machen würde? Ich bitte Sie, an meiner Statt die Hände der würdigsten Frau und besten Mutter zu küssen und zärtlichst in meinem Namen unseren werten und teuern August zu umarmen.

Mein hier eingeschlossenes, kleines Gedicht wird Ihnen das Übrige sagen. W.

assez malheureux, qu'elle se soit égarée à la poste? Je Vous supplie de baiser de ma part la main de la plus digne des femmes et de la meilleure des mères, et d'embrasser bien tendrement, à mon intention notre chère aimable Auguste.

Le petit poëme ci-joint Vous dit le reste. W.

à Weimar ce 3. Dec. 1773.*)

Une lettre de Julie! — et dans un temps, où pour l'écrire elle est obligée de se dérober au plaisir, de s'occuper de ce qu'il y a de plus intéressant à son coeur. — Croyez, divine Julie, que je sens toute la

*) Deutsche Übersetzung: Weimar, den 3. Dezember 1773. Ein Brief von Julie! — und in einer Zeit, wo sie, um denselben schreiben zu können, der Freude entsagen muss, sich mit dem, was ihrem Herzen das Interessanteste ist, zu beschäftigen. — Glauben Sie mir, göttliche Julie, dass ich die ganze Grösse dieser Ihrer Gunst erkenne. O dass nur das Wörtlein Gunst nicht wie eine Entheiligung in den Augen Ihres zukünftigen Herrn und Meisters gelten möge; die Freundschaft hat ja doch ebensogut ihre Gunst, wie die Liebe. — Sie könnten jedoch am Ende vermuten, dass ich unter dem Schutze der poetischen Lizenz mehr sage, als ich fühle, und dass Ihr Brief mich doch nicht so sehr beglückte, da ich die Beantwortung desselben bis heute hinausschieben konnte. Was könnte ich dagegen einwenden, liebenswürdige Julie? Was könnte ich vorschützen? — Unglück für einen Liebenden, der seiner Herzenskönigin keine bessere Entschuldigung vorbringen könnte! Dürfte noch ein Freund auf Ihre Gnade rechnen, wenn er Ihnen gesteht, dass er nicht einmal genügend moralische Kraft besass, Ihnen „Alceste" zu opfern? Da dieses Stück verwichenen Montag gegeben wurde (und zwar, ich muss es gestehen, denselben Abend, an dem ich Ihren Brief erhielt), so musste ich eines



Julie Freifrau von Mauckenheim
genannt Bechtolsheim.
Wielands „Psyche“.

grandeur d'une pareille faveur. Que le mot de faveur ne passe pas pour une profanation aux yeux de Votre futur Seigneur et maître; l'amitié a ses faveurs à elle, tout aussi bien que l'amour. — Cependant Vous êtes en droit d'imaginer, qu'à l'abri des privilèges des Poètes,

---

von beiden thun, entweder auf das Vergnügen verzichten „Alceste" zu hören, oder auf dasjenige, Ihnen zu schreiben. Sollte ich mich nicht meiner Schwäche schämen? Sei dem, wie ihm wolle, ich gestehe lieber meine Schuld offen ein und vertraue auf Ihre Milde, als dass ich meinen Fehler, wenn dies wirklich in Ihren Augen als ein solcher gelten sollte, beschönige. Sie ersehen übrigens daraus, dass Alceste hier noch immer aufgeführt wird, und dass man der Schirmfee dieser Zaubersphären unrecht that, als man ihr die Grausamkeit zumutete, unsere Heldin ohne einen anderen triftigen Grund zu verbannen, als dass sie zu schön sei. Ich brauche Sie, meine ausgezeichnete Freundin, da Sie die geheimsten Regungen meiner Seele kennen, wohl nicht zu versichern, wie sehr ich an der freudigen Nachricht von der vollkommenen Wiedergenesung Ihrer verehrten Frau Mutter Anteil nahm, die Sie so gütig waren mir bekanntzugeben. Ich bin entzückt über alles, was Sie mir bei dieser Gelegenheit von den Gefühlen erzählen, die man ihr in G.(otha) entgegenbrachte, sowie auch über das edle Benehmen des Herzogs Ihnen und dem Herrn Baron gegenüber. Ich liebe, dass alles, was man treibt, mit gutem Willen geschehe, und besonders bei Hoheiten gefällt es mir, wenn sie eine Freude daran finden, sich anderen Menschen gegenüber gefällig zu zeigen und dies nicht nur halb thun. Aber jener verdammte Prozess, der die Vereinigung des liebenswürdigsten aller Paare, das Amor je zusammenführte, noch auf Monate hinausschiebt, — seien Sie überzeugt, dass ich ihn von ganzem Herzen hasse, und mit Vergnügen und ohne alle Gewissensbisse dreiviertel aller Staatsanwälte, Advokaten und Richter dem Teufel überantworten möchte, wenn ich nur Ihnen dadurch die Ungelegenheit ersparen könnte, abermals Beweise Ihrer Grossmut geben zu müssen. Ich wünsche um so eher dieses schöne Liebesabenteuer einem glücklichen Ende zugeführt

je dis plus que je ne sens, et qu'il faut bien que Votre lettre ne m'ait pas rendu si heureux, puisque j'ai pu différer jusqu'aujourd'hui d'y répondre. Que Vous dirai-je, aimable Julie, Vous avouerai-je? Malheur

---

zu sehen, da ich mir in den Kopf gesetzt habe, dass der Priester, indem er Ihnen seinen Segen giebt, nichts anderes thut, als nur im Namen unserer Mutter, der hl. Kirche, der Vereinigung zweier Teile beizustimmen, welche die Natur lediglich zu gegenseitiger Ergänzung erschaffen zu haben scheint, und die beide durch diese Vereinigung soviel gewinnen, dass selbst ein Dilettant (in Ehesachen), wie ich, mit Ungeduld den Moment erwartet, der ihn zum Augenzeugen dieser freudigen Ceremonie macht. Indessen bin ich sehr beglückt zu hören, dass das alte gute Einverständnis zwischen der Erfurter „Statthalterey" und Schloss Stedten wiederhergestellt ist, und bestätige vollkommen die hohe Meinung, die Sie von der liebenswürdigen Amazone mit der feurigen Seele hegen. Das ist wirklich eine charmante Frau, und ich erkläre Ihnen, wenn ich Amadis wäre, so möchte ich sie zu meinen Göttern zählen.

Es ist nicht meine Schuld, dass ich Ihnen von hier nichts anderes Interessantes mitteilen kann. Für Sie und mich dürfte einzig von Interesse sein, dass sich alles, was uns in Weimar lieb und wert ist, wohlbefindet. Prinz Constantin hatte einen vorübergehenden Fieberanfall, von dem er heute jedoch wieder gänzlich genesen ist. Dieser junge Prinz erblüht wie eine Rosenknospe, Charakter und Herz entfalten sich sehr zu seinem Vorteile, er zeigt treffliche Grundsätze, sowie eine gewisse Energie und verspricht ein so angenehmer Mensch zu werden, dass sich, Gott sei Dank, alle meine schlimmen Prophezeihungen als nichtig erweisen. Im übrigen fühle ich mich glücklich, wie ein Sultan (wenn diese thatsächlich die glücklichsten Sterblichen sind) da man mir gestattete, infolge meiner Erzieherpflichten bei den Prinzen, befreit zu gelten vom übrigen Hofdienste. Ja, erst jetzt beginne ich aufzuleben und meine Ideen und Gefühle, kurz, das bischen Dichtergenie, mit dem mich Mutter Natur beglückte, wiederzufinden. Ich muss nun endlich meinem Geschwätze ein Ende machen. Möchten Sie doch der

à l'amant qui n'aurait qu'une si légère excuse à alléguer à sa Maitresse! Mais un ami, devrait il espérer sa grâce, en Vous avouant qu'il n'a pas eu assez de force pour Vous sacrifier Alceste?*) Comme cette pièce fut donnée lundi passé, (c'est à dire le même soir où je reçus Votre aimable lettre) il fallait bien l'un des deux, ou renoncer au plaisir d'entendre Alceste, ou différer celui de Vous écrire. Ne devrais-je pas avoir honte d'être si faible? Quoiqu'il en soit, j'aime mieux avouer ma coulpe et attendre mon pardon de Votre clémence, que de chercher à pallier ma faute, en cas que Vous trouviez que c'en est une. Vous voyez du reste, que l'Alceste se donne encore ici, et qu'on a fait tort à la fée protectrice de ces lieux enchantés, en lui attribuant la cruelle résolution de bannir notre héroine sans qu'on pourrait y trouver d'autre raison valable que ce qu'elle

---

liebens- und achtungswürdigsten aller Mütter die Gefühle jener Hochachtung und Wertschätzung, die meine Seele erfüllen, ausdrücken! Sagen Sie auch Ihrer Schwester Auguste alles Schöne von mir, und zwar mit so innigem Ausdrucke, als es Ihnen immer nur möglich ist, mein Herz wird Sie nie Lügen strafen. Seien Sie überzeugt, meine teuersten Schwestern, dass die Gefühle, die Sie für mich hegen, stets den grössten Teil meines Glückes ausmachen werden; desgleichen tausend Schönes und Liebes dem Erwählten Ihrer Seele. Adieu, liebe Julie, seien Sie stets glücklich und behalten Sie immer ein Plätzchen in Ihrem Herzen frei für Ihren treuen Freund Wieland.

P. S. Ich habe bei Schweizer die vier Exemplare der „Alceste" besorgt, um die sie mich ersuchten. —

*) „Alceste", ein Singspiel, veranlasste Goethes Farce „Götter, Helden und Wieland."

Der Herausgeber.

est trop belle. Ce n'est pas à Vous, mon excellente amie, qui connaissez le fond de mon âme, que j'ai besoin de dire, combien je m'intéresse à l'heureuse nouvelle de l'entière guérison de Votre adorable Mère, que Vous venez de me confirmer. Je suis charmé de tout ce que Vous mandez à cette occasion des sentiments qu'on lui a montré à G, comme aussi des nobles procédés du Duc vis-à-vis de Vous et de Votre cher Baron. J'aime moy, qu'on fasse les choses de bonne grâce, et que les Princes surtout soyent sensibles au plaisir d'obliger et qu'ils n'obligent jamais à demi. Mais ce maudit procès qui éloigne encore de plusieurs mois l'union du plus aimable couple que l'amour a jamais enchaîné — soyez persuadée, chère amie, que je le déteste de grand coeur, et que je donnerais volontiers et sans le moindre remords de conscience au diable les trois quarts de tous les procureurs, avocats et juges de l'univers, si c'était le moyen de Vous épargner cette occasion de faire preuve de Votre magnanimité. Je suis d'autant plus impatient de voir votre belle aventure d'amour mise heureusement à fin, que je me suis mis en tête, qu'en Vous donnant la bénédiction sacerdotale, le Prêtre ne fera que consentir au nom de notre mère sainte Eglise à la réunion de deux moitiés que la nature a formé dans l'intention d'en faire un tout, et qui toutes les deux gagneront autant de cette réunion qu'un Dilettant comme moy ne peut pas se dispenser d'être impatient d'avoir le plaisir d'en être témoin oculaire. En attendant je suis charmé,

que l'ancienne bonne intelligence se trouve rétablie entre Stedten et la „Statthalterey" d'Erfort, et je souscris de grand coeur à tout le bien, que Vous disez de l'aimable amazone à l'âme de feu. C'est réellement une charmante femme, et si j'etais Amadis je Vous déclare qu'elle serait mise au nombre de mes divinités.

Ce n'est pas ma faute, si je ne Vous mande rien de nouveau d'ici. Ce qu'il y a pour Vous et moy de plus intéressant, c'est, que tout ce que nous aimons à W. se porte bien. Le prince Constantin, à la vérité, a eu hier un accès passager de fièvre, mais il s'en trouve dument rétabli aujourd'hui. Ce jeune Prince commence à s'épanouir comme un bouton de rose, et fort à son avantage, son caractère se développe, son coeur prend de la consistence, il fait voir des principes et même de la fermeté, enfin il promet de devenir tout-à-fait aimable — et mes espérances s'en trouvent bien agréablement trompés. — Au reste je me trouve heureux comme un Sultan, si tant est que les Sultans sont heureux — de la liberté qu'on m'a toutement accordée, de me regarder comme un homme, qui a l'exception de ses devoirs auprès des princes, est absolument détaché de la Cour. Ce n'est que depuis ce temps que je commence à revivre véritablement et à me retrouver avec mes sentiments mes idées, et le peu de genie, dont notre bonne mère Nature a bien voulu m'avantager. Me voilà obligé de mettre fin à mon babil, faites agréer à la plus respectable et la plus chérie des mères l'hommage des sentiments de l'amitié tendre et pure

qui remplissent mon âme pour Elle. Dites de ma part à soeur Auguste tout ce qu'il y a de plus amical, et dites le aussi vivement que Vous pourrez, mon coeur ne Vous dêmentira jamais. Persuadez Vous bien, mes aimables et chères soeurs que le sentiment dont Vous m'honorez fait une partie essentielle de ma félicité. Mille choses tendres et amicales pour le digne tenant de Votre coeur. Adieu, Julie, soyez toujours heureuse et gardez toujours un petit bout de Votre coeur pour Votre ami Wieland.

P. S. J'ai pris note des 4 exemplaires de l'Alceste de Schweizer, que vous me commandez.

Liebenswürdige Julie!

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, — und würde es nicht thun, wenn ich's auch könnte — was mein Gemüt in diesen Tagen für Ihre vortrefflichste Mutter, für Sie, für unsere Auguste, für Ihren Bruder und für alles, was zu Ihrem Hause gehört, gelitten hat! Alle Tage wollte ich mich hinsetzen, Ihnen zu schreiben, aber ich konnte weder Gedanken noch Worte zusammenbringen. Ich suchte mich zu zerstreuen, aber alles erinnerte mich an meine Freundinen zu Stedten; meine Seele war immer bey Ihnen, und noch itzt zittert sie bei dem schrecklichen Gedanken, was die Folgen einer so schmerzlichen Verwundung des Herzens auf so zarte, so empfindungsvolle Geschöpfe seyn könnten. O meine beste Julie, meine theure Auguste! Schwestern meiner

Seele! Mein Hertz blutet über Ihren Verlust; es ist auch der meinige; aber, o sparen Sie Sich! überlassen Sie Sich nicht einer Traurigkeit, welche Ihre Gesundheit zerstören könnte. Noch Eine von Ihnen zu verliehren würde mir unerträglich seyn. Unsere Schwester ist nicht todt; Sie lebt, o! Sie lebt und ist glücklich; schwebt ungesehen über uns, ober uns, wird vielleicht unser Schutzgeist. Hat unsere Seele keine Augen? Soll sie uns unsichtbar seyn, weil diese körperlichen Augen sie nicht mehr sehen? Schreiben Sie mir recht bald, meine theure Freundin; beruhigen Sie mein Hertz (und Gott gebe, dass Sie es mit Wahrheit können!) über die Besorgnisse, die es ängstigen. Umarmen Sie unsere liebenswürdige Auguste für mich! Vortreffliche Schwestern! Vereinigen Sie Sich mit verdoppeltem Eifer, der besten der Mütter den Verlust einer hoffnungsvollen Tochter zu ersetzen!

Zerstreuung, liebste Freundinen, wäre Ihnen allen itzt das nöthigste! Könnte ich Sie doch durch einen Wunsch alle zusammen nach Weimar versetzen! Wie eifrig würde meine Freundschaft sich bestreben, Sie so viel wie möglich eines Verlustes vergessen zu machen, an welchen Alles in Stedten Sie erinnert!

W.

Sans*) doute, aimable Julie, Vous êtes déjà informée du facheux accident, qui, en venant troubler le plus

*) Deutsche Übersetzung: Ohne Zweifel, liebenswürdige Julie, sind Sie schon von dem ärgerlichen Zwischenfalle

bel arrangement que nous avions fait ensemble, Mesdames V. mère et V. soeur et moy, pour passer la soirée du mercredi passé chez moi, m'a empêché aussi de répondre plutôt à l'aimable lettre, que Madame votre mère a eu la bonté de m'apporter de Votre part. Grâces au Ciel j'ai été quitte pour la peur; ce qui

---

unterrichtet, der alle jene schönen Pläne vernichtete, die wir, nämlich Ihre Frau Mutter, Ihre Schwester und ich, zusammenschmiedeten, dahingehend, dass beide den Abend des verflossenen Mittwoch bei mir zubringen sollten, und dies ist auch Schuld an der verspäteten Antwort auf Ihren liebenswürdigen Brief, den Ihre Frau Mutter die Güte hatte mir in Ihrem Namen zu überbringen. Dem Himmel sei Dank, der mich so für meine ausgestandene Angst entschädigte; denn was sich anfangs als ein grosses Übel darstellte, verwandelte sich später in ein grosses Glück; und da alles so trefflich ohne die mindesten Schmerzen und ohne jeden Zwischenfall bei meiner lieben kleinen Frau vor sich ging, so dürfen wir hoffen, dass sie in 2—3 Tagen vollkommen hergestellt ist. Aus dieser Mitteilung ersehen Sie also, liebe Freundin, dass Sie mehr Grund haben, sich mit mir zu freuen, als über vergangenes Leid zu klagen, das mir meine Phantasie, mehr als notwendig, während dieser 3—4 Stunden, in denen sich das Leben meiner teuern Kranken in höchster Gefahr befand, vormalte. Lassen Sie uns also die so traurige Zeit vergessen (ich litt während dieser zwei Tage thatsächlich schwerer, als die Patientin selbst). Nur noch ein paar Worte über den Brief, den Sie so gütig waren, mir nach Gotha zu schreiben, und den Ihre Frau Schwägerin mir persönlich in meine Herberge brachte, gerade, als ich zufällig ausgegangen war, und den ich nie erhielt. Wie dies geschehen konnte, ist mir unbegreiflich; alle meine Nachforschungen, sowie das Examen, das ich mit meinem Bedienten anstellte, und die Durchstöberung meiner sämtlichen Papiere blieben erfolglos. Um so verzweifelter bin ich nun, als Sie mein Stillschweigen etwas gegen mich aufgebracht zu haben scheint, und es wäre auch wirklich unverzeihlich meinerseits, wenn ich thatsächlich eine Schuld daran trüge. Ich fühle mich ohnehin

d'abord avait l'air d'un grand mal s'est trouvé dans la suite un grand bien; et comme tout s'est passé chez ma chère petite femme sans les moindres douleurs et sans aucun autre accident sinistre, et qu'en 2 ou 3 jours nous avons toutes les apparences du monde de la voir tout-à-fait rétablie. Vous voyez, chère amie, que dans tout cui il y a plus d'occasion de Vous réjouir avec moy,

---

schon schuldbewusst genug, Ihnen nicht aus eigenem Antriebe schon von Gotha aus geschrieben zu haben, oder wenigstens gleich nach meiner Heimkehr. Aber, weiss Gott, welchen Zauber die Oberhofmeisterin Frau von Buchwald auf mich ausübte; denn ich befand mich thatsächlich während meines 4 ½ tägigen Aufenthaltes so in ihrem Banne, dass es mir ganz unmöglich war, an etwas Anderes, als an diese höchst liebenswürdige Matrone zu denken, und dass ich bei ihr alle die Zeit zubrachte, die ich nur irgendwie dem Hofe absparen konnte, und sogar die Grazien und ihre Mutter vernachlässigte, um nur stets bei dieser merkwürdigen Dame sein und mich an ihrer fesselnden Konversation erfreuen zu können. Ich gestehe zu, liebe Freundin, dass diese Entschuldigung gar keinen Wert hat; auch ist dieses mein nettes Geständnis eher eine Anklage, statt dass es mich reinwüsche, ich flehe daher auch um gütige Nachsicht und unterwerfe mich freudig und ohne Widerspruch jeder mir von Ihnen auferlegten Busse. Es ist nicht minder wahr, dass ich diese Unterlassungssünde sofort nach meiner Heimkehr hätte gut machen sollen; aber die Notwendigkeit, in der ich mich befand, Zeit und Fleiss ausnahmslos dem „Merkur" zu widmen, dessen drei erste Nummern sich im Drucke befinden und in weniger als fünf Wochen das Licht der Öffentlichkeit erblicken sollen, sowie die viele Mühe, welche mir die Redaktion dieser Zeitung verursacht, die von jetzt ab monatlich erscheinen soll, könnten mich vielleicht Entschuldigung in Ihren Augen finden lassen, ferner noch überdies mein Versprechen, so bald als möglich Ihnen aufzuwarten, und zu guterletzt noch die Faulheit, die ein Naturfehler bildet Ihres gehorsamsten Dieners und Freundes W.

que de partager des maux passés, que mon imagination plutôt que l'exigence du cas m'a fait éprouver, pendant 3 ou 4 heures, que la vie de la chère malade me parut en danger. Passons aussi légèrement que possible sur cette scène (qui me rendit pendant 2 jours plus malade et abbattu que la Patiente elle-même). Pour dire deux mots de cette lettre que Vous avez eu la bonté de m'écrire à Gotha, que M. V. Beaufrère a porté lui même dans mon auberge, ou je n'étais pas alors, et que je n'ai point reçu. De Vous dire comment cela a pu arriver, c'est ce que je ne saurais; tout ce que j'ai pu faire, ayant été informé de ma perte, a été inutile; examen de mon domestique, recherche dans tous mes papiers, tout a été sans succès. J'en suis d'autant plus au désespoir que mon silence Vous a du donner un peu plus que de l'humeur contre moy, et qu'en effet je serais indigne de pardon s'il aurait été volontaire. Je suis déjà assez coupable de ne pas Vous avoir écrit de mon propre chef pendant mon séjour à Gotha, ou au moins après mon retour. Mais dieu sait, comment Madame la Grand-Maitresse de Buchwald s'y prend; la vérité est, que pendant les 4 jours et demy que j'ai passé à Gotha, je me suis trouvé sous le charme, qu'il m'a été impossible de m'occuper d'autre chose qûe de cette aimable et extraordinaire vieille, que j'ai passé chez elle tout le temps, que j'ai pu dérober à la Cour, et que j'aurais quitté les Graces et leur mère, pour être auprès de cette merveilleuse femme et pour jouir des charmes de sa conversation. J'avoue, ma chérissime amie, que

[illegible] est [illegible] infamen [illegible] ignorance [illegible] votre indulgence [illegible] imprimer [illegible] [illegible] supposer [illegible] la réponse [illegible] journal [illegible] bille [illegible] mois [illegible] d'ailleurs [illegible] adresse [illegible] humble serviteur [illegible]

V.

Ich schmeichelte mir diesen Sommer immer mit dem Gedanken meine verehrte Freundin, Sie um den Herbst mit meinem Besuche zu überraschen und Ihnen in eigener Person besser als es durch den todten Buchstaben geschehen konnte, meine Freude über Ihre glückliche Wiederkunft von dem diesseitigen Ufer [illegible] zu zeigen aber ich weiss nicht, welche Sympathie unseres Schicksals es so wollte, dass ich im verflossenen August, gerade durch die nämliche Krankheit, die mir etliche Monate vorher meiner Lebens-

würdigen Psyche wegen so grosse Herzensangst gemacht hatte, ebenfalls dem Lande, von wo man nicht wiederkommt, ziemlich nahe gebracht wurde. Nun sind es zwar schon etliche Wochen, seit ich wieder genesen bin, aber mit meiner ganzen Restitution in den vorigen Stand geht es langsamer, als mir lieb ist; und, da die geringste Verkältung mir noch Schaden thut, und eine Landpartie bey schon so weit vorgerückter Jahreszeit also keine Sache ist, die ich wagen darf, so werde ich mein Projekt schon noch um ein Jahr weiter hinaussetzen müssen; und ich will mich indessen mit der Hoffnung trösten, Sie vielleicht in bevorstehendem Winter bey irgend einer erfreulichen Gelegenheit hier in Weimar zu sehen.

Inzwischen schicke ich Ihnen statt meiner die zwey ersten Teile von der neuesten Ausgabe meiner Gedichte, für die ich um eine freundliche Aufnahme und um ein Plätzchen in Ihrem Cabinet bitte, und die schon vor geraumer Zeit eingetroffenen 6 volumes supplémens zu den oeuvres complettes de J. J. Rousseau, welche Sie, um das ganze Werk vollständig zu haben, vermutlich doch nicht gerne entbehren wollten.

Hoffentlich hat nun auch Ihre Frau Schwester ihre sämtlichen abonnierten Exemplare vollständig von Zweybrücken aus erhalten; wenigstens versichert mich dessen der Herausgeber, mit welchem ich nun deswegen in Abrechnung begriffen bin.

Seit einigen Tagen haben wir hier ganz unverhofft einen Besuch von meinem alten Freunde, dem

Geh. Rat Jacobi von Düsseldorf, dem Bruder des Dichters, erhalten; und gestern ist auch der gute Claudius, sonst Asmus genannt, eingetroffen — ein Mann der gerade so aussieht wie sein Geist und Herz sich in seinen Bücheln abgeformt hat, und dem man gleich beym ersten Anblick gut werden muss. Beyde werden uns bald wieder verlassen, und es liegt gewiss nicht an mir, dass ich sie Ihnen nicht zuschicken kann, um Ihnen das Vergnügen zu verschaffen, ein paar ganz interessante Bekanntschaften zu machen. Meine Frau und alle die Meinigen empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich bin so lange ich atmen werde mit der zärtlichsten Verehrung und Freundschaft

Ihr ganz eigener Wieland.

W. den 27. Sept. 1784.

Umarmen Sie Ihren Bechtolsheim in meinem Nahmen und erhalten Sie mir seine Gewogenheit, deren Wert niemand mehr als ich zu schätzen wissen kann. Es ging mir nahe, dass meine Hoffnung Ihren liebenswürdigen Bruder, der so ganz ein Mann nach meinem Herzen ist, vor seiner Rückkehr nach Stockholm noch einmal hier zu sehen, zu Wasser worden ist. Haben Sie die Güte, beste Psyche, Ihm recht viel schönes in meinem Nahmen zu sagen.

Noch einen interessanten Brief Wielands will ich hier mitteilen, der vom Brande des Herzogsschlosses zu Weimar handelt und an meinen Schwiegervater adressiert ist:

à Weimar ce 8. de May 1777. à 7 heures du matin.*)

Rassurez**) Vous, mon cher et respectable amy — — Le ciel veut, que notre bien aimé Prince joue un grand rôle, au moins le rôle d'un grand homme sur le théâtre du monde, et il commence par lui brûler sa maison.

Un prince de 17. ans, avec la présence d'esprit, la contenance, la magnanimité, l'activité, l'humanité,

---

*) Siehe Facsimile-Beilage No. 3 nach dem „Ersten Buch".
Der Herausgeber.

**) Deutsche Übersetzung:

Weimar, den 8. Mai 1777. 7 Uhr Morgens.

Beruhigen Sie sich, mein liebwerter Freund, — der Himmel will, dass unser vielgeliebter Fürst eine grosse Rolle spiele, wenigstens die Rolle eines grossen Menschen auf dem Theater der Welt, und er beginnt damit, ihm sein Haus in Brand zu stecken.

Ein Fürst von 17 Jahren, so voll Geistesgegenwart, Fassung, Hochherzigkeit, Regsamkeit und Nächstenliebe, wie es der unserige in Wort und That vom ersten Momente unseres schrecklichen Missgeschickes an gewesen, ein solcher Fürst ist und bleibt ein seltenes Wunder. Mit Sicherheit können wir annehmen, dass ihn das Schicksal zu grossen Werken ausersehen hat.

Es ist wohl selbstverständlich, dass ein Unglücksfall, wie dieser, welcher so unversehens über uns hereinbrach, alle schönen Entwürfe und angenehmen Traumbilder völlig zerstörte. So manches meiner herrlichsten Luftschlösser, das meine Phantasie zur Ehre und zum Ruhme der Regierung unseres jugendlichen Heros aufbauen wollte, sehe ich nun begraben unter den Ruinen des grossen Schlosses zu Weimar; aber noch ist nicht alles verloren, mein Freund. Im Gegenteil, je mehr der Fürst auf der einen Seite verlor, umso mehr wird er Freunde benötigen, die ihm wirklich von Herzen ergeben sind, und umso mehr wird er trachten müssen, sich an würdige Leute anzuschliessen, die sein ganzes Vertrauen besitzen.

que le notre a fait voir par toute sa façon d'être par tout ce qu'il a dit et fait depuis le 1. moment de cette affreuse calamité, un tel prince est un prodige. Il est impossible qu'il ne soit appellé à des grandes choses.

Il est bien naturel qu'un accident comme celui-ci, qui vient de tomber sur nous si inopinément, dérange bien des plans, et fasse s'évanouir bien d'agréables songes. Je vois maint beau Chateau en Espagne, que mon imagination se plaisait à bâtir en honneur et gloire du règne de mon jeune Heros, enseveli sous les ruines du grand Chateau de Weimar; mais tout n'est pas perdu, mon ami. Au contraire plus le Prince a perdu d'un coté, plus il aura besoin d'amis qui lui soient vraiment attachés; et plus il songera à s'attacher des hommes dignes de toute sa confiance.

Die Herzogin, die Prinzen, Graf Görtz, kurz alle Personen für welche Sie sich interessieren, und auch die übrigen, die uns nicht interessiren, befinden sich alle so wohl als nach Gestalt der Sachen nur möglich ist. Unser lieber Graf hat sich wie ein Held aufgeführt, und selbst seine Maschine hat besser ausgehalten, als ich zu hoffen wagte.

Das Unglück war gross; aber es ist eine Art von Trost in der Vorstellung, dass es leicht ungleich grösser und schrecklicher hätte seyn können.

Als ich um ein Uhr, meine gewöhnliche Zeit, von Hofe ging, dachte noch keine Seele an nichts, selbst auf der Kammer, wo das Feuer zuerst ausbrach, wurden die bis zwölf Uhr daselbst arbeitenden Räte und Sub-

alternen nicht das Mindeste gewahr. Um halb zwey stand schon der ganze Dachstuhl des Schlosses ringsherum in vollen Flammen, und um drei Uhr schlug es schon aus allen Kreuzstocken der herrschaftlichen Zimmer. Keine menschliche Macht hätte das Schloss gegen die fressende Wut der Flammen retten können. Es ist beynahe ein Wunder wie noch eine so grosse Menge von allen Arten von Möbeln aus dem ganzen Schlosse gerettet worden sind. Die ganze Stadt war in grösster Gefahr, und erst in der Nacht um 3 Uhr konnten wir uns der Hoffnung sicher zu seyn, überlassen. Doch, ich habe weder Zeit noch Ruhe des Geistes genug um Ihnen eine Beschreibung dieses schrecklichen 6. Mayes zu machen.

Vom ganzen Schloss steht, ausser den nackten steinernen Hauptmauern, nichts mehr als der Thurm und die Regierung; alles übrige ist ein Raub der Flammen geworden. Von den herrschaftlichen Sachen, Kostbarkeiten, Geld und Möbeln ist das Meiste gerettet. Aber andre Personen, sonderlich die beyden Hofdamen haben ihr Meistes verlohren; unser Graf alle seine Bücher — doch der Bote dringt — und ich habe keine Zeit mehr zum Detaillieren.

Schreiben Sie dem Grafen so bald als möglich.

Heute ziehen wir nach Belvedere.

Ich umarme Sie tausendmal, mein liebster Baron. Ich küsse Ihren Damen die Hände und bitte Sie allerseits sich möglichst zu beruhigen. Ich denke nicht, dass dieser Zufall, so fatal er immer ist, in unserem

Hauptplan etwas ändern könne noch soll. Erhalten Sie mir, meine teuersten Freunde, Ihre bisherige Gesinnung und leben Sie wohl!

Ich bin mit nur der zärtlichsten Verehrung, Freundschaft und Ergebenheit mein bester Bechtolsheim, meine theuersten Freundinnen,

Ihr ganz eigener

Wieland.

Um das Bild des geselligen Lebens der Freifrau Julie von Bechtolsheim-Keller zu vervollständigen, füge ich noch einige Briefe an sie bei und lasse dann vier von ihr verfasste und ihren Dichterfreunden, zu welchen auch Schiller zählte, gewidmete Sonette, sowie auch ein „Weimars Meistersingern" in corpore geweihtes Poëm folgen:

Weimar d. 18. August 1783.

Gnädige Frau!

Sogar schlug ich Wielands ‚Liebe um Liebe' auf, das von ohngefähr neben mir lag (ich schreibe nicht aus meiner Stube, sondern wo anderst her, bey mir findet sich so etwas nicht) und doch fand ich nichts, was ich Ihnen zur Antwort auf das mir überschickte hätte zurücksenden können; es war eben gar zu artig. Mein elendes Craneum war nicht glücklicher als meine Forschungskraft, denn beyde fanden nicht ein Verschen, das mit den Ihrigen hätte vertauscht werden können.

Ich spüre es wohl, mein Helikon muss ein schmutziger Fuldarer Land-Gasthof seyn, wo mich ein Gewitter hinein schlägt und mich mit der himmlischen Hypochrene des Sagenrosses begeistert, anderswo bringe ich nichts hervor. Meine Begleiter, Mitarbeiter und Mitempfänger empfehlen sich nebst mir Ihnen zu Gnaden. Leben Sie wohl.

Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar.

Dem Exl. Cons. Pres werde ich ehestens schreiben und mich für seine schönen, sehr schmeichelhaften Anmerkungen bedanken.

Carlsruh*) ce 24. Nov. 84.

Au moment de mon départ pour la Suisse, Madame, je reçus Votre lettre concernant Mademoiselle de Ruth. Vous pardonnerez si j'ai différé quelque temps a y

*) Deutsche Übersetzung:

Carlsruhe, den 24. Nov. 84.

Gnädige Frau! Im Momente meiner Abreise in die Schweiz habe ich Ihren Brief, betreffs Fräulein von Ruth, erhalten. Verzeihen Sie mir, dass ich einige Zeit mit meiner Antwort zögerte, allein während meiner Abwesenheit von Deutschland dispensierte ich mich von allem Briefschreiben.

Sie konnten mir unmöglich die Angelegenheit Ihrer Protégée wärmer ans Herz legen als es durch Ihre liebenswürdigen an mich gerichteten Zeilen geschah; in der Befürchtung, höchstens etwas an der Sache zu verderben, wenn ich mich anderer Worte, als der Ihrigen bediente, habe ich sogleich Ihre werten Zeilen, einen guten Erfolg erhoffend, an meine Mutter geschickt.

Meine guten alten Freunde und alle meine Verwandschaften sind fast zu zahlreich, als dass ich sie sämtlich abbesuchen könnte,

répondre, je me suis dispensé de toute écriture pendant que j'avais quitté l'Allemagne.

Il était impossible de mieux recommander l'affaire de Votre protégée, que Vous ne l'avez fait par la charmante lettre que Vous avez bien voulu m'adresser, j'aurais donc cru y gâter quelque chose si je me serais servi d'autres termes que les Vôtres, j'ai donc envoyé Vos lignes à ma mère, j'espère qu'elles feront leur effet.

Mes anciennes connaissances, et mon parentage étant très nombreux pour les visiter tous, c'était pourtant ce que je m'étais proposé, j'y réussis assez bien, mais cela me coute bien du temps. Je pars demain pour Darmstadt, ce sera vers la fin de Décembre que je compte retrouver mes foyers. Je Vous supplie de m'y recevoir avec bonté et de me conserver un peu d'amitié. Adieu Madame.

Charles Auguste.

Mr. de Bechtolsheim se porte, j'espère, bien non obstant la mauvaise saison, je Vous prie de le saluer de ma part.

---

aber da ich es mir schon einmal vorgenommen habe, thue ich es dennoch nach Möglichkeit, obwohl es mir sehr viel Zeit raubt. Ich reise morgen nach Darmstadt und glaube erst im Dezember an meinen heimatlichen Herd zurückzukehren. Ich bitte Sie, mich mit gewohnter Güte aufzunehmen und mir ein bischen Freundschaft zu bewahren. Leben Sie wohl, Madame!

Carl August.

Herr von Bechtolsheim befindet sich, hoffentlich, trotz der bösen Jahreszeit wohlauf, und bitte ich Sie, ihm meine besten Grüsse zu entrichten.

Fürst-Primas Freiherr von Dalberg*) an Julie von Bechtolsheim:

I.

Madame!

Toujours compatissante et occupée du bonheur

---

*) „Karl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, dann Fürstprimas des Rheinbundes und Grossherzog von Frankfurt, geboren den 8. Februar 1744 zu Herrnsheim, gestorben den 10. Februar 1817 in Regensburg, studierte in Göttingen und Heidelberg die Rechte, bildete sich in Worms und Mainz für den geistlichen Stand aus; 1768 Domkapitular in Mainz und Domherr in Würzburg und Worms und 1772 Wirkl. Geheimer Rat und Statthalter in Erfurt. Er hielt hier auf strenge Handhabung des Rechtes, förderte Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, legte den alten Hader zwischen Katholiken und Protestanten bei und richtete die tiefgesunkene Universität Erfurt wieder auf. Mit Wieland, Goethe, Herder und Schiller und den thüringischen Fürstenhöfen stand er in freundlichsten Beziehungen. 1787 wurde er, hauptsächlich durch die Bemühungen Josefs II., Coadjutor von Kurmainz, kurz darauf von Worms, 1788 von Konstanz und Erzbischof von Tarsos. Er verblieb indessen in seiner Stellung in Erfurt. 1802 wurde er Erzbischof von Mainz. Bei der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer war D. der einzige deutsche Kirchenfürst, der entschädigt wurde; der Reichsdeputationshauptschluss bildete ihm aus dem Fürstentume Regensburg, sowie aus Aschaffenburg und der Grafschaft Wetzlar einen Staat und übertrug ihm die Würde eines Kurerzkanzlers und Erzbischofs. Mit der Auflösung des Reiches 1806 verlor er die Würde eines Kurerzkanzlers, wurde aber dafür zum souveränen Fürst-Primas des Bundes und zum Vorsitzenden der Bundesversammlung ernannt und erhielt Frankfurt a. M. nebst Gebiet, sowie das Fürstentum Löwenstein etc. 1810 trat er das Fürstentum Regensburg an Baiern ab und erhielt dafür Hanau und Fulda mit dem Titel eines Grossherzogs von Frankfurt. Mit Napoleons Sturze brach seine weltliche Herrschaft zusammen, und er zog sich nach

des*) personnes, qui l'entourent, mon excellente amie Julie est un être céleste et bienfaisant, dont les instants s'écoulent à essuyer les larmes des infortunés, à protéger les malheureux, à leur inspirer le sentiment de la douce et consolante amitié, et de charmer la société par la grâce de l'esprit et la sensibilité d'un excellent

---

Regensburg zurück, wo er starb und begraben liegt. — In allen Stellungen seines Lebens wendete D. dem Schulwesen liebevolle Fürsorge zu, unterstützte Gelehrte und Dichter, wie denn auch Schiller eine Zeitlang ein Jahresgehalt von ihm bezog, und war selbst in der Geschichte, Philosophie und den Naturwissenschaften schriftstellerisch thätig." — Über ihn erschienen zahlreiche Werke. (Auszug aus Pierer's Konversations-Lexikon, 7. Auflage, 3. Band, pag. 1607. Stuttgart 1889.)

*) Deutsche Übersetzung.

I.

Madame!

Immer mitleidig, immer besorgt um das Glück derer, die Sie umgeben, ist meine ausgezeichnete Freundin Julie ein himmlisches und wohlthätiges Wesen, die ihr ganzes Leben nur dem hehren Zwecke weiht, die Thränen der Unglücklichen zu trocknen, die Schwachen zu beschützen, ihnen Gefühle süssen Trostes einzuflössen und die Gesellschaft durch ihre Anmut, ihr liebreiches Gemüt und ihr gefühlvolles, gutes Herz zu erfreuen. Dies ist der Ausdruck dessen, was ich im Verein mit den Damen Prascht, der Nichte der Generalin Knorr, dem guten Cuningham und so vielen, vielen Anderen fühle, die mir es täglich wiederholen! Ihre schöne Seele spiegelt sich in ihrem charmanten kleinen Briefe wieder. O wäre ich nur immer der vielen Güte, mit der Sie mich überhäufen, würdig und hätte ich nur stets Gelegenheit, Ihnen die ehrfurchtvollsten Gefühle meiner Anhänglichkeit zu zeigen, mit denen ich verharre

als Ihr unterthänigster Diener

Erfurt, den 29. November 1796. Dalberg.

Meine respektvollsten Empfehlungen Ihrem Gemahl.

coeur. Voilà ce que je sens, et ce que les dames Prascht, la nièce de la générale Knorr, le bon Cuningham, et tant et tant d'autres ont éprouvé, et répètent chaque jour! Votre belle âme se peint bien dans Votre charmante petite lettre. Puissai-je mériter constamment les bontés, dont Vous m'honnorez; puissai-je prouver l'attachement respectueux, que Vous a voué, Madame

Votre très humble

Erfurt ce 29. Nov. 1796. serviteur Dalberg.

Mes hommages à Votre Epoux.

II.

Madame!

Je serai enchanté d'avoir le bonheur de Vous voir ainsi, que Votre aimable société. Je serai très enchanté de partager un bonheur, dont le motif est si respectable, et qui concerne des personnes, qui m'ont inspiré la plus haute estime. Je me fais fête de voir demain à dîner toute la famille si intéressante à tous égards,

---

II.

Madame!

Ich werde entzückt sein, Sie wiedersehen und in Ihrer angenehmen Gesellschaft weilen zu dürfen. Desgleichen freut es mich sehr eines Glückes teilhaftig zu werden, dessen Grund so achtbar ist und das Personen betrifft, die sich meiner grössten Wertschätzung erfreuen. Es wird ein Fest für mich sein, Ihre in jeder Hinsicht interessante Familie morgen bei mir bewirten und Ihnen gleichzeitig die achtungvollsten Gefühle wiederholen zu dürfen, mit denen ich die Ehre habe zu verbleiben

Ihr unterthäniger und gehorsamer

Erfurt, Montag abends. Diener Dalberg.

et de Vous répéter les sentiments respectueux, avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Madame,

Votre très humble et très obéissant serviteur

Erfurt ce lundi au soir. Dalberg

Brief des Baron Grimm beim Tode der Kaiserin Katharina II.

Je*) ne puis, Madame, ni vivre, ni mourir, mais je puis encore sentir le prix de la compassion d'un coeur généreux et sensible. C'est la seule réponse, que je puisse faire à Votre lettre. Vous sentez la grandeur incommensurable de ma perte. Vous me plaignez. C'est une consolation, que je sentirai, mais ce sera à la fin de mon agonie.

à Gotha, ce 13. Decembre 1796.

Gedichte der Baronin Bechtolsheim-Keller.

1. Wieland.

(Als der jungen Sängerin besonderem Gönner.)

Kaum erst entschwebend lichtem Flügelkleide,
Sah ich Ihn nah'n dem heimatlichen Thale,
Da ging mir auf, geweckt vom goldnen Strahle,
Ein schön'res Sein, umblüht von holder Freude.

---

*) Brief des Baron Grimm beim Tode der Kaiserin Katharina II.

Madame! Ich vermag zwar weder zu leben, noch zu sterben, doch den Wert der Teilnahme eines edlen und gefühlvollen Herzens kann ich noch ermessen. Das ist die einzige Antwort, die ich Ihnen auf Ihren Brief zu bieten im stande bin. Sie fühlen die unendliche Grösse meines Verlustes mit mir. Sie bemitleiden mich. Das ist ein schöner Trost, dessen ich jedoch erst dann teilhaftig werde, wenn sich mein, an Wahnsinn grenzender Schmerz gemildert hat.

Gotha, den 13. Dezember 1796.

Er führte mich auf immergrüner Weide
Durch seinen Geist zum hohen Ideale
Und reichte mir in süsser Zauberschale
Der Weisheit Gold für — Röslein von der Heide.

Den Grazien, die liebend ihn umschweben,
Musst' ich geloben das erweckte Leben,
Und Psyches Name ward des Bundes Siegel.

Es wehte leis, es rauschte sanft die Quelle;
Ich fühlte schweben mich dahin ins Helle,
Denn angezaubert waren mir nun Flügel.

---

2. Schiller.

(Als dem Vorbilde alles Höhern und Schönen.)

Und wenn fortan entzückt die Leyer singt
Den reinen Quell des Ewig-Höchsten-Schönen,
So reich an Farben-Goldspiel, reich an Tönen
Und jedes inn're Saitenspiel beschwingt;

Wie heisst das Licht, das ew'ge Schätze bringt,
Das treibt und drängt Gemeinem zu entwöhnen,
Das hold verklärt der Liebe zartes Sehnen
Und Kraft beseelt, die nach dem Bessern ringt? —

Er ist's! und wie der Sonne mächt'ges Feuer,
Die Sternenwelt in ihrer stillen Feier,
Der Blüten, Bilder, Töne Zauberlust,

So regt er an die köstlichsten Gefühle,
Entreisst den Geist dem irdischen Gewühle
Und senkt den Gott in jede freie Brust.

---

3. Herder.

Nur selten naht' ich deinem Heiligtume,
Ein Missgeschick hielt ferne mich von dir,
Doch standest du in heil'ger Stunde mir
Im Geist oft nah, umglänzt von ew'gem Ruhme.

Dir ward das Schöne ganz zum Eigentume,
Dir dankte Weisheit holder Anmut Zier,
Auch pflanztest du auf deutschem Kunstrevier
Vom Orient uns manche Wunderblume.

Zur Wahrheit, die auf goldnen Wolken thront,
Trug dich dein Flug, der dir unsterblich lohnt,
Wenn Tausende durch dich nun aufwärts streben;

Tief mit dem Wesen heil'ger Kunst vertraut,
Bleibst du dem Aug', das sinnig dich erschaut,
Ein Glanzgebild von Liebe, Licht und Leben.

---

4. Goethe.*)

Wo sind die Farben nimmer zu verbleichen,
Die wunderbar und ewiglich erglühen?
Gebt mir den Zauber seiner Harmonien,
Mir sagt das Herz: ich muss ihn doch erreichen!

Hier ist ein Strom, aus allen Lebensreichen,
Goldflutend, lohnend jedes Denkens Mühen,
Ein heller Spiegel zu Natur-Magieen,
Ein Geisterkönig, dem Heroen weichen!

---

*) Die gesperrt gedruckten Stellen bedeuten Verbesserungen von Goethes eigener Hand. Siehe Goethe-Jahrbuch 25. Band.
Der Herausgeber.

Doch zarte Seelen seh'n in Himmelsfernen
Nur Lieb und Huld, drum wollt' auch ich dem Kranze,
Der ewig grünt, ein Blümchen einverweben;

Da träumte mir: ich säh' herniederschweben
Zu mir ein Zweiglein, winkend auf zum Glanze —
Nun flog ich selbst als Blume zu den Sternen!

Weimars Meistersinger.

(Wieland, Schiller, Herder, Goethe.)

Was sie uns sind, wie sie uns stets gewesen,
Ich möcht' es gern in edle Reime bringen,
Um Strahlenbilder frische Blumen schlingen,
Zum Kranz für sie bedeutsam auserlesen.

Strebt stolz empor ihr Hyacinthen, Rosen,
Ihr Tulpen, Sonnenblumen, Anemonen,
Ihr alle, da bei Farben Düfte wohnen,
Neigt euch heran, den Meistern zu liebkosen!

Und ihr, von tiefen Rätseln still umdüstert,
Ihr Geister, die ihr unsichtbar belebt,
Was hier auf Erden strahlt und fühlt und strebt,
Gebt Worte mir, von eurem Hauch umflüstert!

Ihm will ich singen, der das Alltagsleben
Mit allem Reiz der Feenträume schmückte,
Durch Phantasie und Wahrheit uns entzückte,
Ihm, den so hold die Grazien umschweben.

Dann Ihm, dem Allgeliebten, Auserkornen,
Der das Gemüt festhält mit ew'gen Banden,
Wo uns das Höchste, vom Gefühl verstanden,
Anschaulich wird durch Ihn, den Sterngebornen.

*

Auch **I h m**, der uns des Morgenlandes Schätze
Und ernster Weisheit Tempel aufgeschlossen,
Wo goldner Sonnen Strahlen sich ergossen,
Dass sich der Geist in seinem Urquell letze.

Lasst mich zuletzt den Götterjüngling malen,
Den die Natur so günstig ausgestattet,
Wo Geist, wo Kraft, wo Wohllaut nie ermattet,
Lasst mich beredt mit seinen Wundern prahlen!

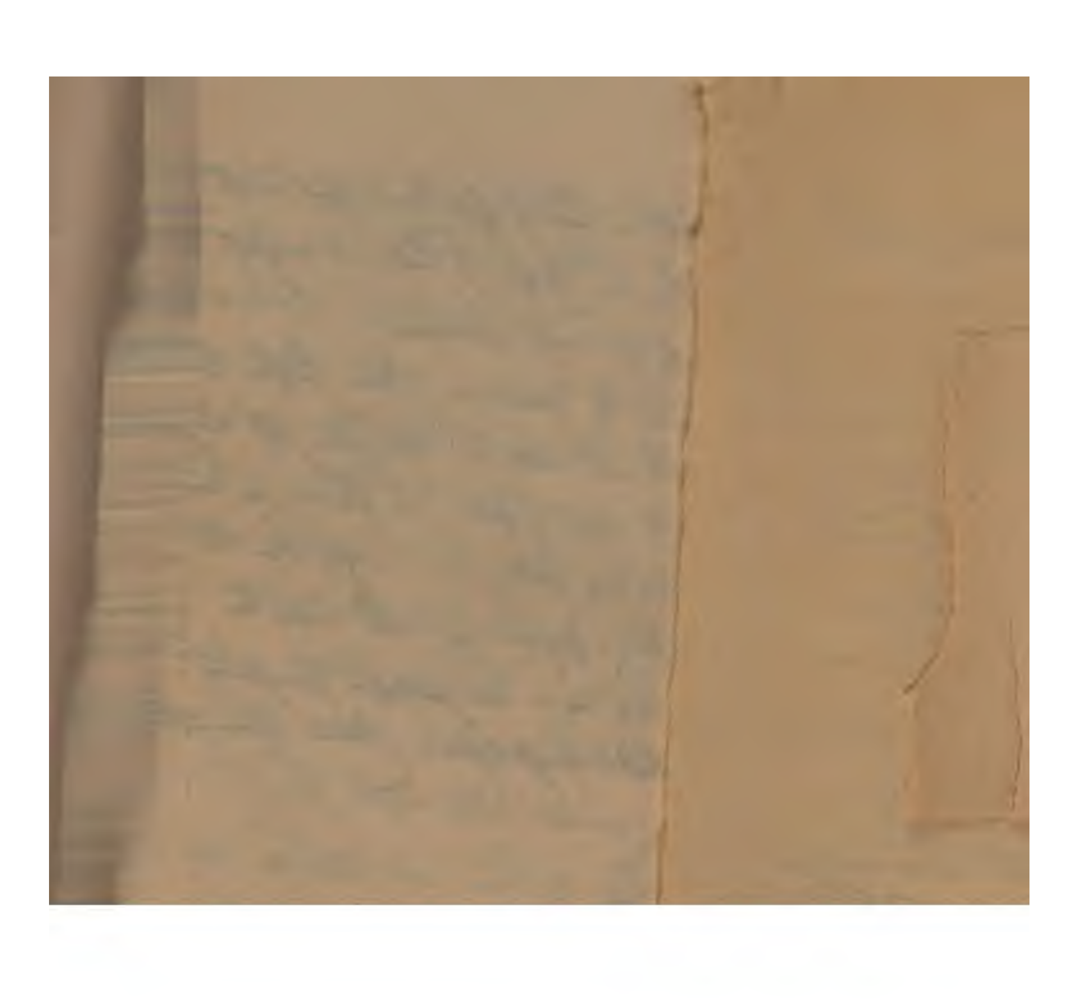
Wie preis ich sie, des seltnen Herrschers Trauten,
Die durch ein magisch Band mit ihm verbunden,
Vom Flug der Zeit errettend goldne Stunden,
Ein Neu-Athen am Strand der Ilm erbauten? —

Doch schweig', mein Lied! Der Meister Zauberwerke,
Germaniens Stolz — ich will sie nur empfinden;
Nur **d e r** kann würdig ihren Ruhm verkünden,
Der ihnen folgt mit gleicher Schwingen Stärke.

In Blütenduft hüllt euch, ihr Huldigungen!
Zum stillen Hain will ich die Schritte lenken,
Dort krönt Erinnerung mein Dichten, Denken
Mit jenes süssen Traums Beseligungen.

Dort nahen mir mit Huld die grossen Geister,
Mich mit der Freundschaft Lächeln zu berauschen,
Kein Satyr wird dort der Begeist'rung lauschen,
Und leis entwallt der Brust das Lob der Meister.

Leider muß ich Sie meine bes-
schriftlich ausfragen und. Sie
Abgeordneten bestellten
Auch eine kleine Reise habe
solchen Rheumatismus zug-
ich wieder ausgehen kann m-
nicht sehen lassen darf. J



Zweites Buch

(1810—1825)



I. Kapitel.

Witwe.

Mit einem beklemmenden Gefühle schreibe ich das Jahr 1810, welches so ruhig und behaglich für uns in Varennes begonnen hatte, mir aber in seinem Verlaufe den schrecklichsten Umsturz meines Glückes brachte nach des Herrn unerforschlichem Ratschluss. Das Frühjahr war wunderschön. Von politischen Ereignissen ist es hauptsächlich die im April stattfindende Vermählung Napoleons mit Erzherzogin Marie-Luise gewesen, die viel besprochen wurde.

Ich erinnere mich, wie glücklich ich mich fühlte durch das stille Zusammensein mit meinem lieben Emil, wie wir die grünenden und blühenden Fluren durchwanderten in traulichen Gesprächen und über die Zukunft berieten, da es uns bewusst war, dass die gegenwärtige Lage der Dinge nicht von Dauer sein könnte, und wie wir uns an dem Gedeihen unserer lieben Kinderchen erfreuten, die uns so hoffnungsvoll entgegenlächelten und lieblich aufblühten.

Da geschah es, dass Emil eines Montags früh, nachdem wir am Sonntag noch viel im Parke zusammen-

gewesen, über Unbehagen klagte. Warum mich dies so sehr erschreckte, lässt sich nur durch eine unbewusste Ahnung erklären, die mich im ersten Augenblicke warnte, denn sein Unwohlsein schien durchaus nicht von Bedeutung. Bald stellte sich aber etwas Fieber ein, und Tags darauf wurde der gute, alte Doktor Jolly gerufen, dessen Mittel aber keine Besserung herbeiführten, und als sich gar Flecken auf der Haut zeigten, konstatierte er Röteln oder Masern. Mittwoch wurden alle Symptome schlimmer und ein Ohnmachtsanfall erschreckte mich sehr. Wie Emil dann wieder zu sich kam, meinte er, es wäre süss, so in das bessere Leben hinüber zu schlummern, was mich tief ergriff, und worüber ich ihm Vorwürfe machte. Am Donnerstag fühlte er sich sehr krank, in der Fieberhitze redete er oft irre, was mir recht bange machte, doch hielt mir der Herr noch die Augen zu, dass ich die Gefahr nicht erkannte.

Eigentlich erachtete niemand, auch der Arzt nicht, die Krankheit für so ernst, als sie es thatsächlich war; dieser verliess uns wohl mit einiger Besorgnis, da er sah, wie wenig seine Arzneimittel wirkten, fand Emil aber am Freitag Vormittag besser und fuhr deshalb nach Château-Thiery zurück. Mein Vater, der dort zu thun hatte, begleitete ihn. Unser teurer Kranker verbrachte diese Stunden bei klarem Bewusstsein, schien jedoch sehr schwach und hatte Mühe zu schlucken oder deutlich zu sprechen, was mich besonders beängstigte. Einige Stunden nach der Abfahrt meines Vaters, nach welchem Emil dringend verlangte, fand ich, dass

seine Hände und Füsse kalt wurden. Ich befand mich mit dem Kammerdiener Lajeunesse damals allein bei dem Leidenden, wärmte Tücher und liess eine Wärmflasche zu seinen Füssen hinlegen, worauf es mir schien, dass die Extremitäten wieder warm wurden. Doch war ich so unkundig in der Krankenpflege, dass ich das Schreckliche seines Zustandes nicht bemerkte. Der alte Lajeunesse aber erkannte die Gefahr und bat mich dringend, ein wenig ins Freie zu gehen, wie ich es jeden Tag auf wenigstens eine halbe Stunde that, um, wie er sagte, mir Kräfte zu sammeln. Endlich gab ich nach, bat ihn das Zimmer nicht zu verlassen und küsste meinen Emil, bevor ich ihn verliess — ach, zum letztenmal! Dann eilte ich zu meiner Mutter, um mit ihr und dem guten Fräulein von Sedaine, welches auf einige Wochen zu uns gekommen, den gewohnten kleinen Spaziergang zu machen. Mama war eben im Begriff gewesen, mit meinem Bruder zum teuern Kranken zu gehen, Henri verfügte sich nun aber allein zu ihm.

Während des Gehens sagte ich zu Fräulein von Sedaine, dass ich, wenn es noch länger so um meinen Mann stünde, nicht ohne Besorgnis bleiben könnte. Sie suchte mich zu beruhigen. Als wir aber am Ende des Parkes angelangt waren und den Rückweg einschlugen, befiel mich plötzlich eine unüberwindliche Herzensangst. Ich stiess einen Schrei aus und vermochte einige Augenblicke nicht weiter zu gehen, dann ermannte ich mich jedoch und eilte, so schnell ich konnte, dem Schlosse zu.

Etwa hundert Schritte vor dem Eingang in dasselbe ergriff mich abermals eine fürchterliche Bangigkeit; auf der Treppe kam mir Lajeunesse entgegen; ganz aufgeregt fragte ich ihn, wie es stehe. — Ach! er antwortete mir nicht, sah mich tieferschüttert an und sagte mir die Worte, die mir wie mein Todesurteil schienen und die ich nie vergessen werde: „Madame, passez dans l'appartement de madame votre mère.“ — „Ah, il est mort!“ rief ich im höchsten Schrecken aus und brach kraftlos und wie zerschmettert zusammen. — — — — — — Mir war nicht anders, als wäre ich in einen bodenlosen Abgrund gesunken und ledig aller Lebensbanden. — Meine Gedanken verwirrten sich, ein Schrei des Entsetzens und der unnennbarsten Qual folgte dem andern. Man trug mich durch die vielen Zimmer und Säle bis zum Bette meiner Mutter, auf welches man mich legte.

Wie lange dieser krampfhafte Zustand andauerte, weiss ich nicht mehr zu sagen, erinnere mich aber, dass ich aus demselben durch meinen Bruder aufgerüttelt wurde, der mich heftig am Arm gefasst hatte und mir laut zurief: „Mais regardes donc ta mère, et vois dans quel état tu la mets.“ — Dies wirkte, ich gehorchte ihm mechanisch, und der Anblick meiner armen Mutter, welche wie stumpfsinnig mit geöffneten Lippen und stieren Blicken, die sie voll unsagbaren Schreckens auf mich heftete, da sass, zwang mich zur Fassung, und ich trachtete vernünftig über die namenlose Pein zu sprechen, die der Herr mir auferlegte. Ja, ich hatte

nun das Schrecklichste erlebt, das man empfinden kann! — Meine Seele und ihre Fähigkeiten schienen wie gelähmt und die Glut meines Herzens erloschen. Als ich wieder einige Kraft gesammelt, setzte man mich in einen Lehnstuhl an das offene Fenster. Da vermochte ich erst meine Gedanken etwas zu ordnen und sie zu Gott zu erheben. Ich schien mir allein mit Ihm und gelobte, ergeben das schwere, unerforschliche Schicksal tragen zu wollen, da es also Sein Wille sei. Ich dachte, ich wäre des auserlesenen Glückes nicht wert gewesen, das mir beschieden war, doch konnte ich ebensowenig begreifen, wodurch ich mein hartes Los verdiente; beides wollte ich, da es aus Gottes Hand käme, als freie Gabe und freies Gericht hinnehmen und betete, Er möge mir helfen, Ihm mein Versprechen zu halten. —

Das gute Fräulein von Sedaine war, indem sie mir folgte, als man mich in das Zimmer meiner Mutter trug, ohnmächtig geworden. Sie kam daher erst später zu mir. Ihr Umgang that mir wohl, denn wenige verstanden mich so gut wie diese treue Freundin. Es ist mir unbegreiflich, dass ich nicht darauf bestand, mich zur lieben Leiche tragen zu lassen. (Gehen konnte ich nicht, denn ich schien gelähmt zu sein.) Freilich erlaubte man es mir auch nicht, und ich war gewöhnt, mich nie gegen den bestimmten Willen meines Vaters aufzulehnen. So grenzenlos meine Liebe und mein Glück gewesen, so grenzenlos gestaltete sich jetzt auch mein Seelenschmerz; und wenn man noch überdies bedenkt,

dass meine schwärmerische Gedankenrichtung mich bis dahin mehr in einer idealen Welt leben liess, als in der wirklichen, so wird man sich einen Begriff von meiner inneren Zerrissenheit machen können. Das religiöse Gefühl allein, obgleich es nicht die Kraft des eigentlichen christlichen hatte, welches ich noch nicht so glücklich war zu besitzen, hielt mich aufrecht und wuchs fühlbar, als die Zeit des unnennbaren Schmerzes, der mein Herz krampfhaft zusammenzog, vorüberging. Ich vergass zu erwähnen, dass meine liebe Schwester einige Zeit vor meinem Unglück mit Tante Malherbe in die Normandie abreiste, und es sich daher fügte, dass sie weder bei meiner Vermählung, noch bei dem herben Verluste, der mich nun betroffen hatte, zugegen gewesen; sie kam erst später mit Onkel und Tante Malherbe zurück. — Es war ein herzzerreissendes Wiedersehen!

Doch ich muss noch auf den schrecklichen Moment zurückkommen, welcher den Frieden und das Glück meines Lebens so urplötzlich zerstörte. Nicht nur meine Seele litt darunter, sondern auch mein Körper, denn in den ersten Tagen versagten mir die Kräfte so, dass ich das Bett nicht verlassen konnte. Ich lebte in schrecklicher Aufregung dahin, konnte kaum hie und da etwas wenige Speise zu mir nehmen, und mein Schlaf blieb lange Zeit ganz ungeregelt; auch noch, als ich mich wieder zu den andern in den Salon begeben konnte, war er schwer und erquickte mich nicht, denn um ein oder zwei Uhr nachts fuhr ich regelmässig mit den niederdrückendsten Empfindungen, die meine

schmerzerregte Phantasie in mir wachrief, daraus empor. Der Gedanke, dass die Ärzte die Krankheit meines Emil nicht erkannt hätten, worin eine unabweisbare Gefahr für sein Leben lag, quälte mich oft, denn es stellte sich später heraus, dass er nicht an den Masern gestorben sei, da alle Symptome auf einen Flecktyphus wiesen. Durch diesen innern Kampf lernte ich immer mehr einsehen, dass in allen Dingen nur der Wille Gottes den Ausschlag giebt, denn wäre es in Seinem Ratschlusse bestimmt gewesen, dass mir der Gatte durch ärztliche Kunst erhalten blieb, so hätte Er mich in die Lage versetzt, geschicktere Ärzte zu haben. — In all diesen Stürmen der Seele fühlte ich des barmherzigen Gottes Nähe und beugte mich unter Seine gewaltige Hand, die ich als die des anbetungswürdigen Vaters küsste.

Als ich wieder ausgehen und daher zum Grabe meines teuren Gatten wallfahren konnte, vertiefte ich mich immer mehr in den Gedanken an Gott und nahm mir vor, den Rest meines Lebens Ihm durch strenge und treue Übung meiner Mutterpflichten zu weihen und dadurch zugleich auch das geliebte Andenken meines Gatten zu ehren.

So grossen Trost mir meine lieben Kinder auch boten, konnte ich sie anfangs kaum längere Zeit um mich haben, da der Gedanke, sie seien nun vaterlose Waisen, mir das Herz zerriss. Dieser Schmerz verwandelte sich erst später in Friede, und die Sorge für ihre Erziehung, und die glückliche Entfaltung ihrer Geistesanlagen, sowie die Entwicklung der kindlichen

Charaktere wurde mir eine unversiegbare Quelle des Trostes und der Freude.

Wie dies Jahr verging, weiss ich kaum mehr. Die ersten Begebenheiten der Aussenwelt, die meine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochten, waren die Brandkatastrophe beim Ball, den der österreichische Botschafter, Fürst Schwarzenberg, in Paris zu Ehren des neuvermählten kaiserlichen Paares gab und der Tod der vielgeliebten, schönen und interessanten Königin Luise von Preussen. Doch fühlte ich auch bei diesen Anlässen, wie gelähmt meine Seele sei, da sie unter andern Umständen ganz anders davon erschüttert und ergriffen worden wäre.

Zu Anfang des Jahres 1811 wollten meine Eltern und Tante Malherbe mich bewegen, einige Zeit in Paris unter einem Dache mit der liebenswürdigen Amicie zuzubringen, denn sie glaubten, dass eine ruhige Zerstreuung mich etwas aufheitern würde. Dies war aber ganz gegen mein inneres Gefühl, und ich konnte mich nicht dazu entschliessen. Obgleich mir der Umgang mit meiner lieben Adèle unentbehrlich schien, drang ich doch darauf, dass sie auf einige Zeit nach Paris gehen möge, um ihre schöne Stimme auszubilden sowie auch, um sich in angemessenen geselligen Kreisen zu bewegen. Sie selbst wollte sich zwar nicht von mir trennen, doch wurde es dann trotzdem beschlossen, dass sie gegen Ende Januar dahin abreise.

Im Frühjahr kam meine liebe Schwester zurück, sie hatte ihr Singtalent bestens ausgebildet und mir

viel von unserer Freundin Amicie Levager und dem Kreise liebenswürdiger Menschen, die sie umgaben, zu erzählen.

Wenn ich mich nicht irre, geschah es auch ungefähr um diese Zeit, dass Onkel Keller als bevollmächtigter Gesandter des Fürst-Primas nach Paris reiste und zuvor vierzehn Tage mit uns in Varennes zubrachte. Er war besonders meinem Vater sehr willkommen, und obgleich es mich sehr schmerzlich berührte, ihn nach meinem harten Verluste wiederzusehen, schien es mir doch von hohem Werte, mit einem so nahen Verwandten meines unvergesslichen Emil zusammenzutreffen. Mit Rührung empfing ich ein kleines Herz aus schwarzer Lava, von einem goldenen Kleeblatte umfasst, das mir meine gute Schwiegermutter mit folgender von ihr verfassten Widmung durch ihren Bruder übersandte:

Kennst du dies Herz, von stiller Nacht umdüstert,
Dies treue Herz,
Aus welchem sanft der Liebe Stimme flüstert,
Der Wehmut Schmerz?

Kennst du dies Herz, aus Ätherglut gewoben
Bei Sonnenschein,
Dies volle Herz, zur Sternenflur gehoben,
Von Weltlust rein?

Kennst du dies Herz, das nie ein Sturmflug beugte
Zum Staub herab,
Wo tiefes Leid nur höhern Mut erzeugte
Für mich zum Stab?

Es ist m e i n Herz, umdunkelt von der Trauer,
Die tief dir gilt,
Wenn Courtemont mit seines Kirchhofs Schauer
Mir zeigt sein Bild.

Das liebe Bild von meinem Erstgebornen,
Voll Glanz und Wert,
Des Wahlverwandten, eigens dir Erkornen,
Stets treu bewährt.

O könnt ich hin zu jener teuren Stelle,
Wo sanft er ruht!
Da löste sich vielleicht des Busens Welle
In Thränenflut. — —

Ich fühl' mit dir dieselben Herzenswunden,
Das gleiche Leid,
Und gleiche Liebe hat uns fest verbunden
Zur Ewigkeit!

Stets sah ich dich, du edle Frauenblume,
So reich an Wert,
Als Sternbild in der Liebe Heiligtume
Genannt, geehrt.

Bald floh, getrennt von jedem Rosenschimmer,
Dein Glück vorbei,
Doch S t e r n und B l u m e, sie, sie bleiben immer
Sich selbst getreu!

Du wirst als Heldin stark ihn überwinden,
Den mächt'gen Schmerz,
In Mutterliebe wird dann Tröstung finden
Dein grosses Herz.

Dir weiht mein Herz in ausgebrannter Masse
Jetzt sein Symbol,
Dass es dein Gold, mein Kleeblatt, stets umfasse —
Dann ist ihm wohl!

II. Kapitel.

In Deutschland!

Als Onkel Keller im darauf folgenden Jahre nach Deutschland zurückkehrte, machte er mir das Anerbieten, mich auf einige Monate nach Stedten mitzunehmen; auch Alexander könne mitkommen. So acceptierte ich denn diesen freundlichen Vorschlag mit Vergnügen, da ich ja meine kleine Clotilde unter der Obsorge ihrer Grossmutter aufs beste aufgehoben wusste. Wenn ich hätte ahnen können, dass durch Umstände, die niemand vorauszusehen vermochte, mehr als zwei Jahre vergehen sollten, bevor ich wieder mit meinem Töchterchen vereint würde, so hätte ich mich wohl schwerlich zu dieser Trennung entschlossen.

Uns unbewusst entwickeln sich ja oft die Fäden unserer Führung, denn eben diese so ganz unvorhergesehene Verlängerung meiner Abwesenheit von Frankreich gab meinem Schicksale die Richtung nach dem Mecklenburger Lande und beeinflusste meine ganze Zukunft.

Im März 1812 begab ich mich also mit dem guten Onkel und meinem vierjährigen Söhnchen auf den Weg

nach Deutschland. So schwer mir auch der Abschied von Clotilde und all den lieben Meinen fiel, war mir doch der Gedanke wohlthuend, den Sohn Emils seiner, mir so lieben Familie zuzuführen und mich wieder im Kreise derjenigen einzufinden, wo ich mich eigentlich heimischer fühlte, als selbst unter solchen, die mir in mancher Beziehung näher standen. Nach vier langen Tagen, früh des Morgens aufbrechend und erst Abends spät in der Nachtherberge anlangend, erreichten wir Frankfurt am Main. Onkel Keller wollte sich einige Tage dort aufhalten, schon deswegen, um im nahen Aschaffenburg dem Fürsten-Primas aufzuwarten. Da der Wagen, in welchem wir fuhren, nur zweisitzig war, hatte ich die Reise ohne weibliche Begleitung angetreten und etwas meine Kräfte überschätzt, denn ich kam fieberkrank und erschöpft von der langen Fahrt sowie von der ungewohnten Mühe des Ein- und Auspackens und der Besorgung meines Knäbleins an. In der Ruhe erholte ich mich aber schnell. Um sie mir vollständig zu verschaffen, nahm der gütige Onkel, ein grosser Kinderfreund, mein Söhnchen zu sich und führte es auch in der Stadt mit sich herum; doch war er an dessen ungeheure Lebhaftigkeit nicht gewöhnt und ganz verwundert, als er ihm plötzlich mitten im Gedränge, auf der sogenannten Zeile, entwischte. Vergebens suchte er ihn überall mit den Augen und war erst dann beruhigt, als der Kleine von selbst wieder zu ihm zurückkehrte.

An dem Abstecher nach Aschaffenburg musste ich

mich auch beteiligen, da der alte Fürst-Primas, Baron Karl Dalberg, ein Freund meiner Kinderjahre und meiner Eltern gewesen. Die hierzu erforderliche grössere Toilette fiel mir aber recht lästig, obwohl mir die Zofe von Baronin Bethmann dabei half. Die Baronin war nämlich, so wie ihr Gemahl, meinen Eltern nahe befreundet, und daher mit uns zusammen zum Besuche des Fürst-Primas nach Aschaffenburg gekommen. Ihre Dienerin hatte während der Tafel die Obhut über meinen Alexander übernommen. Der greise Kirchenfürst war sehr freundlich und heiter und lenkte das Gespräch gern auf die früheren Zeiten. Es schien, dass sie ihm besser gefallen hatten, als die Gegenwart.

Ich konnte es kaum erwarten in Eisenach anzukommen, wo ich meine liebe Schwiegermutter und Schwager Gustav mit seiner Gattin fand und ach, mit wie viel Thränen wieder umarmte! Onkel Keller blieb nur einen Tag, ich aber machte einen längeren Aufenthalt daselbst und wurde, so wie auch mein Söhnchen, mit Liebe überhäuft. Gustav, der seinem Bruder in gar treuer Anhänglichkeit zugethan gewesen, betrachtete dessen Kind wie sein eigenes und fand mit wehmütiger Freude die lieben Züge des Verewigten in seinem Gesichtchen wieder. Die Bekanntschaft mit meiner Schwägerin Juliette war mir eine vollständig neue. So lieb sie mir später wurde und so entgegenkommend sie sich mir gleich damals zeigte, kann ich doch nicht sagen, dass sie mir so einnehmend erschien, als ich sie mir vorgestellt hatte. Ich fühlte keinen eigentlichen

Herzenszug zu ihr. Gustav bemerkte dies, und es berührte ihn unangenehm, was ich daraus schloss, dass er mich am folgenden Tage fragte: „Gefällt dir denn mein liebes Frauchen nicht, weil du mir gar nichts über sie sagst?“ Ich antwortete, so gut ich eben konnte und so freundlich als möglich und bestrebte mich, zuvorkommender gegen sie zu sein. Ihre kleine Emma mit dem blonden Lockenköpfchen war ein allerliebstes, noch nicht zweijähriges Kind, welches Alle, besonders die gute Grossmutter, entzückte.

Auf Mamas Wunsch blieb ich ziemlich lange in Eisenach und musste auch teilnehmen an den ländlichen Zusammenkünften einer zahlreichen, aber geschlossenen Gesellschaft, welche sich alle Donnerstage in der nahen Spicka einfand, um Ausflüge auf die Wartburg, nach Wilhelmsthal und anderen hübschen Punkten zu veranstalten. Viele Orte, die wir so besuchten, erweckten in mir eine lebhafte Erinnerung an mein früheres Zusammensein mit Emil, und so war dies bewegte Leben gar nicht nach meinem Sinn.

Auf einige Tage begab ich mich dann nach Gotha, wo ich bei der lieben Generalin, Freifrau von Wangenheim, wohnte und zwar zufällig in demselben Hause, wie meine teuerste Jugendfreundin, Caroline von Studnitz-Dalwigk, welche wiederzusehen mich herzlich freute und innig bewegte.

Dies war eben die Zeit, in welcher Napoleon mit seiner grossen Armee gegen Russland zog, so dass alle Gaue voll Militär schienen. Dieser Kriegszug ge-

stattete meinem Onkel, länger von Paris entfernt zu bleiben, und ich meinte, statt im August, wie es anfangs in meinem Plane lag, nun etwa Anfang Oktober mit ihm nach Frankreich zurückzukehren. — Aber es kam ganz anders! —

Mit welchem Gefühle von Wehmut und Freude ich die vielgeliebten Tanten meines Emils wiedersah, kann ich nicht ausdrücken. Bald wurde es mir zwischen ihnen sowie den lieben Cousinen Mimi, Luise und der damals sechzehnjährigen Sophie, die ich zuletzt als Kind gesehen hatte, gar wohl und heimisch, wie ich mich überhaupt nirgends mehr zu Hause fühlte, wie im lieben, traulichen Stedten. Als ich mit all' diesen Lieben zusammenkam, waren noch kaum acht Tage verflossen, seit Mimis Schicksal entschieden worden, indem sie dem Fürsten Iwan Bariatinsky ihr Jawort gegeben hatte. Ich konnte meine Verwunderung über diese Nachricht nicht verhehlen, da ich, wie schon früher erwähnt, nicht viel Vorteilhaftes über den Fürsten vernommen hatte. Durch die gute Tante Amélie erfuhr ich aber, dass er sich schon zur Zeit, als er sich zu seiner ersten Ehe mit einer liebenswürdigen Engländerin entschloss, ganz verändert und seine frivole Lebensanschauung sowie die freigeistigen Grundsätze durch strenge und religiöse Ansichten ersetzt habe. Ein alter Jugendfreund der Mutter des Fürsten, Herr von Fontaine, den wir alle von jeher als sehr verlässlich kannten, bestätigte, dass er seiner ersten Frau in Liebe und Treue zugethan gewesen, was uns

für die Zukunft und das Glück unserer guten Mimi beruhigte. Ihr Bräutigam war nun eben, dringender Geschäfte wegen, die der beginnende Krieg herbeiführte, nach Russland geeilt, um im Herbste zu seiner Vermählung wiederzukommen. Wir sahen diesem Momente mit gemischten Gefühlen entgegen: teils Freude und Befriedigung über das glückverheissende Los, das Mimi beschieden schien, teils Betrübnis über die Aussicht, dass sie nun so fern ihrer Heimat leben sollte. Ihre Cousine Luise Botzheim, die seit der Kindheit unzertrennlich von ihr gewesen, litt besonders unter diesem Gedanken.

Nachdem ich einige Monate in traulichem Zusammensein mit den lieben Bewohnern von Stedten zugebracht hatte, kehrte ich nach Eisenach zurück, wo mich Gustav und Juliette als Taufpatin für ihr zweites Töchterchen, welches wir Thekla nannten, erwarteten. Zu meiner Freude fand ich dort alles wohl, blieb drei Wochen und kam dann über Gotha nach Stedten zurück, wie ich dachte nur mehr für wenige Tage. Da trafen aber eben Nachrichten vom Kriegsschauplatze ein, denen zufolge sich der Feldzug in Russland in die Länge ziehen sollte, was meinen Onkel veranlasste, seine Reise nach Paris zu verschieben; dies konnte mir nicht lieb sein, da ich mich schon innig nach meinem Töchterchen sehnte.

Der Winter war sehr streng, und die Nachrichten aus Russland lauteten immer ungünstiger für Napoleon. Es lässt sich denken, mit welcher Begierde wir die

Zeitungen erwarteten und lasen, welche Spannung sich an den Endpunkt in Moskau knüpfte und wie dessen Riesenbrand uns überraschte und ergriff. Nach der ungeheuren Niederlage erfuhren wir bald, dass Napoleon in einem bescheidenen Reisewagen mit Courierpferden durch Sachsen nach Paris geeilt sei. Nun kamen nach und nach die unglücklichen Reste der grossen Armee an und füllten nicht nur die Häuser mit Einquartierung, sondern auch die Spitäler mit meist Ruhrkranken. In Ermanglung von Platz für die Verwundeten und Kranken wurden auch oft Kirchen als Lazarette benutzt. Die Not schien grenzenlos. In Stedten sahen wir weniger davon, aber in Gotha und Eisenach, wo ich mich einige Zeit aufhielt, war es entsetzlich. Meine gute, so mitleidige und mildthätige Schwiegermutter that sehr viel für diese Unglücklichen in ihrem eigenen Hause, und ihr Sohn Gustav zeigte sich unermüdlich in der Fürsorge behufs Unterbringung und Wartung der Leidenden in geeigneten Baulichkeiten und Lokalitäten.

Als Napoleon wieder in Paris thronte, musste sich das ganze diplomatische Corps von neuem dort versammeln und durfte daher auch der Ministerresident des Fürst-Primas nicht fehlen; so musste also Onkel Keller an seine Rückkehr nach Paris denken. Ich vergass zu bemerken, dass er von Jugend auf mit Dalberg aufs innigste befreundet war und daher, dessen Bitten nachgebend, eingewilligt hatte, denselben als bevollmächtigter Gesandter in Paris zu vertreten, jedoch nur interimistisch. Er erhielt vom

König von Preussen um so leichter die Erlaubnis, diesen Posten zu übernehmen, als er deswegen keineswegs seinen Abschied aus dem preussischen Staatsdienste begehrte, obgleich er schon lange nicht mehr im aktiven Dienste stand. Im Dezember bei strenger Kälte trat mein Onkel seine Reise in einem offenen, zweisitzigen Wagen an. Unter diesen Umständen konnte ich es nicht wagen, mich ihm anzuschliessen, war mir ja schon die Reise in besserer Jahreszeit, aber ohne Bedienung, äusserst anstrengend gewesen. Doch kostete es mich einen harten Kampf, bis ich den Entschluss fasste, zurückzubleiben. Onkel Keller glaubte übrigens, bald wieder heimzukehren, um im Frühjahre abermals nach Paris zu reisen, und ich sagte mir, dass, wenn dies auch nicht geschehen sollte, ich mir dann selbst eine Gelegenheit schaffen würde, mein gewünschtes Ziel zu erreichen.

Es wäre mir gerade in dieser Zeit auch schwer gefallen, Stedten zu verlassen, denn die geliebte Tante Botzheim war ernstlich erkrankt und ich mir bewusst, dass es für die Übrigen eine Beruhigung sei, wenn ich bei ihr bliebe; der Moment rückte nämlich heran, wo Tante Amélie Keller mit Mimi zur ausgemachten Zusammenkunft in Teplitz, welche deren Vermählung veranlasste, abreisen sollte. Gott fügte es aber tröstlicher, indem sich bald nach Abreise meines Onkels die Krankheit seiner Schwester zum Bessern wandte, und sie war fast gänzlich hergestellt, als die ergreifende Trennung von unserer allgeliebten Mimi er-

folgte. Die Betrübnis der armen Luise Botzheim überstieg alle Begriffe. Seit ihrer Kindheit hing sie mit inniger Liebe und Begeisterung an ihrer reizenden Cousine und Seelenfreundin; nach deren Abreise verfiel sie in Schwermut und wollte sich nicht trösten lassen. Meine Schwiegermutter, die einige Zeit mit uns in Stedten zubrachte, geriet in ernstlichen Unwillen darüber und meinte, Luise gebärde sich, als ob Mimi gestorben wäre und scheine den grossen Wert ihrer trefflichen und sie so aufopfernd liebenden Mutter nicht hinreichend zu würdigen. Mir kam es nicht so vor, da ich ihre Gefühle für ihre Mutter kannte, und Luisens seltsame Art nur für eine überspannte jugendliche Schwärmerei ansah, wie ich selbst wohl Ähnliches, wenn auch nicht so auffallend, in meiner Jugend für Frau von Studnitz, damals Caroline von Dalwigk, empfunden hatte. Nach und nach kam aber Luise wieder ins Gleichgewicht, und niemand konnte sich mehr über ihre Gleichgiltigkeit beklagen. Die Briefe aus Teplitz waren immer ein Ereignis in Stedten, und bald erhielten wir Nachricht über die dort stattgefundene Vermählung, nach welcher Fürst Bariatinsky mit seiner jungen Frau nach Russland abreiste und Tante Keller zu uns zurückkehrte.

Kurz darauf begab ich mich mit der ganzen Familie Keller nach Gotha und freute mich, dort, wo ich so viele Bekannte hatte und mir der Hof so freundlich gesinnt war, Aufenthalt nehmen zu können.

Indessen erinnere ich mich nicht vieler Einzel-

heiten aus dieser Zeit. Einen grossen Schrecken verursachte mir Alexander, als er sich an einen im Hofe des Hauses gespannten Strick hängte und dadurch die lange Holzrinne, an welcher dieser befestigt war, losriss; er fiel rücklings zu Boden und die Rinne quer über ihn. Ich hörte einen dumpfen Fall und zugleich ein Geschrei, eilte ans Fenster und sah mein liebes Kind in der erschreckenden Lage. — Es zeigte sich aber, dass er keinen weitern Schaden erlitten, als eine leise Quetschung an den Beinen, und gerührt dankte ich Gott, der ihn vor grösserem Übel beschützt hatte.

Du hast mir manchen Schrecken dieser Art verursacht, mein lieber Alexander, und ich kann gleich noch eines zweiten Erwähnung thun, den du mir im folgenden Jahre, ebenfalls in Gotha, einjagtest. Ich beschäftigte mich eben in Gesellschaft der beiden lieben Tanten und Luise Botzheims, als aus dem anstossenden grossen Speisesaale, wo sich alle Kinder unterhielten, plötzlich ein fürchterliches Geschrei nach einem vorhergegangenen, schweren Fall erscholl. Wir eilten hinein und fanden dich, das ganze Gesicht mit Blut überströmt, neben einem umgestürzten Tische liegen. Man brachte gleich Wasser herbei, um untersuchen zu können, was dir eigentlich geschehen sei. Zum Glück waren es nicht die Augen, wie es anfangs schien, welche gelitten hatten, sondern eine ziemlich bedeutende Wunde zwischen denselben, über der Nase, machte es ratsam, einen Chirurgen zu berufen lassen. Nachdem dieser sein Heftpflaster befestigt hatte, ent-

schuldigte er sich vielmals, weil er uns etwas hätte warten lassen, doch wäre er eben bei einem Typhuskranken beschäftigt gewesen. Wir erschauderten bei seinem Geständnisse, da jene damals gerade sehr bösartig auftretende Krankheit für äusserst ansteckend gilt.

Auch bei dieser Gelegenheit hat dich der Herr sichtbar bewahrt und that es später noch mehrere Male, als gütiger Lenker deiner und unser aller Schicksale.

Wie meine Zeit im Frühjahre und Sommer des Jahres 1813 zwischen Stedten und Eisenach eingeteilt gewesen, erinnere ich mich nicht mehr, nur weiss ich noch, dass ich an beiden Orten gern gesehen war und stets gebeten wurde, möglichst lange zu verweilen, auch dass ich mich immer mehr zu den lieben Tanten hingezogen fühlte. Zu Eisenach schien mir das Leben sehr verweltlicht. Im Hause meiner Schwiegermutter hatte ein Fräulein Jeannette von Panhuis einen freundlichen Zufluchtsort gefunden. Obgleich diese schon fünfundvierzig Jahre zählte, sah sie doch noch fast jugendlich aus und war von einnehmendem, heiterem Umgange. Meine Schwägerin Juliette hatte sie besonders lieb gewonnen und besuchte mit ihr alle Gesellschaften, auch Landpartieen und die sonstigen Unterhaltungen, die das Stadtleben bietet, reichlich durchgeniessend. Zum Glück war Mama, obgleich auch sie an diesem Treiben Geschmack fand, nicht allzeit dabei, und ich richtete mich nach ihr, und sie sich insoferne nach mir, als sie hauptsächlich nur die Ausflüge in die herrliche Gegend mitmachte. Ihre

grosse Korrespondenz und dichterische Arbeiten fesselten sie einen Teil des Tages an ihren Schreibtisch. In den Mussestunden bereitete es ihr viel Genuss, die Vergangenheit, Gegenwart und mutmassliche Zukunft mit mir zu besprechen. Übrigens war letztere damals recht trübe verdeckt. Napoleon rückte im April wieder zu Felde mit einmalhundertfünfzigtausend Mann, welche die Gegenden Sachsens überschwemmten, um die Armee des Zaren, der sich nun wieder mit Preussen verbündet hatte, aufzusuchen. Diese war noch nicht so stark wie Bonapartes Heer, lieferte ihm aber trotzdem bei Leipzig und dem Dorfe Gross-Görschen eine Schlacht, die nicht glücklich für sie ausfiel. Doch konnte sie sich, ohne eigentlich geschlagen zu sein, in guter Ordnung nach Mähren und in die Lausitz zurückziehen. Leider nahm sie dann in Bautzen abermals eine Schlacht an, die sie nicht zu behaupten vermochte.

All' die grossen Bewegungen der französischen Armeen, sowohl der von Frankreich kommenden, als auch desjenigen Teiles, der vom russischen Feldzuge siech und zerlumpt in die Heimat zurückkehrte, machten es mir unmöglich, an die Rückreise nach Varennes zu denken. So gern ich auch in Deutschland bei meinen lieben Freunden und Verwandten weilte, war mir doch der Gedanke, durch Heere von meinem Töchterchen abgeschnitten zu sein, peinlich. —

Ich erwähnte noch nichts von dem Brautstande meiner lieben Schwester Adèle. Ihr Bräutigam, Marquis

de Causans, hatte in seinen ersten Jünglingsjahren während der Emigration, in österreichischem Kriegsdienste gestanden, welchen er zur Zeit der Amnestie verliess, um auf den Gütern seines Vaters zu leben, ohne Napoleon dienen zu wollen. Jetzt musste er es aber dennoch thun, da alle waffenfähigen Männer den Feldzug gegen Russland mitzumachen hatten. Es mag ihm wohl der Mangel an Offizieren die Vergünstigung verschafft haben, gleich als Rittmeister in die Armee aufgenommen zu werden. — Er kam dann in russische Gefangenschaft und wurde mit seinen Schicksalsgenossen nach Tobolsk transportiert, wo er sich leidlich wohl befand, trotz der sibirischen Temperatur und vieler Entbehrungen. Es war ihm sogar möglich geworden, den Seinen Kunde von sich zu geben und sie um eine Geldsendung zu bitten, was ich durch Adèle erfuhr. Ich teilte ihr mit, dass ein Kommissär, dessen Name mir seither entfallen ist, in Dresdener Blättern hatte einrücken lassen, er übernehme alle möglichen Sendungen für die Gefangenen im Innern Russlands. Daraufhin schickte mir Gräfin Marie Causans vierzig Louisd'or, welche ich jenem Herrn übermachte. Es stellte sich jedoch später heraus, dass er ein Betrüger war, was ich auch schon gleich beim Lesen seiner Antwort auf meinen, das Geld begleitenden Brief mit Schrecken geahnt hatte. So blieb der Bedauernswürdige ohne diese wohlthuende Hilfe. Eine spätere Sendung erreichte ihn dann, und konnte er auch auf der Rückreise von Vetter Theodor Keller in Riga ein Darlehen

erhalten. — Dass meine arme Adèle, die erst seit kurzem mit ihm verlobt war, seit Beginn dieses Feldzuges sehr beunruhigt dahin lebte, lässt sich wohl denken, und es schien daher die Obhut und Pflege der kleinen Clotilde eine wohlthätige Zerstreuung für sie. — —

Was sich vom 10. August, da der Waffenstillstand aufhörte, der nach den Schlachten von Gross-Görschen und Bautzen eingetreten war, bis zum 18. Oktober, welcher das Schicksal Deutschlands so siegreich bei Leipzig entschied, alles zutrug, übergehe ich, denn es ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt. — Ich erwähne nur, dass Onkel und Tante Keller (ersterer weilte seit Mai wieder bei uns) es für ratsamer hielten, nicht in Stedten zu bleiben; ich zog daher mit ihnen nach Gotha. Dort sahen wir auch nach der dreitägigen grossen Völkerschlacht zuerst die französischen Truppen in Menge, dann Napoleon, Murat und alle Notabilitäten nach einander auf der Flucht und dicht an ihren Fersen die sie verfolgenden Deutschen, Kosaken, Russen und Baschkyren.

In den Tagen, da die fliehende Armee von der siegreichen gedrängt wurde, und also grosse Unordnungen, vielleicht sogar Plünderung und Brand zu befürchten standen, flüchteten die meisten Frauen und Kinder der adeligen Familien hinauf in das Schloss. Herzogin Caroline hatte auch uns aufgefordert, dahin zu kommen, was wir gern annahmen. Ich sah noch von meinem Fenster aus, wie Kosaken mit gespannten Pistolen durch die Strassen rannten, und folgte mit

Alexander der lieben Tante durch die Hinterthüre des Hauses und durch Gärten auf den Schlossberg. Bei uns befanden sich noch ausser Tante Botzheim mit Luise und Sophie, auch Adelheid samt dem kleinen achtjährigen Gustav Keller. Der Onkel blieb mit den ältern Söhnen und deren Erzieher im Hause. Im Schlosse war eine Art Biwak errichtet und herrschte ein buntes Gewühl in allen Sälen und Zimmern. Wir kampierten zwei Nächte auf Sofas, zusammengerückten Stühlen, oder wie es eben ging. Von den Fenstern aus sahen wir kleine Husarenscharmützel, desgleichen wie auf den Anhöhen Gefangene die Waffen streckten und fortgeführt wurden. Übrigens verliefen in der Stadt diese Tage ziemlich ordentlich, und wir fanden in unserer Behausung alles wieder, wie wir es verlassen hatten. Nicht so gut sah es in Stedten aus, welches durch und durch ausgeplündert wurde. Selbst der Schreibkasten meiner Tante war aufgebrochen, und, was sie versäumt hatte, mitzunehmen, geraubt worden. Die Einrichtung hatte man mit boshafter Lust zertrümmert, und die Betten aufgeschnitten, um die Federn verfliegen zu lassen. Ich büsste nur zwei zurückgelassene Zeichnungen ein, eine Madonna und ein Porträt von Mimi, welches ich nur ungern misste. Der gute Onkel tröstete sich aber über die Zerstörung in seinem Schlosse und allen erlittenen Schaden mit der Beruhigung, dass der Krieg einen für Deutschland günstigen Ausgang gefunden habe. Gott hatte eben in diesem Jahre eine so unendlich reichliche Ernte geschenkt, dass trotz allen Raubes und

aller Verwüstung noch hinreichend Getreide, sowohl zum Speisevorrat, als auch für die Feldsaat vorhanden blieb.

Da Stedten vor der Hand unbewohnbar war, verweilten wir noch einige Zeit in Gotha, woselbst nach und nach viele Freunde von Tante Amélie aus der russischen Armee anlangten und sie besuchten. Darunter befand sich auch Fürst Konstantin Lubomirsky, dessen Schwiegermutter, Gräfin Tolstoy, eine Schwester von Bariatinsky war. Beide, Mutter und Tochter, waren katholisch geworden und deshalb aus Russland ausgewandert. — Zur grössten Freude Tante Kellers traf auch ihr geliebter Bruder, General Graf Sayn-Wittgenstein, ein. Er erwartete in Gotha die Ankunft seiner Gemahlin und bewohnte mit ihr für einige Zeit das sogenannte Prinzenhaus, welches zwar unter dem Schlosse, aber noch auf der Anhöhe über der Stadt lag. Wir kamen natürlich viel mit diesen angenehmen, liebenswürdigen Menschen zusammen, und da sie mehrere Söhne im Kindesalter besassen, bildeten diese einen lustigen Kreis mit den Unsrigen.

Der November dieses Jahres (1813) brachte jedoch grosse Betrübnis über meine Verwandten in Eisenach. Juliette war mit ihren zwei Töchterchen zu ihrem Vater nach Lippstadt gereist, und von dort erhielt mein armer Schwager Gustav die Nachricht, dass seine liebe kleine Emma am Scharlachfieber, das bei ihr gleich sehr bösartig aufgetreten war, gestorben und deren erst einjähriges Schwesterchen Thekla von der nämlichen Krankheit befallen sei. So vielfältig sich auch

seine Geschäfte gestalteten, die er mit seltener Pflichttreue führte und so leidend er sich fühlen mochte, da er sich bei seinen häufigen Besuchen der Lazarette den Keim des Typhus geholt hatte, konnte Gustav doch nicht widerstehen, dem Zuge seines Herzens zu folgen und zu den Seinen zu eilen. Trotz der Einwendungen der Ärzte, die in seinem Unwohlsein bereits die ernste Krankheit erkannten, reiste er dennoch schnell ab, und zwar ohne sich weder bei Tag, noch bei Nacht irgendwo aufzuhalten, um nur ja sein Ziel rasch zu erreichen. Ach! er kam nur, um wenige Stunden später seine liebliche Thekla verscheiden zu sehen! Das zärtliche Vaterherz war zerrissen, umsomehr als es mit dem eigenen auch noch den Jammer der untröstlichen Juliette mitempfand. Die Ärmste sollte aber noch viel schrecklicher geprüft werden. Die Ermüdung der Reise, die bei der schlechten Jahreszeit fast unvermeidliche Erkältung, vereint mit der namenlosen Seelenpein waren mehr als hinreichend, um die Krankheit des armen Gustav zum Ausbruche zu bringen. Noch einige Tage schleppte er sich herum, dann musste er sich zu Bette begeben und nach wenigen Tagen war er dem Typhus erlegen! — O welch ein unaussprechlicher Schmerz für die arme, arme Frau, die in drei Wochen den so innigstgeliebten Mann und ihre einzigen anmutigen Kinder verloren hatte! Wie unglücklich und verlassen musste sie sich fühlen! Dass sie gegen den Wunsch ihres Mannes und trotz seiner inständigen Bitte, für dieses eine Mal, wegen der schon vorgerückten Jahreszeit und der Kriegs-

unruhen ihren alljährigen Besuch bei ihrem Vater zu unterlassen, diese Reise dennoch unternommen hatte, musste ihre Qual nur noch verschärfen. Sie war einesteils allzu gewissenhaft beflissen, das bestimmt gegebene Versprechen ihrem Vater gegenüber zu erfüllen und andernteils zu sehr gewöhnt, ihren Willen durchzusetzen, als dass sie sich in diesem Vorhaben hätte irre machen lassen. So hörte sie denn auf keine Einwendung und meinte, es würde höchstens eine Abwesenheit von vier bis fünf Wochen erfordern, und sie sei es ihrem Vater schuldig, ihm wenigstens diese kurze Zeit zu widmen. Welche Reue musste nun noch ihren Schmerz vergrössern, besonders der guten Mutter gegenüber, die sie so liebevoll darauf aufmerksam gemacht hatte, dass Gustav bei seiner anstrengenden Arbeit nur darin Erholung fände, die ihm so knapp bemessene freie Zeit im Kreise seiner geliebten kleinen Familie zu verbringen! Sie wusste auch, dass er gern oftmals des Nachmittags, selbst unter der Arbeit, das Bettlein der kleinen Thekla, wenn das Herzchen schlief, neben seinen Schreibtisch bringen liess, um sich an dem Anblicke dieses Lieblinges zu erfreuen. — Ach, wie mussten diese Gedanken ihr nun zur Qual werden!

Kurz vor dieser traurigen Zeit hatte Tante Keller ihre Wohnung in Gotha aufgegeben und war mit ihrer Schwägerin Wittgenstein nach Stuttgart gereist, während Tante Botzheim sich mit der übrigen Familie nach Stedten begeben hatte. Die mir so wohlwollend gesinnte Herzogin wünschte, dass ich den Winter in ihrer

Nähe zubringe, und hatte mir einige hübsche Zimmer zur Verfügung gestellt; nun konnte ich aber von diesem gütigen Anerbieten keinen weiteren Gebrauch machen, denn ich wollte nicht länger in Gotha bleiben, nachdem mich dort eine Trauerbotschaft nach der andern erreicht hatte. Das schnelle Hinscheiden Gustavs erneuerte meine so schwach vernarbte Herzenswunde, die mir der Verlust meines teuern Lebensgefährten geschlagen hatte, und eine unsägliche Wehmut drückte mich nieder. Es fehlte mir die Kraft, zu meiner lieben, nun kinderlosen Schwiegermutter zu eilen, obgleich ich mir sagte, dass ich ihr tröstend zur Seite stehen sollte. Allein sie war stark genug, um auch ein ungewöhnliches Mass an Leid mit Mut zu tragen; zwei Gedichte von ihr, die ich hier einfüge, geben Zeugnis von der ausserordentlichen Spannkraft, die ihr innewohnte. Das erste verfasste sie vier Monate nach dem Tode ihres letzten Sohnes und dessen beider Kinder, das zweite in dem darauffolgenden Frühjahre:

I. Lebensstillstand bei Gräbern.

Von Freifrau Julie von Bechtolsheim-Keller.

Wo sind die Lebensgeister hingeschwunden,
Die hold mich noch der Jugend näherstellten?
Wo sind sie hin, die golddurchwebten Stunden,
Wo Bild und Wahrheit mir das Dasein hellten?
Und die Gefühle, die ich tief empfunden,
Die kräftig mir des Herzens Wogen schwellten? —
Es ist dahin! — vom Schicksal hart bemeistert,
Erschein' ich mir entkörpert und entgeistert.

Die Kraft zum Lieben — o sie ist verglommen!
Des Herzens Asche hält nicht Gluten mehr;
Die Kraft zum Denken, ist sie mir entkommen,
Als tief sie untersank im Thränenmeer?
Ward mir der Trieb zum Dichten auch genommen,
Umspielt die Phantasie kein Blütenheer?
— Ich sank dahin in tötliches Ermatten
Und von mir selbst bin ich kaum mehr der Schatten!

Es ist vorbei, mein Stern ist untergangen,
Mein holder Stern, so klar, so freundlich mild,
An trüben Wolken nur ist aufgehangen
Der Zukunft bleiches, farbenloses Bild;
Vorbei ist süsses Hoffen und Verlangen,
Es blüht für mich auf Erden kein Gefild.
Im Mondenschimmer, durch beeiste Lüfte
Umweht mich stets ein Gruss der Totengrüfte.

Ich zähl' sie nicht, die Gräber meiner Lieben,
Der durch Natur und Wahl mir Herzverwandten;
Sie, die mit mir zu gleichem Ziel getrieben,
Fürs Schöne, Gute, Wahre hoch entbrannten.
Sie sind dahin! — Mir ist zurückgeblieben
Die Sehnsucht nach dem Glück, dem tief erkannten.
— O mein Gemahl! o Schwestern! teure Söhne
Und ihr, o Knospen zarter Frühlingsschöne!

Ihr seid fürs Leben hier dem Aug' entschwunden,
Ein nie gedachtes Los traf mich so schwer.
Der neue Schmerz reisst auf die alten Wunden,
Stellt die Verlornen Alle um mich her,
Zeigt mir das Glück, das ich durch sie gefunden
Und lässt mich jetzt so arm, so liebeleer —
Denn die, die lebend noch mir ruh'n am Herzen,
Sind, ähnlich mir, gelähmt durch eigne Schmerzen.

Wohin? wohin neigt sich in ihrer Trauer
Die Lebensmüde, deren Anker fiel? —
Zu euch, ihr Gräber! die ihr sonder Schauer

Nährt meiner Sehnsucht stetiges Gefühl
Und heilend stillt des Sehnens Schmerzensdauer,
Vorspiegelnd mir mein eignes nahes Ziel.
Ihr winkt zur Heimat, zeigt mir Friedenspalmen
Und schärft mein Ohr, zu lauschen Engelspsalmen.

Und mich ergreift aus der Cypressen Wehen
Ein Geisterton, der sanft mein Herz durchdringt,
Der wortlos zwar, doch sinnig zu den Höhen
Der Seele Zug und Flug mit Kraft beschwingt;
Ich lern' allmählich besser ihn verstehen,
Den Ton, der Kunde mir vom Jenseits bringt,
Und fühl' vom Himmel Balsam niedertauen,
Der mich erquickt mit seligem Vertrauen.

Drum lasst mich ruh'n an dieser heil'gen Stelle,
Ihr Freunde! Seid nicht mehr um mich verzagt;
Hier dringt mein Blick durch Nebel auf ins Helle,
Wo mir im Ost ein goldner Schimmer tagt.
Sanft aufgeregt hebt sich des Lebens Welle,
Der Geist, zum Urlicht, wo mir Ahnung sagt:
„Getrost, du wirst nicht immer stille stehen!
Dich krönt Verklärung, Liebe, Wiedersehen."

II. Lebenserweckung.

Wall' empor, du armes Herz,
Sprich in sanfter Klage
Trauer aus, Verlust und Schmerz,
Glück entschwund'ner Tage.

Nur dies öde Schweigen nicht,
Nicht die starre Rinde!
Öffne dich dem milden Licht,
Dass sein Strahl dich finde!

Siehe, wie mit Glanz umwebt,
Frühling wiederkehret
Und in Allem, was da lebt,
Lust und Liebe mehret!

Blüten sprossen üppig auf,
Saten grünen prächtig,
Und des Bergstroms rascher Lauf
Treibt den Eisgang mächtig.

Als des Winters Siegerin
Tritt hervor die Sonne,
Streut als Weltenkönigin
Ringsum Licht und Wonne.

Eine zaubervolle Glut
Steigert jedes Leben
Und vermag gebeugten Mut
Kräftig zu erheben.

Alles, was hier atmet, preist
Aller Schöpfung Meister,
Alles kündet und verheisst
Laut den Geist der Geister.

Du nur bleibst erstarrt in Eis,
Armes Herz, so lange,
Du, sonst leicht bewegt und heiss
Beim Empfindungsdrange?

Schweigest wie das stumme Grab,
Deine teuren Hügel,
Fühlest nicht, wie mild herab
Weht der Liebe Flügel?

Saugst vom Lebensstrom nichts ein,
Der ihr hold entfliesset,

Labst dich nicht am Rosenschein,
Der sich rings ergiesset?

Horch, dich lockt die Nachtigall
Unter Blütenranken,
Und der Vögel Waldchoral
Will dem Schöpfer danken.

Wirf hinab der Schwermut Joch,
Tötend, wenn es bliebe!
In dir glüht die Inwelt noch,
Ihre Seel' ist Liebe.

Wall empor, o reiches Herz!
Wohlthun sei dein Streben,
Thätigkeit verbannt den Schmerz:
Streben nur ist Leben!

III. Kapitel.

Meine Rückkehr nach Varennes.

Was sind doch Liebe und zarte, herzliche Gegenliebe für Stützen im Schmerz und für Trost gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens! Ich hatte mich nach Stedten begeben, meinen mit gleichsam elementarer Kraft wieder erwachten Schmerz an dem Herzen der guten, lieben Tante Botzheim auszuweinen. Sie, ihre Tochter und Sophie Keller hatten sich bemüht, mich wieder zu beruhigen, und vereint opferten wir dem Herrn, was er von uns verlangte. Bald war ich auch wieder im stande, meinem Söhnlein die gewohnten Lehrstunden zu geben; er konnte sich mit den lieben Gespielen unterhalten und herumtummeln, und durch die frohe Jugend kam auch bald die natürliche Heiterkeit unserer Gemüter wieder zum Vorschein.

Als die siegreichen Armeen der Alliierten, nämlich Österreichs, Preussens und Russlands, in Paris einzogen, Napoleons Schicksal sich entschied und Frankreich so glücklich war, seinen angestammten König wieder auf dem Throne zu sehen, da sehnte sich auch mein Herz mehr, denn je, dorthin. Ich wusste, dass mein künftiger

Schwager, nachdem er nun aus der Gefangenschaft befreit war, so schnell als möglich heimkehren würde und bat ihn daher, den unbedeutenden Umweg über Eisenach zu machen, damit ich mich ihm anschliessen könne. Er nahm bereitwilligst diesen Vorschlag an und glaubte schon im Mai ankommen zu können, doch verzögerte sich leider seine Ankunft bis Anfang Juli, was meine Geduld hart auf die Probe stellte.

Durch die ersten Briefe aus Frankreich, die ich nach langer Zeit endlich wieder erhielt, erfuhr ich, dass, als sich der Krieg den Ufern der Marne näherte, meine Mutter sich mit Adèle und der kleinen Clotilde zu Tante Malherbe nach Ecures in der Normandie begeben hätte, während mein Vater und mein Bruder in Varennes zur Wahrung des Besitzes und der Ordnung geblieben wären. Die erste Zeit des Aufenthaltes in Ecures ging es allen sehr gut und meine Mutter fühlte sich überselig ob der Rückkehr des legitimen Herrschers. Sie schrieb uns äusserst interessante Briefe, und ich freute mich über die Nachrichten von meiner Clotilde. Im Laufe des Monats April erkrankte jedoch meine liebe Mutter an Brust- und Leberentzündung und nach achttägigem, schwerem Leiden verschied sie nach Empfang der hl. Sakramente selig im Herrn. Meine arme Schwester verblieb tief ergriffen und erschüttert unter der liebenden Fürsorge der trefflichen Tante Malherbe und fand in ihr eine Stütze in ihrer grossen Trübsal und Trauer.

Ich befand mich gerade mit Juliette in Eisenach bei

unserer lieben Schwiegermutter, durch welche ich diese Trauerpost erfuhr; man hatte sie ihr mitgeteilt, damit sie mich darauf vorbereiten könne. Es war hart zu denken, dass ich die geliebte gütige Mutter bei meiner nun endlich bevorstehenden Rückkehr ins Vaterhaus, nicht mehr unter den Lebenden finden sollte und den wehmütigen Trost entbehren müsste, von ihr den letzten Abschied zu nehmen. Doch durch so viele vorhergegangene Leiden und herbe Verluste belehrt, trachtete ich auch dieses Opfer dem Herrn willig darzubringen.

Adèle und Clotilde wurden im Mai von meinem Vater abgeholt und in Paris der Fürsorge der guten treuen Marchais übergeben, wo sie bis zu meiner Rückkehr blieben. Dadurch ward ihnen die Gelegenheit geboten, den Einzug des Königs Ludwig XVIII., der Herzogin von Angoulême und der Prinzen des Hauses zu sehen und Zeugen der enthusiastischen Freude zu sein, die das Publikum darüber äusserte. Clotilde erzählte mir später, dass auch sie ein weisses Tuch geschwenkt und „Vive le roi“ gerufen habe.

Ein grosser Trost wurde mir dadurch zuteil, dass ich nun wieder mit Adèle fleissig korrespondieren konnte, und es interessierten mich natürlich auch die Nachrichten, die sie mir über die Restauration der alten Monarchie, für die wir alle eine so grosse Anhänglichkeit bewahrt hatten, mitteilte. Voll Bedauern dachte ich dabei oft, dass unsere teure Mutter es nicht mehr erlebte, wie alles in Frankreich nun diejenige Wendung nahm, die sie durch so

lange Zeit mit Seufzen ersehnt und herbeigewünscht hatte.

Nach Eisenach kamen während dieser Zeit, mehrere interessante Besuche, von denen mir aber jetzt nur mehr einige in Erinnerung sind, wie der des Erbprinzen, nachmaligen Herzogs von Hildburghausen, der des Grafen von Loeben (Dichter Isiderus), der sich sehr liebenswürdig bezeigte, dann der eines Herrn von Charon, welcher früher um Juliette geworben hatte und ein entfernter Verwandter von ihr war. Der gute General von Schöler, der meinem Emil ein so aufrichtiger Freund gewesen, scheute den Umweg von zwölf Meilen nicht, um mich und Alexander zu sehen, es war mir eine wahre Erquickung mit diesem edlen, hochsinnigen Manne einen halben Tag in traulichen Gesprächen zuzubringen und mich dadurch in vergangene glückliche Zeiten zurückzuversetzen. Er hatte mit seinem 17jährigen Sohne in der Völkerschlacht bei Leipzig mitgefochten und kam jetzt eben von Paris zurück, nachdem er unterwegs zu Varennes Emils Grab besucht. Mein Vater hatte ihn sehr freundschaftlich aufgenommen, und er beeilte sich nun, mir Nachricht von den Meinen zu überbringen. Im Jahre 1806, gleich nach Preussens Unglück, war er als Botschafter nach Petersburg geschickt worden, wo ihn Kaiser Alexander so lieb gewann, dass er wann immer direkt bei ihm vorsprechen durfte und viel von ihm zu erreichen vermochte. Später vertrat er Preussen beim Bundestage zu Frankfurt, woselbst er

noch vor den Umwälzungen, die das Jahr 1848 mit sich brachte, starb.

Endlich nach langer Erwartung traf im Juli mein nachmaliger Schwager Josef von Causans aus Sibirien über Petersburg, Livland und Königsberg in Eisenach ein. Unser Zusammentreffen erneute meinen Schmerz über den Verlust meiner unvergesslichen Mutter, welchen ich ihm mitteilen musste, er erfuhr es zu grossem Leidwesen, denn er war ihr aufrichtig anhänglich und auch dankbar, weil sie seinen sehnlichsten Wunsch: die Hand unserer Adèle zu erhalten, gegen manche Einwendungen meines Vaters befürwortet hatte.

Nach wenigen Tagen der Ruhe für ihn und der Vorbereitungen für mich, begaben wir uns mittelst Lohnwagens nach Frankfurt a. M. Von dort setzten wir die Reise mit Extrapost fort in einer schönen neuen Kalesche, die wir im Auftrage meines Vaters für ihn in Offenbach, wo berühmte Wagenfabriken waren, gekauft hatten. Da wir auch manche Nacht durchfuhren, ging es sehr schnell unserm Ziele zu. Es lässt sich denken, dass die Ankunft in Varennes unsere Herzen bewegte. Die Freude der Wiedervereinigung war aber durch den Verlust unserer lieben Mutter getrübt. — Die Trauer um sie bewog uns, Adèlens Hochzeit bis zum Herbst zu verschieben, doch blieb ihr Bräutigam noch einige Zeit bei uns. — Nach seiner Abreise konnte ich das so lang entbehrte Zusammensein mit meiner Schwester noch recht geniessen; später

kamen dann Onkel und Tante Malherbe, sowie unser Vetter Henri de Belsunce und brachten längere Zeit bei uns zu. Ende September kehrte Josef Causans zurück, um bis zu seiner Hochzeit, die auf den 4. November festgesetzt wurde, bei seiner Braut zu bleiben. Die Tage vergingen uns sehr angenehm, und die langen Herbstabende, welche wir gemeinschaftlich im Salon zubrachten, wurden oft durch Spiel verkürzt, besonders unterhielt es uns nach gegenseitiger Aufgabe kleine Verse oder auch Endreime nach gegebenen Worten zu machen und auswendig gelernte Gedichte zu deklamieren. Als ich eines Tages ein solches memorierte und dabei einige Strophen laut für mich hersagte, bemerkte ich, wie meine Kinder, die bis dahin gesprochen hatten, plötzlich ganz still wurden und mir aufmerksam lauschten; als ich dann aufhörte, baten sie mich, es ihnen noch einmal zu wiederholen. Obgleich sie es gewiss nicht verstehen konnten, gefiel ihnen der Rhythmus, was mir lieb war, und ich sagte ihnen, von da an, gerne manche Verse vor. Seitdem hatte ich noch oftmals Gelegenheit zu beobachten, dass dies Wohlgefallen am Rhythmus vielen Menschen angeboren sei und sie den Gesang der Poesie lieben, auch ohne das Gesagte zu verstehen.

Alle Gäste, welche sich am 2. November einfanden, aufzuzählen, ist mir nicht mehr möglich. Vor der kirchlichen Trauung musste nach dem Codex Napoleon, den man beibehalten hatte, zuerst die Civilvermählung stattfinden. Diese seltsame Handlung kam uns besonders

eigentümlich vor, weil mein Vater Maire von Varennes war. Doch liess er sich bei dieser Trauung, die im Salon in unser aller Beisein stattfand, durch seinen Adjunkten vertreten. Adèle war in ihrem Brautanzuge mit dem Spitzenschleier gar lieblich anzuschauen; als Schmuck trug sie nur ein schönes Kreuz von blitzen-



Schloss Varennes sur Marne.

den Steinen an einer goldenen Kette um den Hals. Clotilde war mit einem Kleidchen angethan, das noch die gute, an diesem Tage so schwer vermisste Mutter gestickt, dazu hatte ich ihr ein mit Rosenbändern geziertes Spitzenhäubchen aufgesetzt. Alexander erschien in neuer Kleidung von kornblauem Tuch, worauf viele silberne Knöpfchen angebracht gewesen. Das Geschwisterpärchen nahm sich sehr gut in seinem Putze aus. Diesen Umstand bemerkte ich übrigens

erst, als wir wieder nach Hause zurückkehrten, da ich zu sehr mit meiner Adèle, der ich an Mutterstelle zur Seite gestanden, beschäftigt gewesen. Die Kirche von Courtemont, und besonders deren Hauptaltar, vor welchem die Trauung stattfand, war aufs beste mit Teppichen und Blumen geziert, und ganz Varennes war dem imposanten Hochzeitszuge gefolgt. Bei der Rückkehr in den Schlosshof wurden kleine Geldstücke in Menge unter die Dorfkinder geworfen. Das Haschen danach versetzte diese in die heiterste Aufregung. Um den Tag fröhlich zu beschliessen, hatte der alte Kammerdiener Lajeunesse einen kleinen Ball für die Dienerschaft veranstaltet. Wir gönnten ihnen diese Freude gern, nur wollten wir nicht, was ihr lebhafter Wunsch war, daran teilnehmen. Indessen bat der alte, treue Lajeunesse, der uns Schwestern schon als kleine Kinder auf seinen Armen getragen hatte, wiederholt so dringend und angelegentlich, wir möchten ihnen die grosse Ehre anthun, einen einzigen Tanz mitzumachen, dass wir endlich nachgeben mussten. —

Es wird mir immer in Erinnerung bleiben, wie schmerzlich sich mir die Trennung von meiner lieben Adèle gestaltete, als sie mit ihrem Gemahl nach Paris abreiste, um ihre hübsche Wohnung in der Rue de Grenelle zu beziehen. Ich blieb noch eine geraume Zeit mit meinem Vater, meinem Bruder und Vetter Henri de Bulsunce in Varennes und beschäftigte mich viel mit meinen Kindern, die nun im siebenten und sechsten Jahre standen, und deren Unterricht ich

leitete; mit Vetter Henri setzte ich unsere allabendlichen poetischen Übungen fort.

Da er sich häufig bei mir aufhielt und ich mich wieder viel mit Zeichnen beschäftigte, kam es mir in den Sinn, ihn als Modell zu benützen. Er hatte schöne und markierte Gesichtszüge, und es gelang mir sein Porträt im Ritterkostüm, mit Halskrause und geschlitzten Ärmeln, ziemlich gut in gewischter und punktierter Zeichenmethode auszuführen.

Diese Sitzungen gaben Veranlassung zu Gesprächen, die der Entwicklung seines jugendlichen Gemütes nur von Nutzen sein konnten. Ich war gewohnt, ihn als jüngeren Bruder oder fast noch mehr als mein Kind anzusehen, so dass ich gar nicht bemerkte, dass er nach und nach eine zärtliche Neigung zu mir fasste, wie sich später herausstellte. Sobald ich dessen inne geworden, hielt ich es für angezeigt, ihm den Rat zu geben, zu unserer Grossmutter, der Gräfin Pauline von Belsunce, gebornen de Lalive d'Epinay, nach Paris zu gehen. Diese bemühte sich eben zu dieser Zeit darum, dass er Adjutant des Herzogs von Bourbon, nachmaligen Prinzen von Condé, werde, was ihr auch gelang. So ungern er unser stilles Zusammensein aufgab, that er es dennoch, da ich es wünschte. Ich fürchtete die Einsamkeit durchaus nicht, sonst würde ich sagen, dass auch mir diese Trennung ein Opfer gewesen wäre, was aber durchaus nicht der Fall war, da mir seine Liebe, so zart sie sich auch äusserte, doch eher lästig fiel.

Zu dieser Zeit war der Architect, Herr Bruyeant, aus Condé, wo er seine Arbeit vollendet hatte, nach Varennes gekommen, um mit meinem Vater den Bau der projectierten Hermitage im Parke zu besprechen. Er war uns schon früher bei manchem Baue treuer Ratgeber gewesen, und wir kannten ihn als einen sehr gutmütigen, taktvollen und munteren Gesellschafter, der auch gern an den Jagdvergnügen unserer Herren teilnahm. Ich erwähne ihn, weil er, wie ihr euch erinnern werdet, im Momente unserer Flucht nach Deutschland unser Begleiter bis Châlons wurde.

Mit grossen Opfern hatte es mein Vater zu erreichen gewusst, dass sein Sohn vom Kriegsdienste unter Napoleon befreit blieb; es scheint fast unbegreiflich, dass ihm dies gelang. Nach der Rückkehr des Königs Ludwig XVIII. trat mein Bruder jedoch sofort als Garde du corps in die Armee ein. Seit der Abreise von Henri de Belsunce, war ich daher allein mit meinem Vater geblieben und, da er sich durchaus nicht gern vereinsamt wusste, fühlte ich mich als seine Gesellschafterin von wahrem Nutzen für ihn. Adèle schrieb mir fleissig von Paris aus. Die politischen Nachrichten lauteten aber immer trüber, und besonders beängstigend wurden die vielen Verschwörungen, deren immer neue entdeckt wurden.

Eines Tages erhielt mein Vater die Einberufung als Mitglied des Conseil départemental, welcher sich im Augenblicke der Gefahr im Cheflieu versammelte. Es hatte sich nämlich die Nachricht bestätigt, dass

Napoleon Elba verlassen habe und auf französischem Boden gelandet sei, wo sich bereits eine Anzahl Truppen um ihn schare.

Papa billigte meinen Entschluss, mich während seiner Abwesenheit zu den Causans nach Paris zu begeben, um nicht allein auf dem Lande zu sein, wenn die Dinge, was zu befürchten stand, eine bedenkliche Wendung nehmen sollten. Ich traf also gleich meine Vorbereitungen für diese kleine Reise. Napoleon betrieb jedoch alles mit solcher Eile, dass ich schon Tags darauf erfuhr, er habe bereits mehr, als den halben Weg nach Paris zurückgelegt, und dass sich daselbst eine grosse Bewegung zu seinen Gunsten vorbereite, gegen welche sich die Royalisten zur Verteidigung anschickten. Diese Nachricht machte mich in meinem Vorhaben wankend, und ich fasste den Entschluss, mich auf unbestimmte Zeit aus Frankreich zu entfernen und zu meiner Schwiegermutter zu eilen. Ich wurde darin noch bestärkt durch einen neuerlichen Brief, worin mir Adèle schrieb, dass sie bereits einpacke, um mit ihrem Mann nach England abzureisen, bis sich die Sachlage klären würde.

IV. Kapitel.

Eisenach und die Einquartierung zu Stedten.

Alsbald schickte ich einen Boten zum Souspréfecten nach Château Thiery, um für mich und die Meinen einen Pass nach Deutschland, speciell Eisenach, zu erhalten. Er wurde mir jedoch nicht ausgefolgt. Nichtsdestoweniger betrieb ich eiligst meine Reisevorbereitungen, liess einpacken und den grossen Wagen in gehörigen Stand setzen, um darin mit starken Wirtschaftspferden bis Châlons zu fahren. Ich wusste, dass der dortige Präfekt ein Bekannter meines Vaters war, von dem ich hoffen konnte, einen Pass ins Ausland zu erhalten. Zur grössern Sicherheit liess ich mir aber auch einen Pass bis Châlons ausstellen, musste jedoch, um ihn zu erhalten, selbst bei der Munizipalität erscheinen. Den guten alten Bruyeant, der zu seiner verheirateten Tochter nach Epinal heimzukehren wünschte, nahm ich mit mir. Es diente mir auch zugleich als Beruhigung, nicht ohne männlichen Schutz meine Reise anzutreten.

Ich liess Varennes für den Augenblick ganz verwaist zurück unter der Obhut des bewährten Lajeunesse und der Haushälterin Madame Fontaine, welche beiden

sich meistens feindlich gegenüber standen. Den verlässlichen Diener Chaumont sowie auch den Kutscher hatte ich mitgenommen. Meinen Vater benachrichtigte ich brieflich von all diesen durch die unerwarteten Umstände veranlassten Massregeln. —

So fuhren wir denn ganz traurig nach Châlons. Schon unterwegs konnte man revolutionäre Bewegungen bemerken, noch deutlicher aber in Châlons selbst. Im Gasthote, wo ich abstieg, gab man mir ein Zimmer, das an ein anderes stiess, in welchem mehrere Offiziere zusammen speisten und ihre Ansichten so laut aussprachen, dass ich ihre Reden im Nebenzimmer hören musste. Ich zögerte nicht, mich in Begleitung des Herrn Bruyeant zum Präfekten zu begeben, dem ich zuerst melden liess, dass ich, die Tochter des Grafen du Roux de Bueil, in einer dringenden Angelegenheit mit ihm einige Worte zu sprechen hätte. Er kam mir wohl sehr freundlich entgegen, als ich ihm aber auseinandergesetzt hatte, wie notwendig es in meiner Lage wäre, einen Pass über die Landesgrenze zu erhalten, bedauerte er, meinem Wunsche nicht nachkommen zu können, indem die Verwirrung des Augenblickes seine Thätigkeit in dieser Hinsicht lähme.

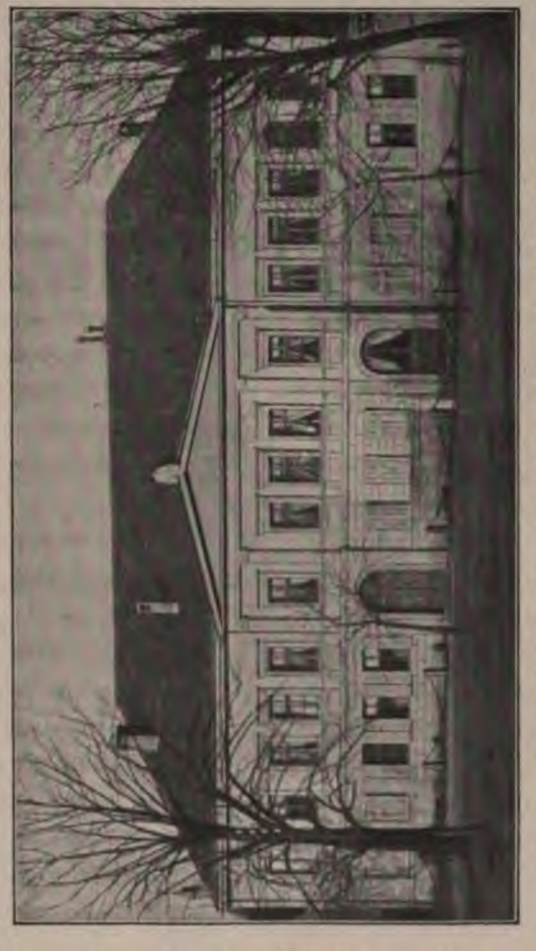
Er gab mir den Rat, meinen Wagen zurückzuschicken und die Diligence zur Reise bis über die Grenze zu benutzen, wo man mir dann gewiss keine Schwierigkeiten machen würde. Da unsere Wege nun auseinandergingen, verabschiedete ich mich vom guten alten Herrn Bruyeant und bestieg, zum erstenmal in

meinem Leben, mit meinen Kindern und einer Dienerin einen öffentlichen Wagen. Ich muss gestehen, dass mich dies sehr unangenehm berührte, aber ich fand zum Glück eine anständige Reisegesellschaft und hatte in der That nicht den geringsten Anstand auf der Grenze. Meinen ferneren Weg setzte ich in einem Mietwagen bis Eisenach fort.

Dort angekommen, verliess ich schon eine kleine Strecke vor dem Hause meiner Schwiegermutter das Gefährt, um sie durch mein und meiner Kinder plötzliches Erscheinen zu überraschen, was mir auch vollkommen gelang. Sie sass, wie gewöhnlich, an ihrem Schreibtisch, als wir bei ihr eintraten, und konnte sich nicht genug über uns verwundern und erfreuen. Nachdem ihr die von ihr halberratene Ursache unserer so unerwarteten Ankunft auseinandergesetzt worden, ging es an ein Fragen und Antworten ohne Ende. Juliette und Fräulein von Panhuis waren ebenfalls zu Hause und zeigten sich gleichermassen freudig überrascht, mich so unverhofft wiederzusehen und ausser Alexander nun auch Clotilde kennen zu lernen. Es schien mir bei dem unerwarteten Sturm der Zeit, der mich so plötzlich ergriffen hatte, sehr beruhigend und wohlthuend, mich wieder im bekannten freundlichen und heimlichen Asyl, im Elternhause meines unvergesslichen Emil zu befinden. Wir bewohnten, wie immer, das Erdgeschoss und blieben mehrere Monate bei der gütigen Mama.

Hier ist wohl der Platz, eine Begebenheit zu er-

wähnen, die mir hauptsächlich dadurch klar gegenwärtig geblieben ist, dass sie manch bewegten Auftritt



Das Bechtolsheimsche Kanzlerhaus in Eisenach.

zwischen mir und meiner Schwiegermutter veranlasste.

Schon im Jahre 1814 hatte ich bei einer Soirée, die Letztere gab, den damaligen Regierungsrat von Gersdorf, welcher bald darauf Minister wurde, kennen gelernt und mich mit ihm und noch einigen anderen Herren, worunter sich auch der nachmalige Kanzler Gerstenberg befand, lebhaft über manch interessanten Gegenstand unterhalten, doch war mir kaum etwas, weder von den Gesprächen, noch von den Sprechenden in Erinnerung geblieben. Ihrerseits war dem aber nicht so. Es mochte mein, durch stille Zurückgezogenheit und eifrige, ernste Lektüre ausgebildeter Geist im Fluss der Rede sich wohl besonders vorteilhaft gezeigt haben, denn die beiden genannten Herren waren ganz entzückt von mir und meinen Vorzügen, welcher Eindruck wahrscheinlich auch durch meine Natürlichkeit hervorgebracht wurde; es lag gewiss nicht in meiner Absicht, dass ich ihnen gefallen wollte, und dennoch wurde der sehr lebhafte Herr von Gersdorf von heftiger Leidenschaft für mich erfasst, ohne dass ich, Gottlob, etwas davon merkte. Als wir nun abermals in Eisenach zusammentrafen, dauerte es keine vierzehn Tage, dass er schriftlich bei meiner Schwiegermutter um meine Hand anhielt. Ich bat sie, ihm meinen ganz bestimmten Entschluss, ja die obwaltende Unmöglichkeit, je wieder zu heiraten, kund zu thun. Sie beauftragte seinen innigen Freund, Herrn von Mathesius, ihm meine verneinende Antwort mit aller Schonung und den Tröstungen der Freundschaft zu übermitteln. Nichtsdestoweniger traf es sein Herz

aufs schmerzlichste, und er war eine Zeitlang wie von Sinnen. Er schrieb meiner Schwiegermutter, um seinem Herzen Luft zu machen und seine brennende Qual auszudrücken, er schrieb auch mir und sandte mir ein schwärmerisch schönes Gedicht. Ich wollte aber auf keinen Fall selbst seinen Brief beantworten und bat Mama, es statt meiner zu thun. Diese jedoch trat da, zu meiner grossen Enttäuschung, auf einmal als Mittlerin auf; sein übermässiger Schmerz und seine Schwermut schienen ihr überwältigend, und sie dachte, ich würde endlich doch noch, wenn auch nur aus Mitleid, mich bewegen lassen, meinen Sinn zu ändern. Nicht wenig war ich empört und gegen Mama aufgebracht, als sie anfing, von den Vorteilen zu reden, die nicht nur für mich, sondern selbst auch für meine Kinder aus dieser Heirat erwachsen könnten. Sie fand dieselbe in pekuniärer Hinsicht annehmbar und betonte die glänzende Laufbahn, die Herrn von Gersdorf bevorstände. Ich setzte ihr auseinander, dass mir schon der Gedanke an eine zweite Ehe unerträglich sei und es mir ein Glück schiene, dass ich diese Vorteile nicht herausfinden könne. Sobald ich eine zweite Verbindung einginge, könnte ich nicht mehr meine Kinder nach meiner Einsicht, meinem Ziele und somit nach den Eingebungen meines Mutterherzens leiten und erziehen. Würden nun gar Kinder aus einer zweiten Ehe geboren, so hörten meine jetzigen Lieben auf, das Centrum aller meiner Sorgfalt zu sein, uneingedenk aller Unannehmlichkeiten und

Zurücksetzungen, denen selten von Seiten eines, wenn auch noch so edeldenkenden Stiefvaters, der eigene Kinder hat, vorzubeugen ist. Was das Pekuniäre beträfe, fand ich, meine Kinder hätten ja gar keine Ansprüche an das Vermögen meines zweiten Gatten zu machen, während das meinige für sie verkürzt würde, wenn sie es vielleicht mit Halbgeschwistern würden teilen müssen.

Dies alles lag so klar vor mir, dass, wenn ich selbst keine so treue Liebe für meinen verewigten Gatten empfunden hätte, schon die Abneigung eine neue Ehe einzugehen, hinreichend gewesen wäre, mich hiervon abzuhalten. Manche Freunde, welche die Vorteile erwogen, die mir eine solche Stütze auf meiner Lebensbahn in so jungen Jahren bieten würde, wollten dies nicht einsehen, was mich umsomehr ärgerte, als ich gar kein Bedürfnis nach irgend einer Stütze fühlte und in der Aufgabe, die Erziehung meiner Kinder bestmöglich zu leiten, meinen einzigen Lebenszweck sah. Der glückliche Erfolg hat mehr als hinlänglich dieses mein Vorgefühl und mein nachmaliges festes Vertrauen in die Hilfe Gottes gerechtfertigt. — Ihm sei Preis und Dank dafür!

Herr von Gersdorf, durch manchen seiner Freunde in der Voraussetzung bestärkt, dass ich mit der Zeit, durch seine Beständigkeit und Treue gerührt, die so bestimmt gegebene abschlägige Antwort doch noch zurücknehmen würde, und auf die Hilfe meiner Schwiegermutter vertrauend, richtete noch viele Briefe an sie. Er schrieb

auch mir noch einmal, und wieder erhielt ich schöne Verse von ihm, aber ich blieb dabei, ihm nicht selbst zu antworten. Es war ihm sehr peinvoll, keine Zeile von meiner Hand zu erhalten, und er schwärmte so in seiner unglücklichen Liebe, dass er sich etwas von mir als Andenken, oder, wie er sagte, Reliquie ausbat. Dies schlug ich zwar meiner Schwiegermutter rund ab, allein sie bestürmte mich so sehr, dass ich endlich, sehr wider meinen Willen, eine kleine Perlen-Schnur, die ich manchmal getragen, hergeben musste. Das erinnerte mich an eine Äusserung, die Emil einmal scherzweise seiner Mutter gegenüber gethan hatte: wenn er eine Tochter hätte, so würde er sich hüten, sie ihr anzuvertrauen wegen ihrer allzu idealen und schwärmerischen Geistesrichtung. Bei ihrem, allem Edlen, Guten und Schönen zugewandten Charakter war dies gewiss ein seltsames Benehmen gegen die Witwe ihres eigenen Sohnes, und nur dadurch zu erklären, dass sie überzeugt war, ich würde mich später dennoch zu dieser Heirat entschliessen. Für mich gestaltete sich diese Episode meines Lebens höchst peinlich, denn immer verneinend diesen liebevollsten und leidenschaftlichsten Beweisen grosser Zuneigung gegenüberzustehen und immer befürchten zu müssen, dass mein nur gewöhnlich freundliches Benehmen für mehr gehalten werden möchte und Hoffnungen erwecken könnte, welche um jeden Preis vermieden werden sollten, das wurde mir wirklich unerträglich. Dazu kam noch, dass ich das Unglück hatte, auch anderen Neigung ein-

zuflössen, was, obwohl es mir lästig fiel, dennoch die Eifersucht des armen Gersdorf erweckte. Bis dahin war in meinen Witwenjahren noch nichts Derartiges vorgekommen, allein es fanden sich von diesem Zeitpunkte ab viele, die sich teils nur in bescheidener Ferne um mich bewarben, teils deutlicher mir Gefühle zu verstehen gaben, die ich jedoch weder erwiedern, noch auf irgend eine Weise bestärken wollte.

Um dergleichen Belästigungen aus dem Wege zu gehen, unterbrach ich meinen Aufenthalt in Eisenach mehrere Male und begab mich nach Stedten, wo ich immer eines freundlichen Empfanges sicher war.

Ich muss noch auf Einiges zurückkommen, das sich zu Stedten während des Durchzuges der Truppen begeben hatte. Es sind dies einzelne Beweise von der hochherzigen Menschenfreundlichkeit, die stets einen Hauptzug des Charakters unserer lieben, verehrten Tante Amélie bildete. Der zur Zeit der Napoleonischen Kriege unausgesetzten Truppendurchzüge halber glich das Schloss einer grossen Herberge, deren Gäste kommen und gehen, ohne eine Spur zu hinterlassen, wie bunte Nebelbilder, welche über eine Leinwand dahinstreifen.

Da nicht nur die Spitäler, sondern auch alle Häuser der ganzen Gegend von Typhus-Kranken überschwemmt waren, so galt es ein vorbeugendes Mittel gegen diese Krankheit zu gebrauchen, was wir, die Erwachsenen sowohl als auch die Kinder, gewissenhaft thaten: nämlich des Morgens ein Stück Schwarzbrot, mit Kümmel

bestreut, und darauf ein Glas Wein zu geniessen. Wenn es wirklich von Wirksamkeit war, so bewährte es sich, als drei Offiziere auf mehrere Tage einquartiert wurden und einer derselben, Major von Polchinsky, in Stedten so an Typhus erkrankte, dass er das Bett nicht verlassen konnte. Wie es damals noch meistens der Fall war, wurde das Leiden nicht gleich erkannt. Als aber der Arzt den Regiments-Adjutanten später vom wahren Sachverhalt in Kenntnis setzte, eilte Letzterer sogleich zu Gräfin Keller, um es ihr zu melden mit dem Bemerken, dass am folgenden Tage Mittel und Wege geschafft würden, um den Kranken mit thunlichster Vorsicht in das Lazarett nach Erfurt zu transportieren. Sie erkundigte sich genau nach dem Zustande des armen Majors und als sie erfuhr, dass er sehr geschwächt daniederliege, wollte sie von dessen Transport bei Winterszeit nichts hören, da sie glaubte, der Offizier, der Familienvater war, könne dadurch in ernstliche Lebensgefahr geraten. Nachdem sie sich mit uns besprochen hatte, wurde beschlossen, dass Polchinsky in seinem Zimmer verbleibe, aber alle Verbindungen zu den Eingängen in unsere Wohnräume abgesperrt würden, und nur die in die entgegengesetzte Richtung mündenden Thüren benützt werden sollten. Die Geräumigkeit des Schlosses machte dies leicht ausführbar. Indem sie ein solches Werk der Nächstenliebe an einem gänzlich Unbekannten ausübte, mochte sie wohl an ihre im Felde stehenden Söhne gedacht haben und ihnen in einem ähnlichen Falle die gleiche Behandlung wünschen.

Später kam auch ein Major Colani mit Frau und zahlreicher Familie nach Schloss Stedten ins Quartier. Dieser Schwarm war der gütigen Hausfrau wohl nicht sehr angenehm, da sich aber Colanis Gattin in gesegneten Umständen und nahe ihrer Niederkunft befand, behielt sie dennoch ihn und die Seinen für längere Zeit im Hause, ohne auf ihre schnelle Übersiedlung nach Erfurt zu dringen. Die gute Tante berücksichtigte eben deren allem Anscheine nach dürftige Lage; ja, sie erlaubte sogar, dass Frau Colani ihr Wochenbett unter ihrem Dache abmache und pflegte sie selbst in wahrhaft mütterlicher Weise.

Unter den vielen Russen, die entweder nach Frankreich zogen oder von dort zurückkehrten, befand sich auch Vetter Theodor Keller, der älteste Sohn von Tante Amélie, der in Russland diente und seit zwei Jahren mit Sophie, geborner Gräfin von der Borch, vermählt war. Diese kam ihrem Gatten nach Stedten nach und blieb eine geraume Zeit dort, während ihn sein Dienst fern hielt. Gerade damals weilte jedoch die gute Tante in der Ferne, indem sie zu Stuttgart ihre Schwägerin während deren Wochen pflegte. Sie befand sich dadurch auch dem Kriegsschauplatze näher, wo sie drei Söhne in beständiger Gefahr wusste. Wie sie mir später sagte, fühlte sie, die von Natur aus sehr ängstlich war, sich oft durch diesen Gedanken bedrückt und nur ihr felsenfestes Vertrauen auf Gottes Güte und Allmacht bewirkte es, dass ihr eine glaubens- und hoffnungsvolle Fassung zu teil wurde.

Zu dieser Zeit ging ihr auch der sehnliche Wunsch in Erfüllung, die Bekanntschaft der berühmten Frau von Krüdener,*) der merkwürdigen Freundin Kaiser Alexanders, zu machen. Dieselbe widmete sich nach einer sehr bewegten Jugend, ganz der Frömmigkeit und glaubte an ihre Mission, den Beherrscher Russlands beeinflussen zu müssen. Zufällig meldete sie sich bei

*) „Barbara Julianne von Krüdener, geborene von Vietinghoff, religiöse Schwärmerin, geboren 21. November 1764 zu Riga, gestorben 25. Dezember 1824 in Karasubazar in der Krim; wurde zu Paris erzogen und achtzehn Jahre alt, gegen ihre Neigung, an den Freiherrn von Krüdener verheiratet, der als russischer Gesandter 1785 nach Venedig, 1786 nach Kopenhagen, ferner nach Berlin, Leipzig, Süddeutschland, Schweiz und 1800 nach Berlin ging. Nach dem Tode desselben 1802, zog sie nach Paris, wo ihr Roman „Valérie" (Par. 1804, zwei Bände, neue Auflage 1878) erschien, der in der vornehmen Pariser Welt Aufsehen erregte. Übersättigt von ihrem bisherigen leichtsinnigen Leben und mit herrnhutischen Kreisen in Berührung gekommen, wandte sie sich nun einem frommen Leben zu. In Karlsruhe schloss sie sich an Jung-Stilling an und kaufte ein Gut bei Bönnigheim in Württemberg; zog dann als Reisepredigerin umher und gründete mit dem Pfarrer Empaytaz Gebetsvereine. Kaiser Alexander I. verkehrte 1815 mit ihr in Heilbronn und Heidelberg; sie folgte ihm nach Paris und hatte ihn dort zum Zuhörer in ihren häuslichen Bet- und Bibelstunden. Im Oktober 1815 ging sie nach Basel, wo sie mit Spittler die „Baseler Traktatengesellschaft" gründete, aber bald ausgewiesen wurde. Dasselbe Schicksal traf sie in verschiedenen andern Orten Badens und der Schweiz und 1824 auch in Petersburg, worauf sie sich mit ihrer Tochter und deren Gatten in die Krim begab. — Litteratur: Eynard „Vie de Madame de Krüdener" (Par. 1849, 2 Bände); Capefigue „La Baronne de K. et l'empereur Alexandre I" (Par. 1866). „Frau von K. ein Zeitgemälde" (Bern 1868). Lacroix „Madame de K., ses lettres et ses ouvrages inédits (Par. 1880)." — Entnommen „Pierers Konversations-Lexikon" 8. Band 7. Aufl. pagina 883.

ihm in einem Momente, als er, der schon viel von ihr gehört hatte, den Wunsch hegte, sie zu sehen. Dies eigentümliche Zusammentreffen frappierte ihn derart, dass er sich wirklich in religiösen Dingen ihrer Leitung unterwarf. Meine Tante hatte bald diese seltene Frau sehr lieb gewonnen und durchaus nichts Fanatisches an ihr bemerkt, im Gegenteil war die Art und Weise, wie sie ihr Trost zusprach, überzeugend und wohlthuend. Als sie aber zwei Jahre später aus der Schweiz mit einem seltsamen und zahlreichen Zuge ganz in die Nähe von Stedten kam, fürchtete Tante Keller, dass sie sich mit ihrer Begleitung etwa bei ihr einquartieren möchte, und ging ihr aus dem Wege. Übrigens nahm diese merkwürdige Reise ein gutes, stilles Ende. Frau von Krüdener zog sich auf ihre Güter in Livland zurück, lebte dort in wohlthätiger Wirksamkeit für Arme und Kranke, und soll sie zuletzt ihr so lebendiger, fast wunderwirkender Glauben der katholischen Kirche zugeführt haben.

Um wieder auf mich und meine Erlebnisse zurückzukommen, muss ich erwähnen, dass ich mich bei den verschiedenen Anlässen, die mich von Zeit zu Zeit nach Gotha führten, stets freute, dort liebe Bekannte, worunter sich auch viele geistreiche Männer befanden, wiederzusehen. Ich erneuerte die alte Freundschaft mit dem Hofrate Jakobs, welche aus meinen ersten Jugendjahren stammte, ferner jene mit dem geistvollen Göchhausen, dem Freunde und Waffengefährten meines Mannes, sowie die mit den Herren von Schlot-

heim und von Lichtenau; der Letztere wurde später Minister von Sachsen. Damals besorgte er die Sternwarte bei Gotha und that sich nicht nur als Astronom, sondern auch während der stürmischen Kriegszeit als Quasi-Kundschafter sehr hervor. Letzteres Fach mehr als Dilettant betreibend, gereichte es ihm zur Befriedigung, viel hin und her zu reisen und Nachrichten aus Preussen zu bringen, die wir, als die Armeen uns von diesem Reiche trennten, sonst nicht erhalten hätten. — Ich las „Rosaliens Nachlass“ von Jakobs und fand dies Werk damals noch nicht so seicht, als es mir später erschien; dann versorgte mich dieser liebenswürdige Autor auch mit ernsterer Lectüre und die teils religiösen, teils philosophischen Unterredungen, welche dadurch veranlasst wurden, führte ich, um ungestört zu bleiben, manchesmal in der herzoglichen Bibliothek, der er vorstand. Er gab mir auch den Jacobi zu lesen, der mich durch seinen innig gläubigen Sinn anzog; ich freute mich, dass dieser Philosoph bestimmt den „persönlichen“ Gott annahm, im Gegensatze zum Pantheïsmus eines Spinoza und Goethe.

V. Kapitel.

Wieder bei Hof.

Gegen Ende des Jahres 1815 war ich einer oft wiederholten freundlichen Einladung der in Kitscher wohnenden Familie Keller folgend, dahin abgereist, weil sich mir die sehr passende Gelegenheit bot, den Weg bis Leipzig in Gesellschaft von Tante Amélie zurückzulegen. Diese hatte in Berlin zu thun und glaubte etwa sechs Wochen dort zu bleiben, doch vergingen zwei Monate, ehe sie mich abholen kam. Ich wurde von den Verwandten in Kitscher mit der grössten Liebe und Zuvorkommenheit aufgenommen und fühlte mich sehr wohl in dem dortigen angenehmen Familienkreise. Noch vor unserer Rückreise erhielt ich einen Brief von meiner treuen Freundin Caroline von Studnitz-Dalwigk. Sie teilte mir darin mit, dass eine unserer beiderseitigen Bekannten, Frau von Dörnberg, ihr geschrieben habe, sie hätte seitens der Erbgrossherzogin von Mecklenburg, geborenen Prinzessin von Weimar, den Antrag erhalten, Obersthofmeisterin ihrer Stieftochter, Prinzessin Marie, zu werden, doch sich hierfür nicht geeignet gefunden und daher refüsiert. Auf eine weitere Anfrage hin, ob sie nicht

eine Dame vorzuschlagen wüsste, die für diesen Vertrauensposten geeignet wäre, habe sie mich genannt. Infolge des unerwarteten Todes der Erbgrossherzogin sei die Sache unerledigt geblieben, müsse aber jedenfalls wieder zur Sprache kommen. Nun fragte mich Caroline, ob es meine Absicht sein könnte, diese Stelle anzunehmen und ob ich nichts dawider hätte, wenn diesbezügliches eingeleitet würde. Nach reiflicher Überlegung hatte ich erwogen, dass eine solche Position in meiner Lage als junge Witwe, mir wohl einen in manchen Dingen erwünschten Schutz gewähren würde, jedoch andererseits war ich froh, mich durch Mutterpflichten gebunden zu fühlen. Mein Entschluss, Alexander in eine Erziehungsanstalt zu geben, war wohl längst gefasst, doch wollte ich ihn auch dann in meiner Nähe behalten und mich jedenfalls nicht von meinem Töchterchen trennen. In diesem Sinne schrieb ich an Caroline und bat sie, nichts in dieser Sache zu unternehmen. Sollte mir aber die Stelle ohne mein Zuthun angeboten werden, so würde mir schon Gott den einzuschlagenden Weg zeigen.

Um allen Erörterungen in dieser Angelegenheit, die mir nun als abgethan galt, zu entgehen, sprach ich mit niemandem darüber, weder mit Tante Amélie, noch mit meiner Schwiegermutter, die einige Zeit bei uns in Stedten zubrachte. Etwa einen Monat später kam der Erbgrossherzog mit seiner Tochter zu sechswöchentlichem Aufenthalte nach Weimar, und als diese Zeit abgelaufen war, ohne dass ich etwas vernahm, das

auf mich Bezug gehabt hätte, erzählte ich endlich meinen Lieben in Stedten, welche Wendung mein Schicksal hätte nehmen können. Sie schienen sehr verwundert über diese verspätete Mitteilung. Am folgenden Tage kam Mama mit geheimnisvoller Miene, um mir mit verlegenem Lächeln zu sagen, das sie es nicht über das Herz habe bringen können, zu unterlassen, an die Grossherzogin von Weimar in Angelegenheit der Wahl einer Oberhofmeisterin ihrer Stiefenkelin zu schreiben, für welchen Wirkungskreis sie mich so ganz für geeignet befände. Ich war über dies Beginnen meiner Schwiegermutter wie aus den Wolken gefallen und wusste nicht, ob ich mich ärgern oder schämen sollte, als sie mir gestand, welch schönes Bild sie der Grossherzogin von mir entworfen habe. Einige Tage darauf erhielt sie einen Brief vom Erbgrossherzog, worin er sie bat, mit mir, ohne dass ich wissen möge, weshalb, auf einige Tage nach Weimar zu kommen. Als Vorwand zu dieser Reise könne sie ja die Konzerte gelten lassen, die der berühmte Sänger Brizzi gerade damals zu Weimar gab. — Weder die Grossherzogin noch ihr Schwiegersohn wussten nämlich, dass mich Mama von ihrem Schritte bereits unterrichtet hatte.

Wenige Tage nach Empfang des Briefes begaben wir uns auf den Weg nach Weimar, wo wir auf das freundlichste empfangen und gleich zur Hoftafel geladen wurden. Tags darauf liess sich der Erbgrossherzog bei meiner Schwiegermutter anmelden, und die Be-

sprechungen begannen. Er fand zwar, dass ich neben seiner Tochter, die, obgleich erst dreizehn Jahre alt, doch schon eine grosse stattliche Figur hatte, etwas jung zu einer so imponierenden Stellung erschiene, indessen sähe man doch an meinem ganzen Wesen meine dazu gehörige Reife, und er zweifle nicht, dass ich ganz hierfür passen würde. Die Grossherzogin, die mir schon von meiner ersten Jugend an viel Interesse bewiesen hatte, war sehr für diese Idee eingenommen, und der Erbgrossherzog liess meine Bedenken nicht gelten und äusserte sich, dass meine Kinder kein Hindernis sein könnten, denn er fände es ebenso natürlich, als lobenswert, dass ich mich nicht von ihnen trennen wolle. Beinahe eine Woche blieben wir in Weimar und wurden sowohl von unseren Bekannten am Hofe, als auch durch die Fürstlichkeiten selbst vielfach ausgezeichnet. In einigen kleinen Abendgesellschaften lernte ich Prinzessin Marie und ihre Gouvernante, Mademoiselle Salomon, kennen. Die Prinzessin war für die Welt zwar noch wenig gebildet, zeigte sich aber dennoch sehr freundlich gegen mich und andere; auch die geistvolle Mademoiselle Salomon machte mir einen angenehmen Eindruck. Nach Stedten zurückgekehrt, wurde natürlich viel über meine nächste Zukunft gesprochen, und ich beschloss, bald nach Frankreich abzureisen, wohin ich auch die Kinder und meine unglückliche Dienerin Aimée, bei welcher sich öfter Spuren von Geistesgestörtheit zeigten, mitnehmen wollte. Ich leugne nicht, dass mir der Gedanke, sowohl meine eigene, als

auch die Familie Emils zu verlassen und in eine Stellung zu treten, wo mir alles fast unbekannt war, etwas peinlich gewesen. Doch folgender Brief, der bald darauf, als Einlage in ein Schreiben an meine Schwiegermutter, anlangte, machte jede Umkehr unmöglich.

Weimar, ce 11. April 1816.

Madame!*)

J'éprouve une vive satisfaction de me voir autorisé à Vous offrir l'hommage de ma sincère reconnaissance,

---

*) Deutsche Übersetzung: Weimar, den 11. April 1816. Madame! Ich empfinde lebhafte Freude, Ihnen meinen tiefgefühltesten Dank ausdrücken zu dürfen für Ihre gütige Einwilligung in den Vorschlag, den Ihre Frau Schwiegermutter die Freundlichkeit hatte, Ihnen in meinem Namen zu machen. Durch diese Bereiterklärung betreffs Übernahme der Erziehung meiner Kinder, gaben Sie mir den schmeichelhaften Beweis Ihrer Güte und zugleich den besten Trost, der mir in meiner traurigen Lage zuteil werden konnte. Möchten Sie doch von meiner grössten Dankbarkeit überzeugt sein, Madame, sowie von meinem Bestreben, soweit es von mir abhängt, stets zu Ihrem Glücke beizutragen, um Sie würdig für das Opfer zu entschädigen, welches Sie sich dadurch auferlegten, dass Sie sich von Ihren lieben Verwandten trennten, um meiner Familie Schicksal zu teilen. Den Monat Juni mit wirklicher Ungeduld herbeisehnend, werde ich des Tages Ihrer Ankunft stets als eines meiner glücklichsten gedenken.

Meine Kinder empfehle ich schon im Vorhinein und wärmstens Ihrer Güte.

Niemand wird mit mehr Dankbarkeit und Hochachtung, als ich, Madame, sich zeichnen als

Ihr unterthänigster und gehorsamster Diener
Friedrich Ludwig.

pour l'assentiment, que Vous avez bien voulu donner à la proposition, que Madame Votre bellemère a eu la complaisance de Vous faire de ma part. En consentant à donner Vos soins à l'éducation de mes enfants Vous m'accordez, Madame, une marque flatteuse de Vos bontés et la plus grande consolation, dont je sois susceptible dans la malheureuse position où je me trouve. Daignez vous persuader de ma plus vive reconnaissance, Madame, et de mon désir toujours constant de contribuer en tout ce, qui dépendra de moi, à Votre satisfaction, afin de pouvoir reconnaître le sacrifice, que Vous faites en Vous séparant de parents chéris pour suivre le sort de ma famille. Je vais au devant du mois de Juin avec une véritable impatience, et marquerai le jour de Votre arrivée chez nous comme un jour fort heureux pour moi.

Je recommande d'avance et bien instamment mes Enfants à Vos bontés.

On n'est pas avec plus de reconnaissance et de respect, que moi, Madame,

Votre très humble et très obéissant serviteur

Frédéric Louis.

Für diesen Brief drückte ich dem Erbgrossherzog meinen Dank aus: ich hoffte, es würde schon die Zukunft sein Vertrauen rechtfertigen, indem ich diese Stelle mit Zuversicht auf Gott anträte und ich bedauerte, nicht alsogleich nach Mecklenburg reisen zu können, da ich zuerst von meinem lieben Vater Ab-

schied nehmen und meine sämtlichen Geschäfte ordnen müsse.

Die Reise zu Papa machte ich mit Extrapost und nahm auch meinen deutschen Bedienten, Namens Klaproth, mit, welcher, seines Handwerks ein Friseur, sich sehr darauf freute, in Paris die freien Momente zur Vervollkommnung in dieser seiner Kunst benützen zu können. Von meinem französischen Kammermädchen Aimée, von welchem ich schrieb, ich wollte sie mitnehmen, hätte ich richtiger gesagt, ich musste es thun, denn sie war entrüstet über meinen Vorschlag, sie bei einer erprobten Vertrauensperson, die gut französisch sprach, unterzubringen, und lehnte ihn mit grösstem Widerwillen ab.

Auf der Reise bereitete sie mir manche Verlegenheit. So, als sie mich mit Vehemenz in einem Gasthofe, wo wir uns aufhielten, beschuldigte, ich hätte Leuten, mit denen ich überhaupt nicht gesprochen, ihre ganze Lebensgeschichte erzählt. Ein anderesmal, als wir den Wagen verliessen, um einen Berg zu Fuss hinanzusteigen, setzte sie sich auf einen Stein und wollte nicht vorwärts, bis ich sie durch den Bedienten am Arme fassen liess; dann erst bequemte sie sich wieder zum Einsteigen. Von diesem Moment an wurde sie ruhig, bis wir in Varennes ankamen. Dort vereitelte sie alle Versuche, sie zu ihrer Mutter nach Château Thierry zu bringen, obgleich sie ihre Familie ausserordentlich liebte. Sie erriet mit der den Irren eignen Schlauheit die beabsichtigten Fallen, die man ihr

stellte, und trotzdem ich mit ihr nie über die Möglichkeit einer Trennung sprach, hatte sie dieselbe stets vor Augen. Schliesslich wurde mir dieser wohl nicht unbegründete Argwohn schon allzu störend, denn sie blickte mir über die Schulter, wenn ich schrieb, und lauschte besorgt an allen Thüren, kurz, sie benahm sich so, als hätte sie das Schlimmste von uns zu befürchten. Mit grösster Schonung brachte ich ihr bei, dass ich anderweitig für sie sorgen wolle, sie mir aber nicht mehr nach Deutschland zurück folgen könne. Ich wollte ihr das volle Jahresgehalt geben und sie meiner Schwester empfehlen, die sie sehr lieb hatte. Trotz alledem erschwerte sie mir dadurch den Abschied sehr, dass sie mit fliegenden Haaren vor mich hinstürzte und, meine Kniee umklammernd, flehte, ich möge sie ja nicht von mir lassen.

Nur eine kurze Zeit konnte ich in Varennes zubringen, wo ich noch so Vieles mit meinem lieben Vater zu besprechen und zu ordnen hatte, dann begab ich mich zu meiner Schwester nach Paris. Die voraussichtlich lange Trennung traf uns beide recht schmerzlich. Wir nutzten unser Zusammensein so viel als möglich aus, ja, wir machten sogar die Besuche bei Freundinnen zusammen. Nur um die nötigen Einkäufe zu besorgen, leistete mir die gute Mademoiselle Marchais Gesellschaft, da Adèle ihren kleinen, neun Monate alten Henri nicht immer verlassen konnte. Manchmal ging ich auch mit meinen Kindern aus, welche die grosse Stadt sehr interessierte. Im Eifer dieser Beobachtungen

eilte Alexander mit seinem Schwesterchen einmal so weit voraus, dass ich beide schon fast aus den Augen verlor. Als ich ihn dann darüber zur Rede stellte, entschuldigte er sich mit der naiv-schlauen Antwort: „Il faut cependant, que je voie Paris.“

Die Abende brachte ich meistens in traulichem Gespräche mit meiner Schwester zu, doch gingen wir auch einigemale zu unserer lieben Amicie de la Motte Levayer. Einmal geriet ich ganz unvermutet in einen grossen Kreis von nähern Bekannten Amicies, welche den Abend bei ihr zubrachten. Darunter befanden sich auch Marquise de Rongé und Fürstin Bertha von Rohan, welche ich schon früher in Karlsbad kennen gelernt hatte. Die Gesellschaft sass um einen Tisch und spielte jeux d'esprit, woran teilzunehmen auch ich aufgefordert wurde. Herr von Rongé, der mir gegenüber sass, fragte, warum Georgine Fergusson, die ein besonderes Talent für diese Spiele besass, nicht anwesend sei. Amicie antwortete: „J'ai oublié, de lui faire dire, de venir.“ Ungeduldig erwiderte Rongé: „Fière bête!“ Durch diesen Ausruf befremdet, sagte ich Amicie ins Ohr: „Quel ton ce monsieur a avec vous!“ Lachend forderte sie mich auf, ich möchte doch mein Erstaunen über diese Äusserung der Fürstin Bertha Rohan, die mir zur Rechten sass, auf deutsch ausdrücken. Ich wollte dies natürlich nicht thun, da ich nicht begreifen konnte, warum sie es wünsche, aber sie bestand so lange darauf, bis ich es endlich that. Alsbald wendete sich der Marquis de Rongé lachend zu mir, um mir in

bestem Deutsch zu erklären, dass es ihm sehr leid thue, sich so anstössig benommen zu haben. Amicie setzte mir dann auseinander, dass sie von ihrer Kindheit an sich als Geschwister betrachteten, und alle lachten herzlich.

Auch einige kleine Soiréen besuchte ich bei Adèlens Tante, Marquise de Raigecourt, gebornen Causans, deren Gemahl, Pair von Frankreich, gleich ihr, sich von liebenswürdigem Umgang erwies. Ihre Töchter, Frau von Beuvier und Gräfin Lascase, waren unsere intimsten Freundinnen. Bei ihr lernte ich auch die Herzogin de La Rochefoucauld-Montmorency kennen sowie die liebenswürdigen Schwägerinnen meiner Schwester, Emilie und Joséfine de Causans.

Leider konnte ich mich dieser mir so anziehenden neuen Erscheinungen nur vorübergehend erfreuen, denn mein Vater und dessen Schwester Malherbe erwarteten schon mit Sehnsucht meine Rückkehr nach Varennes. Noch eine kurze Woche blieb ich dortselbst mit ihnen und meinem Bruder vereint, der aus seiner Garnison in Meaux nach Hause kam, um sich von mir zu verabschieden.

Mitte Mai begab ich mich dann wieder nach Deutschland zurück und blieb noch eine Zeit lang in Eisenach bei meiner Schwiegermutter und Juliette. Manche Freunde aus der Umgegend kamen noch herbei, mich zu begrüssen und mir Lebewohl zu sagen. Mit Mama hatte ich ausgemacht, dass Clotilde anfänglich noch auf kurze Zeit bei ihr zurückbleibe, ich aber trat mit Alexander

und meiner bewährten Kammerfrau Lüdritz die weite Reise nach dem Norden per Extrapost an.

In Kassel angekommen, bemerkte ich, dass ich meine Reisekasse in Eisenach vergessen hätte, es blieb mir also nichts Andres übrig, als eiligst eine Stafette abzusenden, die sie holen sollte. Meine Schwiegermutter hatte zum Glück mein Versehen bemerkt und gleichfalls eine Stafette mit dem Gelde abgeschickt; diese beiden trafen sich unterwegs und erkannten sich. So konnte ich am folgenden Tage meine Reise wieder fortsetzen, die durch das schönste Wetter begünstigt wurde. In einer Station, unweit der Elbe, hatte ich Mühe, Postpferde zu bekommen, es war dort eben Kirchweih, und schwere Wolken, die sich am Himmel gesammelt hatten, liessen ein Gewitter für die hereinbrechende Nacht befürchten. Kaum waren wir eine Zeit lang gefahren, brach auch schon ein furchtbares Unwetter los, doch konnten wir noch glücklich auf einer Fähre über die Elbe setzen.

Wie freute ich mich, als wir uns Ludwigslust näherten, dass nun bald die ermüdend lange Reise beendet sein würde! Am 18. Juni gegen Mittag kam ich endlich dort an, fuhr aber nicht direkt ins Schloss, sondern liess mich erst in einem Hotel absetzen, von wo aus ich dem Erbgrossherzog meine Ankunft zu melden befahl. Dieser suchte mich, als ich kaum noch Zeit gefunden hatte, mein Gabelfrühstück zu vollenden, persönlich auf und machte mir Vorwürfe, dass ich nicht gleich im Schlosse abgestiegen sei. Ich liess

darum auch sofort wieder meinen Reisewagen anspannen und traf dortselbst schon wenige Minuten nach ihm ein. Er führte mich sogleich in meine sehr hübschen Gemächer. Bald kam auch Prinzessin Marie mit ihrer Gouvernante herbei, mich zu bewillkommnen, und als ich mich, nachdem sie sich wieder entfernt hatte, eben etwas ausruhen wollte, besuchte mich noch Fräulein von der Tann, die bei der vor einem halben Jahre verstorbenen Erbgrossherzogin Hofdame gewesen. Wir hatten uns schon früher in Weimar kennen und lieben gelernt. Damals war sie mit Oberst von Both verlobt.

Während meine Kammerfrau die Koffer auspackte, gesellte sich Prinzessin Marie, deren Zimmer neben den meinigen lagen, zu ihr, um dieser reichlichen Beschäftigung mit kindlicher Neugier zu folgen. Inzwischen war die Essensstunde gekommen, und so führte sie mich gleich in den sogenannten Trompetersaal hinauf, wo die Kindertafel stattzuhaben pflegte, an der ich mit ihr, dem damals vierjährigen Prinzen Albert, ihrem Halbbruder, und den beiden Fräulein Schwestern von Salomon speisen sollte. Adrienne, die ältere, war Gouvernante bei meiner aimablen Prinzessin, und Nancy, die jüngere, hatte die Obsorge über die kleine Prinzessin Helene, die erst zwei und einhalb Jahre zählte. Nach dem Essen begaben wir uns zu dieser lieben Kleinen, die wohl währenddessen geschlafen haben mochte. — Der Erbgrossherzog gab uns das Geleite, da er seine Tochter mir selbst vor-

stellen wollte. Sie wusste schon um meine Ankunft und erwartete mit grösster Ungeduld mein Töchterchen, das sie bei mir vermeinte. Als ich in das Zimmer trat, rief sie sogleich: „Klein Mädchen, klein Mädchen!" Nachdem ich das ganz allerliebste Kind herzlichst geküsst hatte, vertröstete ich es damit, dass „klein Mädchen" bald nachkommen würde. Ohne regelmässige Züge zu besitzen, hatte sie schon damals den liebreizenden Ausdruck, den sie immer behielt. Ihre spätere schlanke, elegante Gestalt konnte man freilich bei dem rundlichen Kinde noch nicht voraussehen. — Wie seltsam verschlungen sind doch die Pfade des Lebens! Vermochte ich damals zu ahnen, dass dies schwache kleine Wesen einst Helene von Orléans, die starke Heldin und treue Freundin meiner späteren Lebensjahre, werden würde!

Des anderen Tages machte ich Professor Schuberts*) Bekanntschaft, der Prinzessin Marie in Geschichte, Geographie und deutscher Sprache Unterricht gab. Ich werde noch auf diesen biederen, verständigen

*) Gotth. Heinrich von Schubert, Naturphilosoph, geboren 1780 zu Hohenstein in Sachsen, erhielt seine Schulbildung zu Weimar, wo ihn Herder in sein Haus nahm. An der Universität Leipzig studierte er 1800 Theologie, in Jena machte er sich mit Schellings Naturphilosophie bekannt. 1809 wurde er nach Nürnberg berufen und weilte dortselbst bis 1816, in welchem Jahre er sich, der Bitte des Erbgrossherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, die Erziehung von dessen Kindern zu leiten, folgeleistend, nach Ludwigslust begab. Von dort ging er 1819 als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen. 1827 wurde er in München zum Geheimrat ernannt und in die Akademie auf-

und teilnehmenden Charakter zurückzukommen Gelegenheit haben Mit der Prinzessin besuchte ich die Oberhofmeisterin Frau von Lützow und das alte Fräulein von Bose, eine bewährte Freundin des grossherzoglichen Hofes, und Fräulein von der Tann machte mich mit den übrigen Damen von Ludwigslust bekannt, die sich mir alle sehr freundlich und entgegenkommend zeigten.

Nach etwa vierzehn Tagen begaben wir uns nach Doberan, wo die Prinzessin Seebäder gebrauchen sollte. Unsere sehr bescheidene Wohnung im Amtshause war hübsch gelegen, der protestantischen Kirche gegenüber und nahe dem Buchenberge, in dessen Waldungen wir sehr schöne Spaziergänge machen konnten. Wir fuhren jeden Morgen in das eine halbe Stunde entfernte Seebad, wo ich zum erstenmale den majestätischen Anblick des Meeres genoss. Den Grossherzog von Mecklenburg mit den Prinzen Gustav und Karl trafen wir am Meeresufer. Der Grossherzog lud uns sogleich zu einer Seefahrt auf seiner Yacht ein. Prinzessin Marie war darüber sehr erfreut und machte mich auf die Schönheit der See aufmerksam, welche violett und grün im Sonnenscheine funkelte. Am Anfange dieser Fahrt bewunderte ich den prächtigen

genommen. Er starb dortselbst den 1. Juli 1860. Unter seinen zahlreichen Schriften ist die bekannteste „Geschichte der Seele" (Stuttg. 1830, 2. Aufl. 1878). Über ihn schrieb Schneider „G. H. v. Schubert" (Bielefeld 1863).

Der Herausgeber.

Anblick, aber nicht lange konnte ich das schöne Wellenspiel betrachten, denn bald verspürte ich einen heftigen Schwindel — ich war seekrank! Dies Übelbefinden wurde stärker und stärker, bis ich endlich, alles vergessend, mich über Bord lehnen musste . . . Vermutlich lächelte der Grossherzog über mich, liess aber rasch nach dem Ufer steuern. Am Strande angelangt, fühlte ich mich bald wieder ganz wohl.

Den nächsten Tag fuhren wir nach dem sogenannten Heiligendamm, welcher ein Überrest aus der alten Druidenzeit war und daher auch diesen Namen führte. Die Damenbäder sind von den Herrenbädern getrennt, einesteils durch den Heiligendamm und andersteils durch einen weiten Platz, der vom grossen Kursaal, sowie von den Seitengebäuden umgeben ist, welche die warmen Bäder enthalten. Über den Letzteren befinden sich sehr gesuchte Wohnungen für kränkere Kurgäste.

Der vierwöchentliche Aufenthalt in Doberan hatte sich sehr angenehm für mich gestaltet. Ich konnte meinen Alexander um mich haben, und unser Kreis hatte sich erweitert durch die Anwesenheit des Fräuleins von Bose und der Miss Sims, einer gewesenen Vorleserin der verstorbenen Mutter von Prinzessin Marie. Auch Professor Schubert war uns mit Familie nachgekommen, um der Prinzessin Unterricht nicht zu unterbrechen.

Nach Ludwigslust zurückgekehrt, führten wir ein sehr einförmiges Leben. Sobald die Prinzessin des

Morgens mit Mademoiselle Adrienne de Salomon ihre Erbauungslektüre beendet hatte, begannen ihre Lehrstunden bei Professor Schubert oder der Religionsunterricht, den sie durch den Oberprediger in Gegenwart des Fräuleins von Salomon erhielt. Um ein Uhr pflegten wir zusammen ein Gabelfrühstück einzunehmen, wonach wir einen cirka einstündigen Spaziergang im grossen, schönen Parke machten. Dann zog sich jedes auf sein Zimmer zurück. Um die Essenszeit fanden wir uns, nach gemachter Toilette, im Trompetersaale wieder, der so hiess, weil eine Stunde später ein Trompeter auf dem Balkon dieses Saales ein zweimaliges Zeichen zur Grossherzoglichen Tafel gab. Nach Tisch wurde meistens die kleine Prinzessin Helene besucht und zwar bevor für ihre grosse Schwester der Unterricht im Französischen, Englischen und Zeichnen begann. Meistens mit mir machte letztere dann noch, je nach der Jahreszeit, eine Ausfahrt oder einen kleinen Spaziergang. Einen Teil des Abends lasen wir, nämlich die Prinzessin, Mademoiselle de Salomon und ich, französische litterarische Werke und später verfügten wir uns zum Erbgrossherzog zum Thee in seine Gemächer. Manchmal nahmen wir aber auch den Thee bei Fräulein von Bose oder bei der Ministersfrau von Plessen, mit welchen beiden wir auf sehr vertrautem Fusse standen.

Im Laufe des Winters wohnte die Prinzessin, so jung sie auch noch war, doch schon mehreren Hofbällen bei, aber sie blieb nicht bis zu deren Ende. Ihr Vater erwähnte mir gegenüber öfter mit Befriedigung ihre

Schönheit und gute Haltung und freute sich sichtlich, dass ihr ein schönes Ballkleid mit lila Glockenblumen geschmückt, welches er ihr von Paris hatte kommen lassen, auffallend gut stand. Ihre rötlichblonden Haare gefielen ihm besonders gut, und er war etwas erschrocken, als ich ihm von einem Kamme aus Blei erzählte, den ich mitgebracht hatte, um die rote Farbe ihrer Haare damit zu verändern, wie es mir geraten worden war. Ihre Erscheinung war bereits damals durch ihren blendend weissen Teint und ihre Schönheit auffallend, und sie fand stets nicht nur durch letztere, sondern auch ihrer Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit halber allgemeinen Beifall. Besser als dies alles schien mir jedoch ihre Gemütlichkeit und Herzensgüte gegen jeden, mit dem sie verkehrte, was sie auch zum Liebling ihres Vaters, ihres Grossvaters, ihrer Onkel und aller Mecklenburger machte.

VI. Kapitel.

Eine Hochzeit im Hause Mecklenburg und Todesfälle.

Im Frühjahr 1817 machte mir der Erbgrossherzog die Eröffnung, dass er gesonnen sei, sich seiner Kinder wegen wieder zu vermählen. Er teilte mir mit, dass seine liebe, verstorbene Gemahlin, ihren nahen Tod voraussehend, ihn um das Versprechen gebeten habe, nach ihrem Ableben sich um ihre Cousine, Auguste von Hessen-Homburg, zu bewerben. Sie sagte, der Gedanke, ihre Kinder würden eine zweite Mutter erhalten, von der sie wüsste, dass sie alle Eigenschaften besitze, um sie auf ihren Lebenswegen richtig zu leiten, wäre ein grosser Trost für sie beim Scheiden aus dieser Welt. Ihre Furcht, die auch der Erbgrossherzog teilte, bestand darin, dass, wenn die Prinzessinnen ohne vertraueneinflössende Stiefmutter blieben, ihre beiderseitigen Grossmütter sie für die Zeit ihrer Erziehung bei sich zu haben wünschen würden. Er fügte hinzu, es sei ihm also eine heilige Pflicht, diese ihre Bitte zu erfüllen und er würde bestimmt nach Homburg reisen, um die Prinzessin Auguste kennen zu lernen und sich mit ihr über diese Sache zu be-

sprechen. Zwar habe ihm Prinzessin Wilhelm von Preussen versichert, jene passe gar nicht zu ihm, weder in ihren Gewohnheiten noch in ihrem Äusseren und dem Alter nach, doch hielte ihn dies von seinem Vorhaben nicht ab. Sein Weg nach der Schweiz, woselbst er sich schon seit langem vorgenommen hatte, seinen sechzehnjährigen Sohn Paul, der sich dort studienhalber aufhielt, zu besuchen, führte ihn über Homburg, wo er ja auch einen kleinen Aufenthalt nehmen konnte. Der Zeitpunkt, an dem er dahin abreiste, ist mir nicht mehr erinnerlich, seine Rückkehr fand jedoch Ende Juli statt. Wir warteten sie ab, um nach Doberan reisen zu können.

Obwohl mir der Erbgrossherzog während seiner Abwesenheit öfter schrieb, hauptsächlich um Nachricht von seiner Tochter zu erhalten, mit der er übrigens auch im Briefwechsel stand, erfuhr ich erst nach seiner Heimkehr Näheres über diese Brautwerbung, da er es mir vertraulich mitteilte.

Bei seiner Ankunft in Homburg weihte er die Brüder der Prinzessin in sein Vorhaben ein. Diese sowohl, als auch deren Mutter, eine Schwester der Grossherzogin von Weimar, fanden besagtes Heiratsprojekt für Auguste sehr passend, da sie dieselbe mit allen Geistesvorzügen ausgestattet wussten, welche sie für die vorgeschlagene Stellung geeignet machen mussten. Sie versprachen, den alten Landgrafen darauf vorbereiten zu wollen, drückten aber zugleich die Vermutung aus, dass derselbe anderer Meinung

sein würde. Einesteils, weil er aus inniger Liebe sich nicht von ihr trennen könne, andernteils, weil sie ihm immer in seinen Regierungsangelegenheiten zur Seite stehe, und seine vorzüglichste Ratgeberin sei. Die Prinzessin hatte bisher alle Anträge zurückgewiesen. Ihre Brüder waren jedoch überzeugt, dass die Schwester, wenn die Eltern diese Heirat gewährten, deren Willen Folge leisten würde.

Zur Zeit des Todes ihrer Cousine, der Erbgrossherzogin Caroline von Mecklenburg, hatte Prinzessin Auguste eines Abends, nachdem sie zu Bette gegangen, eine Erscheinung der sogenannten „weissen Frau“, die sich den Mitgliedern der Hessen-Darmstädtschen Familie dann und wann zeigt. Wie mir die Prinzessin später selbst versicherte, verursachte ihr dies einen grossen Schrecken, zugleich aber hatte sie die Vorahnung, dass ihr damit ein künftiger Heiratsantrag angekündigt würde. Als sie von ihrer Schwester, der Prinzessin Wilhelm von Preussen, bald nachdem der Erbgrossherzog mit derselben über diese Angelegenheit gesprochen hatte, einen Brief erhielt, wollte sie denselben nicht öffnen, befürchtend, er berühre den von ihr geahnten Gegenstand, was auch wirklich der Fall war. Sie zeigte sich jedoch allen Heiratsplänen so abgeneigt, sowohl ihrer vierzig Jahre wegen, als der stillen Gewohnheiten ihres Lebens und des Bewusstseins halber, ihrem Vater fast unentbehrlich zu sein, dass sie der Schwester ablehnend antwortete. Wenige Tage vor seiner Abreise von Ludwigslust wurde dies

durch Prinzessin Wilhelm dem Erbgrossherzog mitgeteilt, welcher sich jedoch in seinem Vorhaben, die Reise über Homburg zu unternehmen, nicht wankend machen liess. Die Brüder der Prinzessin fande sien in dieser ablehnenden Stimmung, als sie mit ihr den Antrag des Erbgrossherzogs zuerst besprachen und sie dafür zu gewinnen suchten. Sie war so fest überzeugt, dass ihr Vater dagegen sein würde, dass sie nichts hindern wollte, was auch ihre Brüder bei ihm vorbringen möchten.

Wie mir der Erbgrossherzog später mitteilte, hatte er mit ihr, als er persönlich um sie warb, eine längere Unterredung, in welcher er ihr den Wunsch seiner verewigten Frau und den vorteilhaften Einfluss, den sie auf deren Kinder haben würde, auseinandersetzte. Sie entgegnete darauf, dass er sich wohl auch täuschen könne, wenn er sie so passend für diese Stellung halte, und meinte, er möge sich lieber an die 26jährige Prinzessin Adelheid von Meiningen wenden, die als sehr verdienstvoll geschildert werde und gegenwärtig in Frankfurt lebe. Daraufhin erwiderte er: dass, nachdem er ihre Bekanntschaft gemacht und der Wunsch seiner verstorbenen Frau nun auch ganz der seine sei, er sich in seinem Vorhaben nur bestärkt fühle und sich nicht mehr davon abbringen lassen könne, wenn er auch, wie sie es ihm vorschlug, nach Frankfurt ginge, um sich nach der gewiss ausgezeichneten Prinzessin umzusehen. Er schloss damit, dass er sie versicherte, nicht die Hoffnung aufgeben

zu können, dass ihr Vater doch noch endlich darein willigen würde.

So geschah es denn auch. Er ging nach Frankfurt, kam aber nach kurzer Zeit wieder zurück, und nachdem Prinzessin Auguste geäussert hatte, sie würde den Willen ihrer Eltern als die Stimme Gottes ansehen, wendeten ihre Brüder, auf Bitte des Erbgrossherzogs, ihre ganze Beredsamkeit auf, um den Vater günstiger zu stimmen; auch die Landgräfin sagte ihm ihre Fürsprache zu. Diesen vereinten Bitten konnte jener nicht länger widerstehen und gab, wenn auch nicht mit Freude, dem ihm sonst sehr zusagenden Freier seine Einwilligung.

Daraufhin reiste der Erbgrossherzog, höchst befriedigt hierüber, in die Schweiz. Er glaubte sich seiner Sache sicherer als sie war, denn bei seiner Rückkehr nach Homburg bat ihn seine Braut aufs inständigste, ihr das Jawort zurückzugeben, da sie den Schmerz und den Unmut ihres Vaters nicht länger ertragen könne. Dieser habe von ihr verlangt, sie solle die Verlobung rückgängig machen. Es schien dies allen sehr unrecht, und die Prinzessin that es nur aus kindlicher Liebe und Gehorsam. Der Bräutigam wollte jedoch davon nichts hören und reiste bald darauf nach Mecklenburg, nachdem er den Monat April des folgenden Jahres als Zeitpunkt der Vermählung ausgebeten hatte.

So beglückt er sich nun durch die Annahme seines Antrages fühlte, so schwer fiel ihr das gespannte Verhältnis ihres alten Vaters zum Verlobten.

Der Landgraf kam immer auf seine Betrübnis über die bevorstehende Trennung und seinen Wunsch, den Heiratsplan aufgegeben zu wissen, zurück, so dass seine Tochter meinte, diese schwere Zeit nicht überstehen zu können. Man kann sich denken, was ein so edles Herz, wie das der Prinzessin Auguste, leiden musste, da sie fühlte, dass es nicht mehr in ihrer Macht liege, die Sachlage zu ändern, und sie sich durch ihr gegebenes Wort verpflichtet hielt, den Wunsch ihrer verewigten teuren Cousine zu erfüllen.

Als der Erbgrossherzog im April 1818 zu seiner Vermählung nach Homburg reiste, wurde er dort allseits auf das freundlichste und zuvorkommendste empfangen, nur sein künftiger Schwiegervater zeigte sich ihm selten. Vor der von ihm genehmigten Trauung verliess der alte Herr das Schloss, um dem Abschied von seiner Tochter zu entgehen. Derselben fiel es äusserst schwer, scheiden zu müssen, ohne ihren Vater noch einmal gesehen zu haben.

Wir waren benachrichtigt worden, den Erbgrossherzog an einem bestimmten Tage in Ludwigslust zu erwarten. Er kam am Vormittag von der eine Stunde entfernten kleinen Handelsstadt Grabow, wo er seine Gemahlin zurückgelassen hatte, in Begleitung des Herrn von Rantzau und der Hofdame Fräulein Gustavie von Sinclair herbei, um ihr seine Tochter vorzustellen, und forderte uns auf, mit ihm nach Grabow zu fahren, von wo aus er mit den beiden Prinzessinnen zurückkehren würde, während ich in meinen Wagen ausser

Fräulein von Salomon auch noch Fräulein Sinclair aufnehmen sollte. Letztere, damals zwanzig Jahre alt, während ich dreissig zählte, unterhielt sich während der ersten einstündigen Fahrt angelegentlich mit uns über die trefflichen Eigenschaften der Prinzessin Auguste, welche gleichen Alters mit ihrem Gemahle war und etwas sehr Freundliches und Zutrauenerweckendes an sich hatte. Während dreier Tage der Erwartung des feierlichen Einzuges in Schwerin, hatten wir im engen Familienkreise Gelegenheit, all dies Gute bestätigt zu finden, und dankten Gott für diese neue Mutter der Prinzessinnen.

Nach diesen Rasttagen fuhren wir von Ludwigslust nach Redwin, wo wir nach eingenommenem Gabelfrühstück Toilette machten für die Einzugsfeier in dem eine Viertelstunde von Ludwigslust entfernten Schwerin, wo der Grossherzog die neue Schwiegertochter in seiner Residenz erwartete.

Die Erbgrossherzogin bestieg mit Prinzessin Marie den festlichen grossen Glaswagen, neben welchem der Erbgrossherzog ritt. Der Einzug erfolgte beim Läuten aller Glocken und unter Kanonendonner. Dem Galawagen fuhr der Kavalierswagen voran. Die Oberhofmeisterin Frau von Lützow und ich folgten demselben, dann kam der Wagen mit den Hofdamen. Selbstverständlich ging der Zug nur langsam von statten, da die Deputationen der Landstände, der Bürgerschaft von Schwerin und anderer Körperschaften Anreden hielten, die die neue Erbgrossherzogin immer sehr befriedigend

beantwortete. Nachdem der Grossherzog seine Schwiegertochter aufs freundlichste begrüsst hatte, fand das grosse Galadiner statt, worauf wir nach Ludwigslust zurückfuhren, zufrieden, dass die Ceremonie vorüber sei.

Nun fing unser gewohntes Leben wieder an und für Prinzessin Marie der regelmässige Unterricht, den ihr Schubert und andere erteilten, nicht zu vergessen, dass sie täglich mehrere Stunden bei ihrer Stiefmutter zubrachte, was ihr immer grosse Freude bereitete. Der Erbgrossherzog, der sehr viel Vertrauen in mich setzte, liess nicht ab, mir von den erfreulichen Geistesgaben seiner Frau zu sprechen, die ihn immer mehr und mehr an sie fesselten. Da seine Gesundheit es erforderte, musste er bald zum Kurgebrauche nach Karlsbad abreisen, wohin ihn auch sein Bruder Gustav begleitete. Während dieser Abwesenheit wurde unser Verhältnis zur Erbgrossherzogin immer vertraulicher und liebevoller. Professor Schubert, den sie bereits durch seine Schriften kannte, wurde ihr bald sehr angenehm, denn da alles Wissenschaftliche sie interessierte, konnte er trotz seiner angebornen Schüchternheit auf ungezwungene Weise mit ihr verkehren. Dass er aber häufig davon sprach, Ludwigslust und das Hofleben, für das er sich nicht geschaffen fühlte, zu verlassen, war ihr nicht recht. Er wollte nämlich einem sehr dringenden Rufe nach Erlangen behufs Wiederaufnahme seiner akademischen Laufbahn Folge leisten. Dem Erbgrossherzog war sein Scheiden ebenso unangenehm. Nachdem sich beide vergeblich be-

müht hatten, ihn zum Bleiben zu bewegen, gaben sie mir den Auftrag, ein Gleiches zu thun. Dies ging um so schwerer, als ich wusste, dass seine Frau mit ihrem Kinde sich sehnlichst nach Baiern zurückwünschte. Ich sprach mehrere Male sehr ernstlich mit ihm über das Gute, das er nicht blos bei der Grossherzoglichen Familie wirken könne, sondern bereits bei vielen Personen des Mittelstandes durch sein freundliches und religiöses Wesen gefördert habe, und bat ihn darüber nachzudenken, ob er diesen Wirkungskreis so leicht im Stiche lassen dürfe. Seine Gegengründe überwogen aber alles, was ich sagen konnte, da er ja auch wegen seiner Familie zur Abreise drängte, denn seine Tochter Selma hatte erst vor kurzem eine schwere Krankheit durchgemacht und sollte sich nun durch den Luftwechsel erholen.

Durch unseren guten Schubert, der sich deshalb an Bischof Sailer in Regensburg wandte, hatte ich mich für meinen Alexander nach einem katholischen Hofmeister umsehen lassen, der sich aber trotz vieler Bemühungen nicht finden lassen wollte. So entschied ich mich denn für einen jungen und talentvollen protestantischen Kandidaten der Theologie, Namens Zahn, der mit Alexander bei unserm katholischen Pfarrer, den man Pastor Schulze nannte, wohnen sollte. Sie lebten mit demselben in guter Freundschaft, brachten jedoch ihre abendlichen Mussestunden bei Schubert zu. Selma und ihre Pflegeschwester Adeline waren Alexanders Gespielinnen, und ihre Eltern

behandelten meinen Sohn und seinen Erzieher mit freundlicher Aufmerksamkeit.

Anfangs August kehrten die Prinzen aus Karlsbad zurück, und zwar zuerst Herzog Gustav, dann der Erbgrossherzog. Beide brachten uns kleine Andenken von dorten mit, und es schien mir merkwürdig, dass ich von einem jeden von ihnen ein Kruzifix erhielt; das vom Erbgrossherzog habe ich noch auf meinem Tische stehen. Ich erinnere mich auch der Worte, die er auf verbindliche Weise sagte, als er es mir übergab: „Je vous apporte ce crucifix, pourque vous mettiez chaque désagrément, qui pourrait vous arriver chez nous, au pied de la croix.“

Um diese Zeit traf man die Vorkehrungen zur alljährlichen Reise nach Doberan. Auf dem Wege dorthin bot uns in einem Walde bei Segeberg ein Forstmeister auf reichlich besetzter Tafel ein Gabelfrühstück an, und Abends erreichten wir unser Reiseziel, wo wir unsere gewohnten schlichten Gemächer wieder bezogen. Die Erbgrossherzogin erfreute sich am Anblicke des Meeres, der für sie neu war. Der Erbgrossherzog lud auch meinen Sohn dorthin ein; so kam er denn mit Schubert, blieb wohl nur acht Tage, doch konnten wir dies Zusammensein nach Herzenslust geniessen.

Nach vollendeter Badekur kehrten wir alle zusammen nach Ludwigslust zurück. Nahe davon in einem Walde befindet sich das Schloss Neustadt, welches wir öfters auf Landpartieen besuchten. Ich musste mich immer wundern, die beiden Schweize-

rinnen, Fräulein von Salomon, die doch an die grossartigen Naturschönheiten ihrer Heimat gewöhnt waren, so entzückt darüber zu sehen, denn mir kam die Gegend recht nüchtern vor. Es konnte wohl nur der Gegensatz des grünen Forstes zum öden Ludwigslust das Waldschloss ihnen so lieblich erscheinen lassen.

Im Oktober dieses Jahres kam die Nachricht, dass Kaiserin Marie von Russland, die Grossmutter unserer Prinzessin Marie, nach Deutschland und zwar zuerst nach Weimar kommen würde. Man dachte natürlich gleich daran, letztere, so wie ihren Bruder Paul ihr vorzustellen, und es wurde bestimmt, dass wir am 18. November nach Weimar abreisen sollten.

Bezüglich unserer ersten Aufwartung bei der Monarchin muss ich gestehen, dass mir alles Nähere darüber entfallen ist; nur weiss ich noch, dass die Kaiserin sehr freundlich gegen uns alle war und eine baldige Unterredung mit mir begehrte, um sich über die Erziehung ihrer Enkelin zu unterrichten. Von Personen, die ich damals kennen lernte, erinnere ich mich noch der Oberhofmeisterin Gräfin Lieven, welche die Erbgrossherzogin Marie von Weimar und deren Schwester erzogen hatte, dann der Frau von Hopfgarten, der Hofmeisterin der Prinzessinnen Marie und Auguste von Sachsen, welche damals sechzehn und fünfzehn Jahre zählten. Auch zweier russischer Hofdamen kann ich mich gleichfalls entsinnen, von welchen die ältere Turkestanow hiess, und die jüngere ein grossartiges Talent für das Klavier hatte. Dies ver-

anlasste auch, dass die Kaiserin sie bei einem grossen Hoffeste aufforderte, uns etwas vorzuspielen, was sie auch meisterhaft ausführte.

Unter den vielen Festen aller Art, welche der Kaiserin zu Ehren gegeben wurden, muss ich eines besonders Erwähnung thun: es war dies eine kostümierte Vorstellung der Werke*) aller berühmten Weimarischen Dichter, wie Goethe, Schiller, Wieland etc. Sie wurde von Mitgliedern der Hofgesellschaft gegeben und mit allem erdenklichen Prunke ausgestattet. Die Ministerin von Fritsch, geborene von Wolfskeel, und Gräfin Egloffstein deklamierten, die eine, welche als „Nacht" auftrat, einen von Goethe gedichteten Prolog, die andere einige Strophen über jedes der dargestellten Bilder.

Während dieser so brillanten Zeit in Weimar hatte ich, ohne es zu wissen, das Unglück gehabt,

---

*) Hier ist Goethes „Maskenzug bei Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna in Weimar, den 18. Dezember 1818" gemeint, wobei, laut des von Goethe zusammengestellten Programmes, (siehe Goethes sämtliche Werke Bd. VI. pag. 150. Leipzig, Ph. Reclam jun.) Gräfin Egloffstein als „Nacht" auftrat; Goethe selbst erschien als „Mephistopheles", Prinz Paul von Mecklenburg, der Bruder der liebenswürdigen Prinzessin Marie, als „Romanow", Graf von Keller als „Trompeter", Fräulein von Sinclair als B. von Bruneck"; auch dürfte der Leser dieses Buches, wenn er das Goethesche Programm überfliegt, noch auf manchen anderen, ihm aus den „Erinnerungen" bekannten Namen, wie Buchwald, Struve etc. etc. stossen.

Der Herausgeber.

meine vielgeliebte Schwester auf ihrem Gut in der Normandie zu verlieren. Sie starb im Wochenbett am 10. November 1818. Der Brief, der mir diese Trauerbotschaft bringen sollte, wurde an den Hofmarschall von Oertzen adressiert, welcher jedoch in einer wichtigen Angelegenheit nach Dänemark verreist war. So geschah es denn, dass ich es erst viel, viel später erfuhr, nachdem der bedeutendste Teil des Aufenthaltes der Kaiserin bereits vorüber gewesen. Ich war eben mit Fräulein Adrienne von Salomon allein, als man mir den Brief überbrachte. Aufs erschütterndste traf mich dieser unerwartete harte Schlag. Ich bat Adrienne, mich auf eine halbe Stunde zu verlassen, denn ich musste in meinem tiefen Schmerz allein mit Gott sein. Es ist nicht zu sagen, was ich während dieser Zeit litt, bis ich mich in Ergebenheit fassen konnte. Die gute Erbgrossherzogin, welche durch Fräulein von Salomon meinen Kummer erfahren hatte, kam sogleich herbei, um mir mit grösster Liebe Trost zuzusprechen. Acht Tage lang durfte ich nun in der Zurückgezogenheit bleiben, und während dieser Zeit war die Kaiserin abgereist, dann gab es kein Hindernis mehr, dass ich in Trauerkleidern erscheinen konnte.

Noch ein andermal wurde ich ungefähr eine Woche vom Hofe fern gehalten. Als ich nämlich mit Prinzessin Marie, dem Prinzen Paul und Fräulein von Salomon zur Kaiserin und dem eben angekommenen Kaiser Alexander fuhr, war gerade starkes Glatteis und inmitten des Weges lag ein bedeutender Stein,

von dem der Wagen zurückprallte. Prinz Paul sass mir gegenüber, und durch die unerwartete heftige Erschütterung stiess er mit aller Gewalt mit seinem Kopfe an den meinen. Er blickte mich ganz verwundert an und fragte dann erschreckt: „Pardon, Madame, que voulez-vous, que je fasse?“ Dies sagte er, da er mein Gesicht durch eine starke Verwundung an der Stirn mit Blut übergossen sah, während er nur eine Beule davontrug. Ich hatte im ersten Augenblicke kaum einen Schmerz gefühlt, aber Fräulein von Salomon riet, sogleich nach Haus zurückzukehren, wo ich erst gewahrte, wie mich die Verletzung an meiner Stirn entstellte, die sogleich eine starke Anschwellung nach sich zog.

Ich war kaum in das Vorzimmer der Erbgrossherzogin eingetreten, als der Kaiser Alexander zu ihr kam, dem sie mich in diesem Zustande vorstellte. Er erfuhr den Verlauf meines Unfalles, bezeigte sich sehr liebenswürdig und versprach mir, seinen Arzt zu schicken, was mir recht unnötig schien. Übrigens blieb es mit dem einmaligen Besuche desselben abgethan, denn mein Übel bestand nur in einer heftigen Contusion, welche mehr die Zeit, als angewandte Mittel heilen musste.

Es fand sich, dass ich am 1. Januar, eben im Begriffe, der Erbgrossherzogin Marie von Weimar meine Aufwartung zu machen, ganz vergass, die Trauerkleider abzulegen; beim Eintritt in ihr Vorzimmer bat mich ihre Hofdame ganz erschreckt, schnell mich zu entfernen, weil in Russland das Erscheinen im Trauergewand am Neujahrstage als Vorzeichen eines Todes-

falles gelte. Dieser rechtzeitigen Warnung wusste ich Dank, als am 4. Januar die Schwester der Erbgrossherzogin Marie, Königin Katharina von Württemberg, an der Kopfrose starb.

Hatte der Hof schon seit der Abreise der Kaiserin zurückgezogen gelebt, so war dies nach dem Tode der Königin Katharina noch mehr der Fall. In den Zimmern von Prinzess Marie und meinen daranstossenden brachten wir meist die Abendstunden zu. Auch die sehr gemütliche Frau von Schiller, die Witwe des grossen Dichters, und der Erbgrossherzog fanden sich öfters dabei ein. Die Trennung von Fräulein Adrienne von Salomon war damals bevorstehend, denn sie sollte am 21. Januar mit Baron Schmid, dem Hofmeister des Prinzen Paul, getraut werden. Es war dies der Tag vor unserer Abreise. Wir bedauerten alle, dass sie aus unserem Kreise scheiden sollte, besonders aber ging es Prinzess Marie nahe, welche ihr seit ihren frühesten Jahren sehr zugethan war. Der ganze mecklenburgische Hof begleitete das Brautpaar zur Hauptkirche von Weimar. Zu unser aller Schrecken hatte Baron Schmid vergessen, den Trauerflor, den er für die Königin von Württemberg trug, abzunehmen; es schien uns dies ein böses Omen, was sich auch leider bestätigte, denn nach Jahresfrist starb seine Frau im Wochenbette.

Während des Aufenthaltes in Weimar konnte ich eine Woche in Stedten bei der lieben Familie Keller zubringen, denn ich führte meine Clotilde hin, welche

dort verblieb. Es war mir eine schmerzliche Freude, Cousine Mimi Bariatinsky wiederzusehen, die dort ihre Woche zubrachte. Sie erkundigte sich auf das umständlichste nach meiner armen Schwester, die sie von Herzen liebte, und ich durfte ihr nicht deren Tod verraten, da ihre Gesundheit zu angegriffen schien. Es interessierte mich sehr, ihre Kinder kennen zu lernen. Ihre älteste Tochter Olga wurde später Frau von Davidoff, ihr Sohn Alexander ist jetzt Gouverneur von Tiflis, Leonille Fürstin Wittgenstein und Marie Fürstin Kotschubei. Die Taufe dieser Letztern, der ich damals beiwohnte, war die erste nach griechischem Ritus, welche ich noch gesehen; ich wusste früher nicht, dass man dem Kinde das Abendmahl in der Gestalt des Weines reiche.

Hätte mich die bevorstehende Trennung von meiner lieben Clotilde, die ich auf unbestimmte Zeit bei Tante Keller lassen sollte, und das bedrückende Gefühl ob des Todes meiner Schwester nicht so tief betrübt, so wäre mir dieser kurze Aufenthalt in der mir so sehr teuern Familie als freudiges Ereignis in Erinnerung.

In Ludwigslust angekommen, nahmen wir das gewohnte Leben wieder auf, während Prinz Paul mit seinem Hofmeister Baron Schmid ein Studienjahr in Jena zubrachte. Jm Laufe des Sommers gingen wir wieder ins Seebad Doberan, wohin in diesem Jahre auch Grossfürst Nikolaus*) mit seiner Gemahlin Alexandra

*) Seit 1825 Kaiser Nikolaus I., gestorben 2. März 1855.
Der Herausgeber.

(Charlotte von Preussen) kam. Sie schien sehr angegriffen von der Seereise, war auffallend bleich und zitterte mit dem Kopfe; durch ihren überfeinen Teint sah man die Adern. Trotz ihres Schwächezustandes liebte sie nichts so sehr als den Tanz, und der Grossfürst, ein schöner, stattlicher Mann, sann nur immer darauf, sie an diesem ihrer Gesundheit äusserst schädlichen Vergnügen zu hindern. Vom Grossfürsten Nikolaus erzählte man viel Gutes hinsichtlich seiner Wirksamkeit für die Erziehung des Mittelstandes. Er leitete selbst eine Schule, die er zu diesem Zwecke gegründet hatte. Die Grossfürstin wurde von ihrer preussischen Familie angebetet, und die Mitglieder derselben suchten sie nach einander in Doberan auf.

Das hohe Paar wurde natürlich sehr gefeiert. Den Höhepunkt erreichten aber die verschiedenen Feste während der Anwesenheit des Vaters der Grossfürstin, des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preussen. Hauptsächlich ihm zu Ehren fand eine sehr brillante Illumination im Kurgarten statt, bei welcher der ganze Hof unter den festlich beleuchteten Bäumen sich erging. Ich erinnere mich, wie der Grossfürst, als er nicht gleich seinen Schwiegervater finden konnte, glaubte, er würde ihn beim Marionettentheater antreffen, was die Prinzessinnen verneinten; er fand ihn richtig dort mit dem Grossherzog und rief triumphierend der Grossherzogin zu: „Quand je vous ai dit, que Papa était à Polichinell," was uns allen beim gewohnten Ernste des Königs höchst drollig vorkam. Auch

Prinzessin Luise von Preussen, die Enkelin Friedrich Wilhelms III., lernte ich in Doberan kennen. Sie war nicht hübsch, aber sehr unterrichtet und religiös. Später heiratete sie ihren Vetter, den Prinzen Friedrich von Oranien, nachdem sich ihr Vater lange geweigert hatte, seine Zustimmung zu dieser Verbindung zu geben wegen der allzu nahen Blutsverwandtschaft.

Im September kehrten wir nach Ludwigslust zurück. Auch der Grossherzog folgte uns dahin der Jagden halber. Er blieb dann meistens über den ganzen Winter bei der Familie seines Sohnes.

Mitte November erkrankte der Erbgrossherzog, ohne dass man es Anfangs bedenklich fand. Vom 20. an verschlimmerte sich jedoch sein Zustand, und man liess ausser dem Hofrat Dr. Störzl noch einen zweiten Arzt, Dr. Sachs aus Schwerin, kommen. Als aber dann ein Nervenschlag hinzukam, blieb keine Hoffnung mehr, ihn am Leben zu erhalten.

Es ist mir in schmerzlichem Andenken, wie man uns am 28. November früh acht Uhr meldete, dass Prinzessin Marie schnell hinaufkommen müsse, wenn sie ihren Vater noch sehen wolle. Wir vollendeten so rasch als möglich unsere Toilette und eilten an das Krankenlager, an welchem wir die Erbgrossherzogin in Thränen aufgelöst fanden. Der Erbgrossherzog hatte den Gebrauch der Sprache verloren, gab aber durch Zeichen zu verstehen, dass er seine Kinder segnen wolle. Prinzessin Marie war die Einzige von ihnen, welche noch

rechtzeitig dazukam. Als er dann die Besinnung verlor, liess man die Kleinen nicht mehr kommen, und Prinz Paul weilte in Rostock. Man hatte ihn so rasch als möglich verständigt, aber trotz aller Eile traf er nur wenige Stunden vor dem Ende seines teuern Vaters ein und sah ihn nur noch, als er bereits in den letzten Zügen lag. Der siebenundzwanzigstündige Todeskampf, während welchem wir nur abwechselnd in dem kleinen Zimmer verweilen durften, war eine schreckliche Zeit für uns alle.

Die Frau Erbgrossherzogin allein wich nicht vom Sterbelager ihres Gatten und wiederholte in ihrem Innern die Worte: „Herr, dein Wille geschehe.“ Das vertraute sie mir später an.

Während dieses Todeskampfes wurde Prinzess Marie gegen ihren Willen aus dem Krankenzimmer geschickt, um sich auf ein Kanapee im Nebenraume zu legen, da sie kaum mehr stehen konnte; die Ärzte rieten, sie möge etwas zu sich nehmen, da sie nicht gefrühstückt hätte, was sie aber durchaus verweigerte. Nachdem sich jedoch bei ihr Nervenkrämpfe einstellten, gehorchte sie und genoss ein wenig Bouillon. Die Erbgrossherzogin musste ein Gleiches thun. Gegen Mitternacht wurden wir alle nicht zur Familie Gehörenden in ein Nebenzimmer gerufen, um ein leichtes Souper einzunehmen.

Der Hofmarschall von Oertzen, der sich trostlos in den Gemächern bewegte, erinnerte sich an einen schon vor längerer Zeit erhaltenen Befehl, welchem

zu gehorchen, er den Oberhofprediger rufen liess, damit er am Sterbebett Gebete verrichte. Dabei bemerkte man, dass der Kranke nicht vollständig ohne Besinnung sei, indem er mehrere Male Amen zu den Gebeten stammelte. Es ist wohl unnötig, länger von dem schmerzlichen Zustande zu sprechen, in welchen uns die Erwartung der Auflösung des verehrten Erbgrossherzogs mittags versetzte. Dieselbe erfolgte am 29. November 1819 um 12 Uhr.

Wie wir die Stunden bis Nachmittags 5 Uhr verlebten, ist mir unmöglich zu schildern. Dann verlangte Prinzessin Marie, zur Leiche ihres Vaters gebracht zu werden. Unendlich rührend gestaltete sich der Ausdruck der trauernden kindlichen Liebe meiner guten, armen Prinzessin, die gar nicht mehr die Überreste ihres teuren Vaters verlassen wollte. Etwas später brachten wir die fünfjährige Prinzessin Helene auch dorthin. Sie zeigte sich sehr verwundert und ernst beim Anblick der Leiche, aber nicht so schmerzergriffen, als wir es gedacht. Wir trachteten ihr anschaulich zu machen, dass sie ihren Vater in diesem Leben nicht mehr sehen und sprechen würde, und vermochten, dass sie darüber gerührt wurde. Sie fasste sich aber bald wieder und sagte zu mir in ihrer gewohnten zutraulichen Weise: „Aber lieb' Freundinle, Sie haben mir ja doch erklärt, man wäre so glücklich, wenn man gut gewesen, nach dem Tode beim lieben Gott zu sein!"

Mit Prinzessin Marie ging ich mehrere Male zur

Leiche ihres Vaters, die, bevor sie auf dem Paradebett aufgebahrt wurde, in den Salon des Verewigten gebracht worden war. Ich muss gestehen, dass mir dies zuerst viel Überwindung kostete, da mir bis dahin der Anblick eines Toten den Eindruck versteinerten Lebens machte; je länger ich aber die irdischen Überreste des verschiedenen Erbgrossherzogs betrachtete, desto klarer wurde es mir, dass dieselben nur die abgestreifte Hülle seiner Seele seien.

Als die Leiche nach zwei Tagen auf dem Paradebett ausgestellt wurde, strömten die Bewohner von Ludwigslust in Massen herbei, um die Züge des allverehrten Fürsten noch einmal zu sehen. Er ist wirklich ungemein beliebt gewesen, schon wegen seiner Leutseligkeit und der wahren Teilnahme an allem, was Unglückliche betraf.

Eine Woche nach seinem Ableben fand das Begräbnis statt. Er wurde in einen doppelten Sarg gelegt, wovon der äussere mit Sammet ausgeschlagen war; Kammerherren trugen ihn. Sie mussten sich von Zeit zu Zeit ablösen, denn der Weg durch den Park bis zur griechischen Kapelle war lang. In der dort befindlichen Gruft, wo er beigesetzt werden sollte, ruhten auch seine beiden verstorbenen Frauen. Dem Sarge folgte Erbgrossherzog Paul und alle Prinzen des Hauses, sowie auch die tieferschütterte Witwe mit Prinzessin Marie, denen sich der ganze Hofstaat anschloss. Die grosse Abendkälte war für uns Damen sehr empfindlich, da wir der tiefen Trauer wegen keine

Mäntel umnehmen durften. Man kann sich denken, dass der von zahllosen Flambeaux beleuchtete Zug, der sich langsam unter den entlaubten Bäumen dahinbewegte, einen feierlich ergreifenden Eindruck machen musste.

Obgleich der Verstorbene in seinem Testamente den Wunsch geäussert, dass keine Leichenrede gehalten und nur ein Vaterunser für seine Seelenruhe gebetet werden solle, liess es sich der Oberhofprediger nicht nehmen, in einer kurzen Ansprache der ausgezeichneten Eigenschaften des Verblichenen zu gedenken.

Wenn nun auch die Tageseinteilung dieselbe blieb, wie vorher, kamen wir uns alle nach diesen traurigen Ereignissen vereinsamt vor. Der Erbgrossherzog war eben die Seele unseres Familienlebens gewesen, und ein jedes empfand schmerzlich seinen Verlust.

Früher schon hatte ich die Anregung gegeben, einen Frauenverein zur Unterstützung von Armen zu gründen, jetzt kam diese Idee zur Ausführung. Sie fand grossen Anklang in Ludwigslust, und es meldeten sich sehr zahlreich Teilnehmerinnen aus allen Ständen. Herr von Rantzau wurde Buchführer und Kassierer, Frau von Buch-Lützow, sowie die Fräulein von Lützow und von Sinclair waren besonders thätig dafür. Wir hatten es so eingerichtet, dass nicht nur Geld, sondern auch Arbeiten gespendet wurden, was eine sehr wohlthätige Wirkung hatte. Leider mischte sich einige Jahre später der Staat in unser Unternehmen und nahm uns die Mittel aus der Hand, indem von ihm unsere monatlichen Bei-

träge, worunter die sehr beträchtlichen der Prinzessinnen, einkassiert wurden.

Der Winter verlief still und einförmig bis zu jenem Momente, da die gute Nancy von Salomon die Nachricht der Entbindung ihrer Schwester, Frau von Schmid, erhielt. In freudiger Aufregung rüstete sich Nancy, um sich zu Adrienne nach Rostock zu begeben, als am Vorabende des für ihre Abreise bestimmten Tages Herr von Rantzau mir einen Brief des trostlosen Herrn von Schmid brachte, der den Tod seiner geliebten Gattin mitteilte. Ich fühlte wohl, dass es meine Pflicht sei, diese Trauerbotschaft der ahnungslosen Schwester zu überbringen, indessen schien es mir eine gar zu schreckliche Aufgabe, diese aus ihrer übergrossen Freude zu reissen. So wendete ich mich an die Frau Erbgrossherzogin, um sie, ihres starken Charakters wegen, zu bitten, mir diese Last abzunehmen. Sie erschrak unaussprechlich und konnte im ersten Augenblick nicht die Kraft finden, sogleich die arme Nancy aufzusuchen. Jedoch war Eile geboten, und als die eben anwesende gute Generalin von Both endlich vorschlug, diese traurige Aufgabe auf sich zu nehmen, entschloss ich mich, es dennoch selbst zu thun. Bei meinem Eintritt in ihr Zimmer bemerkte sie den Brief in meiner Hand und fragte mich, was er wohl zu bedeuten habe, worauf ich sie bat, das letzte Schreiben ihres Schwagers noch einmal durchzulesen, denn in diesem so eben erhaltenen sage er, dass es nicht mehr so gut um ihre Schwester stehe, als in den ersten

Tagen. Sie erschrak heftig, wahrscheinlich über mein Aussehen, und war kaum fähig, den Brief zu finden. Sie fing an zu zittern und rief aus: „Ist meine Schwester bedenklich erkrankt?“ — Ich ergriff ihre Hand, welche ich schweigend an mein Herz drückte, und doch verstand sie mit dem der Liebe eigenen Instinkte, was ich verschwieg. Infolge des tiefen Schmerzes und der gewaltigen Aufregung verfiel sie in ein heftiges Nervenfieber. Frau von Buch und Fräulein von Sinclair wechselten mit mir bei der Pflege der Kranken ab. Einige Nächte blieb ich bei ihr, da sich ihr Zustand besorgniserregend gestaltete. Es dauerte längere Zeit, bis sie wieder im stande war, sich ihren Berufspflichten zu widmen. Einstweilen teilten die Erbgrossherzogin und ich uns in die Erziehung unserer lieben Prinzessin Helene, die sich sehr über den Zustand der guten Nancy betrübte. Wenige Tage nach ihr erkrankte auch der Hofmarschall von Oertzen, den wir alle sehr schätzten, und der auch mir ein sicherer und trefflicher Ratgeber in vielen geschäftlichen Angelegenheiten gewesen. Sein Leiden verschlimmerte sich von Tag zu Tag, und nach einer Woche verschied er, zum tiefen Bedauern des ganzen Hofes. Die Erbgrossherzogin hatte ihn während seiner Krankheit öfter teilnehmend besucht, wofür er sich ihr sehr dankbar zeigte.

Ausser den traurigen Ereignissen, die im Monat Februar 1820 in meiner nächsten Umgebung in Mecklenburg vorfielen, erschütterte uns auch die Nachricht, dass am 13. desselben Monats der Herzog von Berry in

Paris ermordet worden sei. Nachdem dieser früher in England morganatisch mit einer Miss Brown verheiratet gewesen, vermählte er sich im Jahre 1816 mit Caroline Prinzessin von Neapel. Der Herzog war der Letzte aus der ältern Linie der Bourbons; um mit ihm dies Geschlecht auszurotten, erdolchte ihn der Fanatiker Louvel im Momente, als er beim Verlassen der Oper seine Gemahlin zu ihrem Wagen führte. Louvel war ein in den königlichen Stallungen bediensteter Sattler.

VII. Kapitel.

Weiteres vom Mecklenburger Hofe.

Im folgenden Sommer kam die Herzogin von Dessau an unsern Hof, um ihrer Schwester, der neuverwitweten Erbgrossherzogin, tröstende Gesellschaft zu leisten. Teils deshalb und teils wegen ihrer Gesundheit begleitete sie dieselbe auch nach Doberan, wohin wir uns, wie alljährlich, zum Seebädergebrauche begaben.

Indem ich des damaligen Aufenthaltes am Meere gedenke, erinnere ich mich, dass wir zu dieser Zeit zuerst von den wunderthätigen Heilungen hörten, die Prinz Alexander Hohenlohe-Schillingsfürst, ermutigt durch die Zureden des frommen Bauersmannes Martin Michel, an vielen Kranken in Bamberg und Würzburg ausübte. Dies war für meinen Glauben sehr stärkend, und ich bestrebte mich, mit grösserem Eifer zu beten, wobei mir die Freude zu teil wurde, mehrere auffällige Gebetserhörungen zu erlangen. Doch fasste ich den Vorsatz, den Herrn nicht zu versuchen, und nahm daher eines Morgens die an ihn gestellte

Bitte, auf der See nicht von dem gewohnten Übel befallen zu werden, zurück.

Desselben Tages fuhren wir an den Meeresstrand, um dort den Thee zu nehmen. Daselbst angekommen, sagte mir die liebe Erbgrossherzogin, dass sie so gern den Abend allein mit ihrer Schwester zubringen möchte, und bat mich, ob ich nicht währenddessen mit Prinzessin Marie eine Schifffahrt machen wolle. Sie dachte so wenig, wie ich selbst, an die mir drohende Seekrankheit, von der ich noch jedesmal in heftigster Weise zu leiden gehabt hatte. Wir fuhren bei schönstem Wetter hinaus auf der opalfarbenen Flut, die ich sehr bewunderte, ohne das geringste Unbehagen zu empfinden, während andere und sogar Fräulein von Sinclair, die für besonders seetüchtig galt, diesen Abend von der fatalen Krankheit befallen wurden. Erst dann fiel mir ein, dass der Herr mein Gebet wohl erhört habe, welches ich morgens aus Demut zurückgenommen hatte! —

In diesem Jahre verliess uns der gute, hochgeschätzte Professor Schubert. Er gab uns nach unserer Rückkehr aus Doberan noch einen sehr interessanten Unterricht in der Astronomie, wodurch wir viele Sternbilder kennen lernten, die wir auf der Plattform des Schlosses in Ludwigslust beobachten konnten. Es kommt mir vor, als ob im selben Jahre die grosse Sonnenfinsternis gewesen wäre, die uns alle mit Schubert im Trompetersaal um ein Uhr mittags vereinte. Mit regem Interesse verfolgten wir den Eindruck, den dies Naturereignis auf Menschen und

Tiere machte, besonders auf Enten und Tauben im Schlosshof, die ängstlich hin und herflatterten, worüber sich die Kinder nicht genug wundern konnten.

Schon im Vorjahre hatte ich mich entschlossen, meinen Alexander nach Ratzeburg auf das Gymnasium zu schicken, unter der Leitung seines Hofmeisters, des Herrn Zahn, eines äusserst begabten und verlässlichen jungen Mannes. Sie wohnten beim Rektor, Namens Russwurm, und waren bald mit ihm und seiner Frau sehr befreundet. Überhaupt gefiel sich Alexander sehr gut in dem freundlichen Städtchen am schönen Ratzeburger See. Eben dieser See aber wäre ihm ohne Gottes Hilfe verhängnisvoll geworden, als er sich am 17. Januar 1821, einem schönen Wintertage, auf demselben mit Schlittschuhlaufen unterhielt. Herr Zahn hatte ihn unter der Aufsicht des achtzehnjährigen Fritz Koch, eines Bruders des Lehrers unseres Prinzen Albert, dort zurückgelassen, nachdem er ihm verboten hatte, eine bestimmte Grenze der Eisfläche zu überschreiten, weil darüber hinaus eine wegen Zusammenflusses verschiedener Gewässer bekannt gefährliche Stelle sei. In jugendlichem Leichtsinne folgte aber Alexander mehr der Versuchung, als dem Rate seines Lehrers und der Warnung des ihm nachrufenden Fritz Koch, und brach im Eise ein, unter welchem er sofort versank, zum namenlosen Schrecken der Zuschauer. Auf deren lautes Rufen und Schreien kam ein junger Gärtner mit einem langen eisernen Haken eiligst herbei und stiess blindlings mit dem-

selben unter das Eis an eben der Stelle, wo Alexander versunken war. Das Eisen hing sich in wirklich wunderbarer Weise in den Aufschlag seines Ärmels ein, so dass er alsbald daran herausgezogen werden konnte. Er wurde sogleich in das nahe gelegene Haus des Konrektors Russwurm gebracht, wo man ihn mit grosser Teilnahme aufnahm und in wollene Decken hüllte.

Man kann sich den Schrecken und das Entsetzen des rasch herbeigerufenen Hofmeisters denken beim Anblicke seines anscheinend leblosen Zöglings, den er so innig liebte. Zugleich mit Herrn Zahn kam auch ein Apotheker herbei, der einen gedruckten Zettel bei sich trug, auf welchem verschiedene Mittel verzeichnet waren, bei scheinbar Ertrunkenen anzuwenden. Die wirksamsten wurden versucht, und ein hinzugeeilter Arzt bestrebte sich, ihm gleichzeitig eine Arznei einzuflössen, was wegen der krampfhaft geschlossenen Zähne längere Zeit nicht gelingen wollte. Nach fortgesetztem äussern Abreiben bemerkte man endlich einige Bewegungen seiner Atmungsorgane; nun konnten ihm einige Tropfen Arznei beigebracht werden, welche dann bald die gewünschte Reaktion bewirkten, zur grössten Freude des guten Herrn Zahn, der inzwischen unaufhörlich Gottes Güte um Hilfe angefleht hatte. Nach einiger Zeit rief Alexander noch mit geschlossenen Augen und schwacher Stimme: „See, See!“, dann blickte er noch ganz verworren vor sich hin. Nachdem er eine Weile geruht, konnte Zahn

einige Worte mit ihm reden, um ihn aufzufordern, Gott für seine Rettung zu danken und hiebei besonders auch meiner zu gedenken. Mich, die ich von dem Vorfall nichts wissen konnte, benachrichtigte Herr Zahn am nächsten Tage brieflich. Zu meiner Beruhigung waren auch einige Zeilen, von Alexander selbst geschrieben, beigefügt.

Sowohl durch Schuberts Einfluss, als auch durch den Trieb seines eigenen Herzens, hatte Herr Zahn bisher eine starke Hinneigung zum Katholizismus empfunden, was für Alexander in Ermangelung eines katholischen Erziehers nur von Nutzen gewesen. Nach einigen Monaten teilte er mir jedoch zu meinem Leidwesen mit, dass, seitdem seine Glaubensgenossen durch einige von Klaus Harms in Kiel aufgestellte Thesen zu einer „christlich gläubigern" Richtung sich bekannt hätten, seine Abwendung von der lutherischen Konfession sich geändert habe und es daher für Alexander angezeigter schiene, einen katholischen Hofmeister zu bekommen. Er entwickelte mir auch seinen Plan, ein Bauernhaus zu mieten und dies für sich und seine jüngeren Brüder einzurichten, deren Erziehung er sich ganz widmen wolle, indem er mit Schmerzen beobachtet habe, wie dieselben durch den Vater zur Neologie angeleitet würden. Was konnte ich dagegen einwenden? Sowohl hinsichtlich Alexanders musste ich ihm beipflichten, als auch sein edles Vorhaben bezüglich seiner Brüder gutheissen. Als Graf Anton Stolberg in Peterswaldau erfuhr, dass Zahn uns verlassen wollte, bot er

ihm sofort die Hofmeisterstelle bei seinen Söhnen an, was jener aber seiner Brüder wegen ausschlug. Um sein Ziel zu erreichen, machte ihm nun Graf Stolberg den Vorschlag, diese Brüder in einem sehr christlichen Erziehungsinstitut zu Torgau in Sachsen unterzubringen, was Zahn mit Dank annahm. Die Trennung gestaltete sich für ihn und Alexander überaus schmerzlich. Ich liess noch bis zum Ende des Schuljahres meinen Sohn in Ratzeburg bei Rektor Russwurm, welcher, so wie seine Gattin, voll Güte und Aufmerksamkeit für ihn waren. Doch fühlte sich Alexander recht vereinsamt, bis ein gewisser Zimmermann, der sich später entschloss Theologie zu studieren, als erwünschter Gefährte in das Russwurmsche Haus kam. Für die Ferien nahm ich Alexander zu mir nach Ludwigslust, in der Absicht, ihn so bald als möglich zu seiner weitern Ausbildung, auf Schuberts Rat, nach Regensburg zum dortigen Weihbischof Sailer zu schicken. — Doch muss ich früher noch erwähnen, wie Alexander ein zweites Mal für seinen Ungehorsam stark von der Hand des Herrn gezüchtigt wurde:

Im Russwurmschen Hausgärtchen, das dicht am See gelegen war, machte er eines Tages mit Zimmermann sogenannte „Petermännchen“ aus Pulver, was ihn sehr unterhielt. Der Rektor untersagte es jedoch wegen des herrschenden starken Windes. Sie wollten gehorchen, aber Alexander konnte der Versuchung nicht widerstehen, noch ein letztes kleines Feuerwerk mit Hilfe seines Genossen abzubrennen.

Dieser war zu nachgiebig, um es zu verhindern. In der Eile ging Alexander unvorsichtig zu Werke, und das Pulver flog ihm vom heftigen Winde getrieben ins Gesicht; es versengte die ganze Haut, die Augenbrauen und die Wimpern. Er sagte später, der Schmerz sei so gross gewesen, dass er ins Wasser sprang, um sich das Gesicht abzukühlen, was aber im Gegenteil den Schmerz nur noch steigerte, so dass er seinen Gefährten um einen Schlaftrunk bat. Dieser eilte jedoch zum Rektor, der sofort einen Arzt rufen liess, welcher ihm eine in Öl getunkte Leinwandmaske auflegte und wegen des heftigen Fiebers die grösste Ruhe im Bett anbefahl.

Ohne etwas von diesem Unfall zu ahnen, begab ich mich einige Tage darauf nach Lübeck, um meine Jugendfreunde Nolken bei ihrer Durchreise dort zu sehen. Mein Weg führte durch Ratzeburg, und ich freute mich herzlich, meinen lieben Sohn zu überraschen, und vermutete ihn unter den in der Nähe des Gymnasiums befindlichen Bäumen anzutreffen, wo die Jugend in den Erholungsstunden sich spielend herumzutummeln pflegte. Da ich ihn daselbst nicht sah, ging ich sogleich in das nahe gelegene Rektorat und direkt in Alexanders Zimmer. Wie gross war aber mein Schrecken, da ich ihn mit der weissen Leinwandmaske erblickte. Als ich dabei laut aufschrie, setzte er sich im Bette auf und rief: „Liebe Mutter, es ist nichts!“ Um mich zu trösten, fügte er noch hinzu: „Das Übel, wegen dessen ich den Ölumschlag auf dem Gesicht habe, ist

schon beinahe ganz vorbei.“ — Die gute Rektorin, die in demselben Augenblicke dazu kam, erzählte mir den Hergang der Sache, und wie gnädig Gott sein Augenlicht bewahrt habe. Statt nach Lübeck weiter zu reisen, blieb ich nun bei meinem Sohn und schickte meine Grüsse an die Freunde Nolken. —

In der ersten Hälfte Septembers des Jahres 1821 erhielt die Frau Erbgrossherzogin eine sehr beunruhigende Nachricht über den Gesundheitszustand ihrer Mutter. Sie entschloss sich, sogleich mit Prinzessin Marie und mir nach Homburg zu reisen, um dieselbe aufzusuchen. Während unserer mit höchster Eile betriebenen Vorkehrungen, kamen noch bedenklichere Mitteilungen über die gefährliche Erkrankung der verwitweten Landgräfin von Hessen, und als wir in Homburg anlangten, war sie bereits am Morgen desselben Tages verschieden. Noch unterwegs erhielten wir die Trauerbotschaft, welche die arme Erbgrossherzogin tief ergriff und erschütterte. In Homburg angekommen, eilte sie weinend und schluchzend zu ihrem Bruder und dessen Gemahlin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin von England, um die teuere Leiche zu sehen. Prinzessin Marie, Fräulein von Sinclair und ich blieben in den für uns bereiteten Gemächern zurück.

Als ich diesen Abend im Begriffe war, zu Bette zu gehen, wurde an meiner Thür geklopft, und als ich öffnete, erblickte ich die liebe Frau Erbgrossherzogin schon im Nachtkostüm. Mich umarmend, sagte sie:

„Sie haben mich trostlos gesehen, und ich wollte nicht zur Ruhe gehen, ehe ich Ihnen gesagt hätte, wie gnädig der Herr für mich war, dass er mir die nötige Kraft und den nötigen Trost verliehen, das Schreckliche zu tragen. Er thut alles wohl und immer zu unserem Besten, wenn wir es auch nicht gleich verstehen.“ Sie eilte dann schnell hinweg, nachdem sie noch beigefügt hatte, dass die Beisetzung am nächsten Tage stattfinden werde.

Des andern Morgens gingen wir mit der Frau Erbgrossherzogin, die aufgebahrte Leiche zu besuchen. Diese war einbalsamiert worden, und viele Blumen zierten das Gemach, welches dadurch mit fast betäubendem Wohlgeruch erfüllt war. Viele Personen befanden sich in demselben. Bei der Beisetzung schloss ich mich den Leidtragenden an und begleitete die Leiche bis in die landgräfliche Gruft. Zwar hatte ich keinerlei Verpflichtung dazu, doch that ich es aus Freundschaft für die liebe Hoheit und ihren Bruder, die sich nachträglich ganz gerührt darüber äusserten.

Kurze Zeit nach dem Begräbnisse kam Prinzessin Adelheid von England, die Schwester der alten Landgräfin, einer geborenen Herzogin von Sachsen-Meiningen, für längere Zeit zu Besuch. Als die erste Trauer vorüber, wurde daher wieder eine vollständige fürstliche Tafel, an welcher der ganze Hofstaat teilnahm, eingerichtet; des Abends versammelte man sich zum Thee, wonach öfter „Lotto Dauphin“ gespielt wurde, oder man machte Musik. Meist war es

die englische Hofdame Lady Taylor, die uns mit ihrer schönen Stimme vorsang.

Unsere Erbgrossherzogin erschien immer später als die Übrigen, weil sie die Abendstunden dazu benutzte, um nach testamentarischem Auftrag ihrer Mutter deren Papiere durchzusehen und zu ordnen; dieselben füllten einen grossen Kasten. Dies bedeutete eine gewaltige und langwierige Aufgabe. Diese Arbeit, die sie gründlich vollenden wollte, beanspruchte mehrere Wochen, trotz der Hilfe, die ihr ihr Bruder Ludwig, der preussischer Generalgouverneur war, dabei leistete.

So lange das Wetter schön und die Tage noch lang genug schienen, machten die Prinzessinnen mit uns und dem Landgrafen schöne Ausflüge in das nahe Gebirge.

Unterdessen erhielt ich von Baron Nolken die Nachricht, dass seiner Frau die Kur in Wiesbaden verordnet worden sei und sie mich vorher auf der Durchreise in Homburg besuchen wollten. Ich freute mich herzlich auf das Wiedersehen mit dem Freunde aus meiner Kinder- und Jugendzeit, der ja damals zu wiederholtenmalen als Courier der Kaiserin Katharina zu Baron Grimm nach Gotha geschickt worden war. Sie hielten sich etwas in Homburg auf, es ward mir manch angenehmer Besuch zuteil, während dessen ich die liebenswürdige Gattin des Baron Nolken, so wie deren Schwester näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und ich verkehrte viel mit dieser mir so sympathischen Familie. Der geheime Hofrat und Arzt

Schellenberg gesellte sich auch zu uns (er und Baron Nolken hatten sich eng befreundet); sie beide konnten uns viel Interessantes aus ihrem früheren Leben mitteilen. Schellenberg war erst seit einem Jahre zum echten Katholizismus zurückgeführt worden. Durch ein kaum dreizehnjähriges Mädchen nämlich, welches er auf magnetische Weise zu kurieren unternommen, wurde ihm eröffnet, dass er nicht auf dem rechten Wege sei als Naturphilosoph. Dies machte ihn bestürzt und gab ihm viel nachzudenken. Bald darauf sah er im Traum seinen Vater mit einer Binde vor den Augen. Die Binde fiel, und er erkannte mit einem Blick, dass sich dies auf die Mitteilung des Mädchens bezog und es die Wahrheit gesagt habe. Er ging in sich, und das Christentum kam ihm von nun an viel grösser und erhabener vor, als der Naturalismus, durch den er geglaubt hatte, so Vieles zu erkennen. Bis dahin war er auch Freimaurer, sogar Meister vom Stuhl in Homburg gewesen, legte aber dieses Amt nieder, als Papst Pius VII. neuerdings unter Exkommunikation jedem Katholiken verbot, dieser Genossenschaft anzugehören.

Ende Oktober hatte die Erbgrossherzogin ihr pietätvolles Werk, die Sichtung der Papiere ihrer Mutter, vollendet, und wir reisten zu dieser Zeit nach Rudolstadt, wo sie ihre zwei Schwestern, die Fürstin-Mutter und Fürstin Luise, besuchte. Erstere hatte zwei Töchter, wovon die Eine ihren Onkel, den Prinzen Gustav von Hessen-Homburg, einen österreichischen General, geheiratet hatte.

In Rudolstadt bestand ein sehr angenehmes intimes Familienleben. Wir fühlten uns dort sehr schnell heimisch. Mich zog besonders die Fürstin-Mutter an, welche sich voll Liebe und Zutrauen für mich bewies und mich sehr häufig in meinem Zimmer aufsuchte. Nachdem ich einen kleinen Ausflug nach Stedten unternommen, wo ich Tante Keller und bei ihr meine Clotilde besuchte, kehrten wir in unser liebes Mecklenburg zurück. Prinzessin Helene und Prinz Albrecht erwarteten uns dort mit Sehnsucht. Wie alljährlich wurde am 10. Dezember das Geburtsfest des Grossherzogs sehr feierlich begangen, woran der ganze Hof aus Schwerin und die Landstände teilnahmen.

Am 25. Mai 1822 fand die Vermählung des jugendlichen Erbgrossherzogs Paul (geb. 1800) mit Prinzessin Alexandrine, der Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preussen, statt. Sie wurden ein äusserst glückliches Paar. Der Empfang der Neuvermählten war sehr feierlich, ähnlich wie es bei Ankunft der Erbgrossherzogin der Fall gewesen.

Einiger Ballfeste wegen, deren Unterhaltung Prinzessin Marie sehr liebte, brachten wir mehrere Tage in Schwerin zu. Bald darauf kam König Friedrich Wilhelm III. von Preussen, seine geliebte Tochter in Ludwigslust zu besuchen. Er blieb nur einen vollen Tag daselbst, wo ihm zu Ehren ein prächtiges Feuerwerk vis-à-vis dem Schlosse abgebrannt wurde.

Während der Vorkehrungen dazu hatte man Prinzessin Marie und mir aufgetragen, S. Majestät

zu unterhalten, was bei dessen bekannter Wortkargheit keine leichte Aufgabe war. Ich erinnere mich, dass, als wir endlich, um ihn zu beschäftigen, verschiedene chinesische Gegenstände betrachteten, das Gespräch schon gar nicht mehr recht in Fluss kommen wollte; da wendete ich mich an Prinzessin Marie und sagte, dass sie gewiss nicht wisse, dass ich etwas Chinesisch könne. Sie forderte mich auf, dies zu beweisen, und ich citierte die elsässisch-deutschen Fragen und Antworten, die ich unlängst durch Alexander gehört hatte: „Tu, Schorsch, schint d'Sunn schon? Ja, Schülih, d'Sunn schint lang schon. — Hat Schang Schuh? Schang hat Schuh. Mäht Anna Hai? Sie mäht Hai.“ Da lachte sie und auch der König, und die Konversation ging auf heitere Art ganz gut wieder von statten.

Im Laufe des Sommers gingen wir, wie alljährlich, nach Doberan, wo der Besuch des Grossherzogs von Oldenburg stattfand, der den Wunsch hegte und äusserte, Prinzessin Marie zu heiraten. Er gefiel ihr aber nicht, doch zeigte sie sich ihm gegenüber so verbindlich, als es unter solchen Umständen möglich. Erbprinz Paul und seine junge Gemahlin jedoch liessen nur zu deutlich merken, dass er nicht erwünscht sei, und beleidigten ihn auf verschiedene Weise, so dass er sehr unzufrieden von uns schied. Gegen seine Tante, Kaiserin Marie von Russland, äusserte er sich dann so, wie wenn ihm Prinzessin Marie nicht gefallen hätte; von anderer Seite erfuhr sie aber, dass das

Misslingen seines Heiratsprojektes von uns ausging, und war sehr ungehalten darüber.



Die Prinzessinnen Marie und Helene von Mecklenburg-Schwerin.

Im Februar des Jahres 1823 war grosse Freude am Mecklenburger Hofe infolge der glücklichen Geburt des ersten Kindes des Erbgrossherzoges. Die junge

Mutter hatte viel und lange gelitten, was ihren Gemahl so sehr ergriff, dass er öftere Male sich von ihrer Seite entfernte, um seine Aufregung zu verbergen. Als aber endlich ein gesundes Söhnchen zur Welt kam, schien die Glückseligkeit der jungen Eltern unbeschreiblich. Der Erbgrossherzog kam eilends zu mir und umarmte mich herzlichst, als ob er mein Sohn gewesen wäre. Zur Wöchnerin ging ich nicht gleich hinein, hatte aber die Freude, im Nebenzimmer den neugebornen Prinzen baden zu sehen, und liess es mir nicht nehmen, ihm das erste Hemdchen anzuziehen, welches ein sorgsam aufbewahrtes Erbstück seiner Grossmutter, der Grossfürstin Helene von Russland, war. Man wartete mit der Taufe, bis die junge Mutter, auf der Chaiselongue liegend, derselben beiwohnen konnte. Sie war unaussprechlich gerührt und auferbaulich in ihren Gesprächen über diese Feierlichkeit. Noch sehe ich das reizende Bild vor mir, wie die jugendlich schöne, anmutsvolle hohe Frau ihren Erstgebornen im weissen Taufkleidchen in den Armen hielt und glückstrahlend das Kind herzte.

Im Laufe desselben Jahres (1823) beurlaubte ich mich auf vier Wochen, um mit meinen Kindern nach Baiern zu reisen. In Regensburg sollten sie ihre erste Kommunion empfangen und vom Bischof Sailer gefirmt werden. Dieser gewann sie beide sehr lieb. Schon vor einem Jahre war ihm Alexander, samt seinem Hofmeister Herrn Adler, anempfohlen und seiner Oberleitung übergeben worden. Sie wohnten der

bischöflichen Residenz gegenüber, und Sailer war so gütig, Alexanders Studien zu überwachen und ihm persönlich den Religionsunterricht zu erteilen.

Meine beiden Kinder empfingen die heiligen Sakramente mit grosser Andacht. Als Firmpaten fungierten Melchior von Diepenbrock für Alexander, und Sailers Nichte, Fräulein Therese Seitz, für Clotilde. Von diesem Augenblicke mag die innige Freundschaft herrühren, die diese ausgezeichneten Personen mit uns verband. Diepenbrock (nachmaliger Kardinal und Fürsterzbischof von Breslau) war damals zu Sailer gekommen, um sich für das Priestertum vorzubereiten. Später zog auch seine Schwester Apollonia nach Regensburg, wo sie ein überaus wohlthätiges, heiligmässiges Leben führte. In ihrer Wohnung hatte sie ein kleines Spital eingerichtet, in welchem sie sieben unheilbare Kranke pflegte.

Sailer war voll Freundlichkeit für uns und widmete uns die Zeit, die er erübrigen konnte. Er machte uns auf die schönsten Punkte in Regensburgs Umgebung aufmerksam und nahm uns auf mehreren Besuchen mit, die er in Frauenklöstern zu machen hatte. So begaben wir uns einmal mit ihm in das Salesianerinnen-Kloster nach Pielenhofen, wo wir noch einige Karmeliterinnen, als Überreste ihres aufgehobenen Ordens, antrafen. Ziemlich früh aufgebrochen, machten wir Mittag in Etterzhausen, bekannt durch eine ziemlich geräumige natürliche Grotte, zu welcher Gartenanlagen führen, und waren entzückt von

diesem Spaziergang. Da der Weg von Etterzhausen bis Pielenhofen zum Fahren sehr schlecht ist, hatten die Klosterfrauen dem Bischof ein Schiff entgegengeschickt, worin wir mit ihm Platz nahmen. Die Fahrt gestaltete sich, sowohl durch die Anmut und Schönheit der Gegend, als auch durch geistige Anregung, höchst interessant, so dass uns der ziemlich lange Weg äusserst kurz vorkam. In Erwartung des Bischofs hatte sich die ziemlich zahlreiche Bevölkerung von Pielenhofen samt der Geistlichkeit im Chorrock am Ufer der Laber versammelt, und vom Schiff aus spendete ihnen Bischof Sailer den Segen. Es freute ihn zu sehen, wie schön zu seinem Empfange die Kirche und ihre Umgebung mit Blumengewinden geschmückt worden. Wir folgten ihm in einiger Entfernung in die Klosterkirche, in welcher an beiden Seiten des Altars, vor den Chorstühlen, die kleine Zahl der von der Säcularisation übrig gebliebenen Karmeliterinnen stand. Sich gegen dieselben wendend, hielt der Bischof einen herrlichen Vortrag über den Segen Gottes. Die Kirche war mit Andächtigen gefüllt, und Alle, besonders die Klosterfrauen, schienen tief ergriffen. Mit dem Bischof und den Nonnen verfügten wir uns dann in das Refectorium des Klosters, wo uns Erfrischungen vorgesetzt wurden. Auch die übrigen Innenräume wurden uns gezeigt, wobei wir Gelegenheit hatten, die hübsche Aussicht so wie mehrere schöne Bilder verstorbener Mitglieder des Ordens, von denen einige heiliggesprochen, zu besichtigen.

Sailer hatte den freundlichen Gedanken, bei unserer Rückkehr nach Mecklenburg bis Amberg mit uns zu fahren, er wollte dort eben eine bischöfliche Visitation vornehmen. Hier geschah es also, dass wir von ihm Abschied nahmen. Den lieben Alexander jedoch hatten wir in Regensburg zurückgelassen, wo ich ihn zu meinem Troste so gut aufgehoben wusste.

VIII. Kapitel.

Abschied von Mecklenburg.

In Ludwigslust angekommen, feierten wir ein äusserst freudiges Wiedersehen mit den Prinzessinnen und unseren übrigen Lieben. Wir blieben nur kurze Zeit noch dort, da im Juli nach Doberan übergesiedelt wurde, wo sich die ganze grossherzogliche Familie, obgleich in verschiedenen Häusern wohnend, gern zusammenfand.

Während dieses Aufenthaltes begann der Briefwechsel zwischen der Erbprinzessin von Hildburghausen, später von Altenburg genannt, gebornen Prinzessin von Württemberg, mit unserer Herzogin Marie sehr lebhaft zu werden. Erstere hegte den innigen Wunsch, Letztere mit ihrem Schwager Georg von Altenburg verbunden zu sehen. Wir hatten die Erbprinzessin 1818 in Weimar kennen gelernt, und schon damals gewannen sich die beiden Prinzessinnen sehr lieb, trotz des Altersunterschiedes, da Marie erst fünfzehn Jahre zählte. Durch ihre Briefe erlangte die Erbprinzessin grossen Einfluss auf ihre nun zwanzigjährige Freundin, welche auch bald

anfing zu wünschen, mit ihr verwandt zu werden. Obgleich dieser Wunsch später erfüllt wurde, blieb er noch zwei Jahre lang das Geheimnis zwischen den beiden.

Von diesen zwei Jahren weiss ich nichts Nennenswertes zu melden ausser der Geburt eines Töchterchens*) des Erbprinzen Paul, welches nach seiner Grossmutter, der schönen und heldenmütigen Königin von Preussen, Luise genannt wurde. Ich empfand eine lebhafte Freude an dem Brüderchen und bald auch schon an der kleinen Luise, da beide gar anmutige Kinder waren. Es hatte sich so mit der Zeit um mich eine liebe jugendliche Schar gesammelt, von der jedes einzelne Glied mir zärtlichst zugethan und unaussprechlich teuer war: Prinz Albrecht damals zwölfeinhalb Jahre zählend, seine liebreizende Schwester Helene zehnjährig und Ida von Bassewitz gleichen Alters, welchen beiden meine liebe Tochter Clotilde um fünf Jahre voraus war. Wir trafen oft im Garten des verstorbenen Erbgrossherzogs Friedrich Ludwig zusammen, wo für dessen erste Gemahlin Helene, eine geborne Grossfürstin von Russland, jene griechisch-orthodoxe Kapelle im entsprechenden Baustil errichtet worden war. Seine zweite Gemahlin, eine geborne Prinzessin von Weimar, sowie deren einjähriges Söhnchen und später er selbst, wurden ebenfalls dort bestattet. Am Jahrestage des Todes

*) Diese heiratete am 20. Oktober 1849 den Fürsten Hugo zu Windischgrätz und starb den 9. März 1859.

der Grossfürstin Helene wurde immer ein griechischer Gottesdienst in dieser Gruftkapelle abgehalten, welchem ausser der grossherzoglichen Familie auch zufällig anwesende Russen und Griechen beizuwohnen pflegten.

Im Februar des Jahres 1825 kam Prinz Georg von Sachsen-Altenburg (damals noch Hildburghausen genannt) nach Schwerin, um während der Ballsaison Gelegenheit zu haben, mit Prinzessin Marie näher bekannt zu werden. Beide junge Leute gefielen einander gut, und der Prinz nahm durch sein edles und liebenswürdiges Wesen die ganze Hofgesellschaft für sich ein; nichtsdestoweniger wünschte man nicht diese Verbindung. Man hielt den apanagierten Prinzen eines kleinen Fürstenhauses für eine viel zu unbedeutende Partie für die schöne, gefeierte Herzogin Marie, um welche sich zu gleicher Zeit auch Prinz Karl von Preussen bewarb. Die Prinzessin aber, welche höchst solide Ansichten betreffs ihrer Verheiratung hatte, bemerkte mir, dass Prinz Karl, so schön er auch sei, nicht die Eigenschaften besässe, welche zu ihrem Glück erforderlich wären, deshalb zöge sie ihm den Prinzen Georg von Altenburg vor. Dieser versäumte nicht, ihr stark den Hof zu machen, was sie sehr gut aufnahm und sich ihm auch liebenswürdig zeigte. Als er dann Schwerin verliess, war die Sache schon so weit gediehen, dass ausgemacht wurde, der Prinz dürfe im Frühjahr wiederkommen, wenn der alte Grossherzog Friedrich Franz und die Kaiserin Marie von Russland bis dahin ihre Zu-

stimmung gegeben haben würden. Die Letztere, welcher man alles Gute vom Prinzen Georg gesagt hatte, bemerkte als Antwort, sie wisse sonst nichts von ihm, als dass er Adjutant des Königs von Bayern gewesen! Trotz der Voreingenommenheit gegen diese kleine Heirat ihrer Enkelin gab sie schliesslich dennoch ihre Einwilligung dazu. Nach vollzogener Hochzeit schrieb ich an die Kaiserin und erhielt von ihr folgenden Brief, aus dem ersichtlich, dass sie ihre Ansicht geändert hatte und die guten Eigenschaften des jungen Gatten anerkannte.

Madame*) la Baronne de Bechtolsheim! J'ai eu le plaisir de recevoir Votre Lettre du 10 de ce mois et Je sais parfaitement rendre justice aux sentiments, qui l'ont dictée, et qui Me la rendent d'autant plus interessante. Je M'unis du fond de Mon coeur à Vous dans les voeux, que Vous formez pour le bonheur de Ma chère Petite-Fille, en Vous remerciant de ceux, que Vous y joignez pour Moi; ainsi que de l'espérance, que Vous Me faites concevoir, de l'accomplissement de nos

*) Deutsche Übersetzung: Frau Baronin Bechtolsheim! Ich war sehr erfreut, Ihren Brief vom 10. d. M. zu erhalten, und trage den Gefühlen, die Ihnen denselben diktierten und ihn mir daher nur noch interessanter machen, Rechnung. Von Herzen meine Wünsche mit den Ihren vereinend, die Sie für das Glück meiner lieben Enkelin zum Himmel sandten, danke ich Ihnen auch zugleich für diejenigen, welche mich betrafen; diese guten Wünsche gehen also jetzt in Erfüllung infolge der edlen Eigenschaften des Gatten, dem ihr Schicksal jetzt anvertraut wird. Ich wage zu hoffen, dass der Himmel sowohl denjenigen Ihrer Verwandten, als auch den meinigen Rechnung tragen werde! Ich begreife wohl,

voeux par les qualités distingués de l'époux auquel Son sort est maintenant confié. J'ose donc penser, que le Ciel daigne confirmer les bénédictions de Ses parens et les Miennes! Je conçois tout ce, que Vous avez du éprouver en Vous séparant d'Elle, mais c'est une douce consolation, que je partage avec Vous, celle de voir les sentiments d'attachement, qu'Elle a su imposer, et les regrets, qu'Elle laisse dans Son pays. Puisse-t-Elle être apréciée de même dans les lieux qu'Elle, va maintenant habiter. — J'aime à l'espérer et je recevrai avec bien du plaisir toutes les nouvelles, que Votre séjour rapproché de la future résidence de Ma Petite-Fille Vous mettront à même de Me donner à cet égard. Je Vous prie de croire, que je serai toujours charmée de Vous témoigner les sentiments de bienveillance avec lesquels Je suis

Votre affectionnée

Gatschina ce 27 Octobre 1825. Marie J.

---

was Sie im Momente der Trennung von ihr litten, doch das ist ein süsser Trost, den ich mit Ihnen teile, alle die Gefühle der Anhänglichkeit wahrzunehmen, die jene in ihrem Vaterlande zurückliess. Möge sie auch in ihrer neuen Heimat gleich geschätzt und geliebt werden! Ich glaube es hoffen zu dürfen und werde mit Freuden alle Nachrichten empfangen, die Sie mir, da Sie sich in der nächsten Nähe des künftigen Aufenthaltsortes meiner Enkelin befinden werden, zukommen lassen. Seien Sie versichert, dass es mir immer Freude bereiten wird, Ihnen die Gefühle meines Wohlwollens auszudrücken, mit denen ich stets verbleibe

Ihre wohlgewogene

Gatschina, den 27. Oktober 1825. Marie J.

Anfangs Juni kam Prinz Georg wieder, und am 13. wurde die feierliche Verlobung gehalten. Nach wenigen Tagen schieden sie ganz gerührt, der Bräutigam musste heimwärts nach Hildburghausen eilen, um das dortige schöne, in grossartigen Verhältnissen erbaute Schloss zum Empfange der Prinzessin vorzubereiten.

Im September reisten wir nach Ludwigslust, wo ich dann sehr viel zu thun hatte, teils wegen des Trousseaus der Prinzessin, teils der von ihr zu machenden Geschenke halber. Man brachte zu diesem Behufe nach und nach 20 000 Thaler in Fässern in mein Zimmer, wo diese Summe auf dem Parkettboden ausgebreitet und überzählt wurde. Die Ausstattung war ausnehmend schön. Es befand sich darunter ein prachtvolles weisses Pointkleid aus Brüsseler Spitzen und zwei Kleider aus Silber-Brokat, wovon eines mit Rosa durchwirkt und das andere mit Lilien und Rosen erhaben gestickt war. Diese beiden kamen aus Berlin. Prinzessin Marie besass einen grossen Reichtum an Edelsteinen. Es wurde davon ein wundervoller Schmuck mit Brillanten und schönen grossen Saphiren gefasst. Sie hatte in ihrem Besitze drei Kommodeschubladen voll Kleinodien der schönsten Art, welche die Hälfte des Schmuckes ihrer Mutter ausmachten. Die andere Hälfte war ihrem Bruder Paul als Erbteil zugefallen, welcher daraus viele schöne Gegenstände für seine Gemahlin herzustellen befahl. Prinzessin Marie liess die meisten Steine ungefasst und verwendete sie in

späteren Jahren zum Ankaufe von Landgütern für ihre Söhne.

Die Hochzeitsfeier fand am 7. Oktober mit grossem Pompe statt. Das Kleid der Braut war aus Silberstoff mit prachtvoller Stickerei, ihren Kopfputz bildete ein Myrtenkranz mit vielen feuersprühenden Diamanten untermischt. Es war damals noch nicht Sitte, einen Brautschleier zu tragen. Der Tag verlief auf das Glanzvollste in Lust und Freude. Am Abend geleitete die Frau Erbgrossherzogin und ich mit ihr die Neuvermählten in die für dieselben bereiteten Gemächer, von wo ich, nach damaligem Hofgebrauch, sogenannte „Stücke von den Strumpfbändern der jungen Frau“ mitbrachte; es waren dies gestickte Bänder, um deren Besitz sich die Gesellschaft drängte.

Noch einen Tag brachten Prinz und Prinzessin Georg mit uns zu, dann reisten sie, begleitet von den aufrichtigsten Glück- und Segenswünschen, nach Hildburghausen ab. Es versteht sich, dass dieser Abschied uns erschütterte und rührte. Auch unter der Bevölkerung war die Teilnahme an der Zukunft unserer Herzogin Marie eine allgemeine, und manche Thräne wurde ihr nachgeweint, da sie immer so freundlich und wohlthätig gewesen. Ich fühlte mich durch ihre Abreise zwar sehr vereinsamt, doch die Menge der Geschäfte, die ich noch abzuwickeln hatte, sowie die teure Gesellschaft der Erbgrossherzogin, der Fräulein von Bose und Nancy von Salomon mit der kleinen Prinzessin Helene, vermochten mich zu zerstreuen.

Auch Erbgrossherzog Paul war während dieser Tage besonders herzlich in seiner Freundschaft zu mir und bat mich um Verzeihung, dass er öfter gegen meinen Willen gehandelt habe, indem er darauf gedrungen, dass seine Schwester länger, als es bestimmt, auf Bällen und in Gesellschaften verweile. Dann wieder sprach er mir seine Dankbarkeit dafür aus, dass ich in vielen Gelegenheiten Partei für ihn ergriffen hätte, indem ich trotz seines Leichtsinnes immer das Bessere in seinem Wesen erkannte.

Die liebe, gute Erbgrossherzogin sowie auch meine übrigen Freunde drangen in mich, länger bei ihnen zu verweilen, und ich selbst hätte es einesteils gar gern gethan, allein die nahende Winterszeit sowie die Sehnsucht meines lieben Alexander, uns wiederzusehen, die auch uns erfasst hatte, machten einen Aufschub meiner Abreise unmöglich. Freilich musste es ein neuer Schmerz für mich sein, von all den Lieben, möglicher-, ja wahrscheinlicherweise, für immer zu scheiden; trotzdem aber bestimmte ich den zehnten Tag nach der Hochzeit dazu, die Reise anzutreten. Leider verbitterte mir meine alte Kammerfrau Lüdritz diese letzte Woche, die ihr für das, was sie zu thun hatte, viel zu kurz schien.

Schon vor einiger Zeit war ich mit dem Gedanken umgegangen, mich mit meinen lieben Kindern irgendwo auf dem Lande niederzulassen. Doch hatte ich noch mit Niemandem über diesen, mir selbst noch unklaren Plan gesprochen, als mir Alexander plötzlich

schrieb, dass in der Nähe von Regensburg ein kleines Landgut verkauft werden sollte, und mir den Vorschlag machte, es zu erwerben. Ich erkundigte mich darnach, und, da es mir empfohlen wurde, kaufte ich es. Dorthin wollte ich mich nun begeben, vorher aber noch meine liebe Tante Bozheim, welche mit ihren Enkelinnen in Paray, unweit Magdeburg, lebte, besuchen.

Mit grosser Liebe und herzlicher Freude wurden wir dort empfangen. Die Kinder, deren ältestes zehn Jahre zählte, schienen geistig sehr begabt und wurden von ihrer Grossmutter vortrefflich erzogen. Clotilde gab sich gern mit ihnen ab, während ich mit der guten Tante über Vergangenes und Hoffnungen für die Zukunft mich unterhielt. Sehr störend kam ein Unwohlsein über mich, das mich verhinderte, mehreren Gesellschaften beizuwohnen, welche bekannte Damen in nahegelegenen Villen freundlichst mir zu Ehren geben wollten.

Als ich mich wieder erholt hatte, reisten wir weiter und hielten uns bei Frau von Bülow, geborenen von Gadow, in Gentin auf. Diese so wie ihr Gemahl, zwei liebenswürdige, angenehme Menschen, wurden später Herrenhuter, indem sie in die Gemeinschaft der „mährischen Brüder“ eintraten. Dem Direktor des Armen-Institutes in Quedlinburg hatte ich versprochen, den einzigen katholischen Knaben, der sich in seiner Anstalt befand, nach Baiern mitzunehmen. So hielt ich mich in dieser Stadt auf, da mir dieser übergeben werden sollte. Er hiess Christian und sollte Gärt-

nerlehrling werden. Ich hoffte viel Gutes von seiner Befähigung, doch entsprach er leider nicht meinen Erwartungen.



Alexander und Clotilde von Bechtolsheim

(Die Kinder der Verfasserin)

Auch meine teuere Tante Keller mit ihrer mir so lieben Familie wollte ich noch in Stedten besuchen. Gross war die allseitige Freude des Wiedersehens, aber leider konnte ich mich nur wenige Tage dort aufhalten und setzte meine Reise über Schmalkalden auf dem denkbar schlechtesten Fahrwege fort. Während der Durchreise besahen wir in Nürnberg die schönen Kirchen und kamen am nächsten Tage in Regensburg an. Alexander, der uns bis zur Brücke entgegen-

gekommen, schien mir ganz ausser Atem und blass vor Freude. Mit ihm begaben wir uns sofort in unser neues Heim. Es war dies am 12. November 1825.

— —

Hier enden die Aufzeichnungen meiner Urgrossmutter. Sie hatte dieselben eben nur für ihre Kinder, Alexander und Clotilde, verfasst, um ihnen damit ein anschauliches Bild jener Zeiten zu geben, welche den beiden, entweder ihrer damals noch allzugrossen Jugend oder ihrer zeitweiligen Abwesenheit vom Aufenthaltsorte der Mutter halber nicht bekannt oder erinnerlich sein konnten. Jetzt, wo sie mit ihren Kindern vereint war, diese also die täglichen Erlebnisse kannten, entfiel für sie die Veranlassung ihre Memoiren weiterzuführen.

Das Landgut, welches sie zuerst in Baiern besass, entsprach weder ihren Gewohnheiten, noch ihrem Geschmacke. Sie verkaufte es daher bald wieder und erwarb das Schlossgut Bodenstein bei Nittenau in der bairischen Oberpfalz, welches durch lange Jahre ihr Wohnsitz blieb. Dort war sie die Wohlthäterin der ganzen Umgegend: so errichtete sie unter anderem eine Schule in Bodenstein und erhielt das Lehrerpersonal aus eigenen Mitteln. Allen, die sich in Not oder Bedrängnis an sie wandten, half sie bereitwilligst mit Rat und That.

Im Jahre 1829 hatte Clotilde einen Gutsnachbarn, den Reichsgrafen Gustav von Oberndorff, geheiratet, und im Jahre 1837 Alexander die Freiin Caroline von Freiberg-Eisenberg geehelicht, worauf er sich in Regensburg niederliess. So blieb Katharina von Bechtolsheim in der Nähe und in beständigem Verkehr mit ihren Kindern und deren Familien.

Im Jahre 1843 unternahm sie die letzte Reise nach Frankreich, um ihren damals schon hochbetagten Vater und die Familie ihres Bruders zu besuchen. Es wurde der grosse Reisewagen gepackt, die Koffer daraufgeschnürt und befestigt, die kleine silberne Reiseuhr im Schildkrötengehäuse im Innern des Wagens aufgehängt und die Fahrt mit der Kammerjungfer und einem bewährten Bedienten per Extrapost angetreten. „Lebt wohl, liebe Kinder, gross

und klein," sagte sie beim Abschied, „ich gehe, für kurze Zeit wieder Kathinka zu sein! Bei meiner Rückkehr werde ich dann wieder ausschliesslich Mama und Grossmama!"

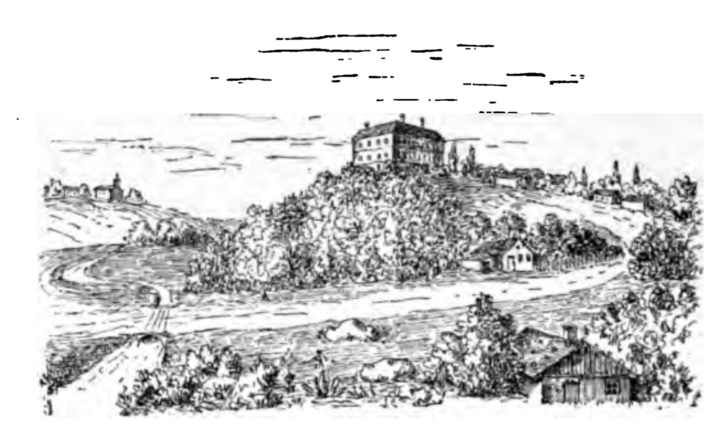
Aber nicht nur ihren Angehörigen galt diese Reise, sondern auch der Herzogin Helene von Orléans, geb. Prinzessin von Mecklenburg, welche der Freundin ihrer Kindheit durch das ganze Leben treue Anhänglichkeit bewahrte. Die Prinzessin hatte im Jahre 1837 den damaligen Kronprinzen von Frankreich, Herzog Ferdinand von Orléans, geheiratet. Baronin Bechtolsheim war anfangs gegen diese Verbindung eingenommen gewesen, musste sie ja doch als echte Royalistin die Linie Orléans als Usurpatoren der Königswürde betrachten. Die Person des Herzogs Ferdinand war ihr jedoch sympathisch geworden, seit sie zur Überzeugung gekommen, dass Prinzessin Helene in glücklichster Ehe mit ihm lebte. Im Jahre 1842 ereignete es sich, dass der Herzog auf einer Fahrt, als die Pferde plötzlich scheuten und durchgingen, einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen that und infolge der dabei erlittenen Verletzungen starb. — Nun hatte die untröstliche Witwe in ihren häufigen Briefen den lebhaften Wunsch geäussert, ihre liebe Freundin wiederzusehen. Dies mochte die eigentliche Veranlassung zu der damaligen Reise gewesen sein.

Noch einmal besuchte sie in späteren Jahren die ihr so teuere Herzogin, um derselben, soviel es in ihrer Macht stand, tröstend zur Seite zu stehen. Als nämlich das Jahr 1848 die Dynastie Orléans stürzte, musste auch die Herzogin mit ihren Söhnen Frankreich verlassen und bei den deutschen Verwandten Schutz suchen, welche ihr einstweilen Schloss Eisenach zur Verfügung stellten, wohin sie auch Baronin Bechtolsheim einlud, welche gern diesem Rufe folgte, der so ganz dem Zuge ihres Herzens entsprach. Sie verbrachte einige Wochen in ihrem für sie an Erinnerungen so reichen Eisenach.

Das Jahr 1852 nannte sie mit Recht das schmerzlichste ihres Lebens, denn am 30. Januar starb ihr innigstgeliebter Sohn Alexander, welchem am 18. April, also kaum drei Monate später, seine Schwester Clotilde von Oberndorff in die Ewigkeit folgte. Tief gebeugt durch diesen doppelten Verlust, fand Baronin Bech-

tolsheim nur Trost und Stärke in Gott und dem edlen Bestreben, ihren Enkeln die früh entrissenen Eltern zu ersetzen. Sie starb am 17. Februar 1872 zu München im Hause ihres Schwiegersohnes, bei dem sie die letzten Jahre ihres Lebens zubrachte.

Der Herausgeber.



SCHLOSS BODENSTEIN

Zwei Anhänge.

(1. Briefe aus dem Nachlasse des Barons von Grimm.
2. Ein Ehekontrakt aus dem Jahre 1786.)



Erster Anhang.

Briefe aus dem Nachlasse des Barons von Grimm.*)

I.

Fünf Briefe und elf Brieffragmente der Kaiserin Katharina II. von Russland an Friedrich Melchior Baron Grimm von Grimmhof.

Erster Brief.

à Pétersbourg ce 7/26 de Mars 1771.

Monsieur!

J'ai reçu vos deux lettres du 14 et 27 Février presque en même temps. Vous désirez que je vous dise un mot sur les grossièrtés et les sottises des Chinois, dont j'ai fait mention dans une de mes lettres. Nous sommes voisins, comme vous le savez; nos lisières de part et d'autres sont bordées de peuples pasteurs, Tartares et payens. Ces peuplades sont très portées au brigandage; ils s'enlèvent (souvent par représsailles) des troupeaux et même du monde. Ces querelles, quand elles ont lieu, sont décidées par des Commissaires envoyés sur les frontières. Messieurs les Chinois sont si grands chicaneurs que c'est la mer à boire que de finir

---

*) Die Originale aller nachfolgenden Briefe befinden sich im gräflich Erdődyschen Archive zu Galgócz, Neutraer Comitat, Ungarn.

même des misères avec eux, et il est arrivé plus d'une fois, que, n'ayant plus rien à demander, ils exigeaient les os des morts, non pas pour leur rendre honneur, mais uniquement pour chicaner. Des misères pareilles leur ont servi de prétexte pour interrompre le commerce pendant dix ans; je dis de prétexte, parceque la vraie raison était que Sa Majesté Chinoise avait donné à un de ses Ministres en monopole le commerce avec la Russie. Les Chinois et les Russes s'en plaignaient également; et, comme tout commerce naturel est très difficile à gêner, les deux nations échangeaient leurs marchandises là, où il n'y avait point de douane établie, et préféraient la nécessité aux risques. M. le Ministre vexait les provinces chinoises limitrophes et ne commerçait pas. Lorsque d'ici on leur écrivait sur l'état des choses, en réponse on recevait des cahiers très amples de prose mal arrangée, où l'esprit philosophique ni la politesse ne se faisaient pas même entrevoir, et qui d'un bout jusqu'à l'autre n'étaient qu'un tissu d'ignorance et de barbarie. On leur a dit d'ici qu'on n'avait garde d'adopter leur stile, parcequ'en Europe et en Asie ce stile passait pour impoli. Je sais qu'on peut répondre à cela que les Tartares qui ont fait la conquête de la Chine ne valent pas les anciens Chinois; je le veux croire, mais toujours cela prouve que les conquérants n'ont point adopté la politesse des conquis, et ceux ci courent risque d'être entrainés par les moeurs dominantes.

J'en viens à présent à l'article Loix que vous avez bien voulu me communiquer, et qui est si flatteur pour moi. Assurément, Monsieur, sans la guerre que le Sultan m'a injustement déclarée, une grande partie de ce que vous dites serait fait, mais pour le présent on ne peut parvenir encore qu'à faire des projets pour les différentes branches du grand

arbre de la législation d'après mes principes, qui sont imprimés et que vous connaissez. Nous sommes trop occupés à nous battre, et cela nous donne trop de distration pour mettre toute l'application convenable à cet immense ouvrage dans le moment présent.

J'aime mieux, Monsieur, vos vers qu'un corps de troupes auxilliaires; celles ci pourraient tourner le dos dans un moment décisif; vos vers feront les délices de la postérité, qui ne sera que l'écho de vos contemporains. Ceux que vous m'avez envoyés s'impriment dans la mémoire, et le feu qui y règne est étonnant; il me donne l'enthousiasme de prophétiser. Vous vivrez deux cents ans! on espère volontiers ce que l'on souhaite. Accomplissez, s'il vous plaît ma prophétie; c'est la première que j'aie faite.

Catherine.

Zweiter Brief.

à Czarskozélo le 17 avril 1776.

J'ai reçu votre lettre de Naples dans les jours les plus affreux de ma vie. Le dix avril à quatre heures du matin mon fils vint me chercher parceque son épouse*) sentait les douleurs de l'enfantement. Je sautais du lit, et j'accourus. Je la trouvais se tourmentant beaucoup, mais sans qu'il y eut rien d'extraordinaire. Une femme et un chirurgien habile la secouraient; le temps et la patience devaient la tirer d'affaire. Cet état continua jusqu'à la nuit; il y eut des intervalles tranquilles, du sommeil même, les forces ne diminuaient

*) Natalie, geborene Landgräfin von Hessen-Darmstadt, des nachmaligen Kaisers Paul I. erste Gattin († 1776), noch im selben Jahre heiratete er Marie, geb. Herzogin von Württemberg.

Der Herausgeber.

point. Le lundi se passa dans une attente et un état pareille et très inquiétant. Outre son médecin, qui ne quittait pas 'antichambre, celui du Grand duc et un autre accoucheur, le plus habile qu'il y eut, furent appellés pour servir de conseil à ceux qui y étaient. Leur conseil ne produisit ni soulagement ni nouveaux expédients. Ils demandirent mardi mon médecin et un ancien accoucheur habile, pour faire une nouvelle consultation. Le résultat fut qu'il fallait sauver la mère, parceque probablement l'enfant était mort. Les instruments furent employés. Un concours de malheureuses circonstances occasionné par la conformation, et par divers accidents, rendirent toute la science humaine inutile — le jeudi la Grand'duchesse reçut tous les sacrements. Le prince Henry*) proposa son médecin; il fut admis et justifia ses confrères. Le vendredi cette Princesse rendit l'âme à cinq heures du soir. Hier elle fut ouverte en présence de treize médecins et chirurgiens, et par leur rapport unanime il resulte que c'est un cas presque unique et irrémédiable. Vous ne sauriez vous imaginer ce qu'elle a du souffrir et nous avec elle. J'en ai l'âme déchirée. Je n'ai pas eu un moment de repos pendant ces cinq jours. Je n'ai quitté cette Princesse ni jour ni nuit jusqu'à ce qu'elle a eu les yeux fermés. Elle me disait au milieu de ses souffrances: „Vous êtes une excellente gardemalade." Imaginez vous ma situation. Consoler l'un, raffermir l'autre, n'en pouvant plus de corps et d'âme; obligée d'encourager, de décider, de prévoir tout ce qui ne devait point être oublié. Je vous

*) Wohl Prinz Heinrich von Preussen, der Bruder Friedrichs des Grossen. Dieser weilte nämlich in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts längere Zeit in Petersburg.

Der Herausgeber.

avoue que de ma vie je ne me suis trouvée dans une situation plus difficile, plus horrible, plus pénible. J'oubliai boire, manger et dormir, et mes forces se soutenaient je ne sais comment. Je commence à croire que si de cette aventure mon système nerveux ne se dérange pas, il est indérangeable. Vingt quatre heures avant la mort de la Grand'duchesse j'envoyai prier le prince Henry de s'emparer pour mon soulagement du Grandduc. Il vint et ne le quitta plus. Il supporte son profond chagrin avec assez de fermeté, mais aujourd'hui il a pris la fièvre. Dès que son Epouse fut morte je l'enlevai pour le mener ici. Adieu, je répondrai à votre lettre une autre fois.

du 18 avril.

Rendez grâce à Dieu, bien loin de vous lamenter de n'être pas du voyage du Prince Henry. Votre boyau fêlé n'aurait pas resisté au spectacle dont vous avez vu les details dans ma feuille d'hier. Nous, qui ne sommes pas dans votre cas, à peine somme nous en vie. Il y avait des moments où je sentais des déchirements d'entrailles et à chaque cris je me sentais défaillir. Le vendredi je devins pierre et à présent encore je ne me sens pas. J'ai des heures de faiblesse, d'autres de force; cela tient de la fièvre intermittante, mais elle est plutot morale que physique. Personne n'a d'idée de cela à moins de l'avoir vu ou éprouvé. Imaginez vous que moi qui suis pleureuse de profession, j'ai vu mourir sans repandre une larme. Je me disais, si tu pleures, les autres sangloteront; si tu sanglotes, les autres s'évanouiront, et tout le monde perdra la tête. Mais je coupe court à tout cela et à tout ce que j'aurais à vous dire sur ce sujet. Je m'en rapporte au Prince Henry, et ne vous en dirai plus rien. Vous voyez que l'homme propose et que Dieu dispose.

Dritter Brief.

à Pétersbourg le 14/25 Decembre 1777.

Connaissez vous Monsieur Alexandre? Allez vous souvent à Versailles? En ce cas vous connaissez ou bien vous ne connaissez pas les commis des commis de Monsieur Alexandre, c'est à dire de ce Monsieur Alexandre dont il est tant question dans „l'Ingénu?" Mais je parie que vous ne connaissez point du tout Monsieur Alexandre, du moins celui dont je vais vous parler. Ce n'est point d'Alexandre le grand qu'il s'agit, mais d'un tout petit Alexandre*) qui vient de naitre le 12 de ce mois, à dix heures trois quarts du matin. Tout cela veut dire que la Grand'duchesse vient d'accoucher d'un fils qui à l'honneur de Saint Alexandre Newsky, a reçu le nom pompeux d'Alexandre, et que j'appelle moi „Monsieur" Alexandre parceque s'il se mêle de vivre, sans faute avec le temps, ses commis auront des commis. Voyez un peu ce que c'est que les prophéties et le commérage de Grand'mère. Ne voilà-t-il pas une preuve de perspicacité très éclatante! Aber, mein Gott! was wird denn aus dem Jungen werden? Je me rassure avec Bayle et le père de Tristram Shandi qui étaient d'avis que le nom influait sur la chose. Convenez que celui ci est illustre. Il y a eu des matadors qui l'ont porté. Pourvu que les as ne soiènt pas passés à cette bande là. Les exemples de famille y font ils quelque chose? Que pensez vous? Le choix embarrasse quelquefois, les exemples n'y font rien au dire de l'évangile du vênérable Pasteur Wagner. C'est le naturel qui fait tout.

---

*) Kaiser Alexander I. Paulowitsch, geb. 12. Dezember 1777.
Der Herausgeber.

Mais où le chercher celui là? Est-ce au fond du sac de la bonne constitution? Celle-ci parait y être, pourvu que la masse n'absorbe point le flogistique, les chairs, les os, cela tiraille l'esprit à droite et à gauche. J'enverrai débattre tout cela à la Reine douairière de Suède, elle s'en tirera mieux que moi. C'est dommage que les fées ont passé de mode. Elles vous douaient un enfant de tout ce qu'on voulait. Je leur aurais fait de beaux présents, et je leur aurais chuchoté à l'oreille: „Mesdames, du naturel, un tantinet de naturel, et l'expérience fera à peu près le reste. Adieu, portez vous bien."

J'ai reçu votre postscripture aux belles choses que m'apporte Thier de votre part, mais celui-ci n'est point encore arrivé. Etes vous content de l'éloge de Madame Geoffrin? Je trouve que cela est bien dit, mais qu'il n'en reste rien dans la tête. Je sais bien ce qui y manque. Cet auteur n'est pas le mien, nos têtes ne vont point ensemble Gott weiss, alle die Leute wollen mehr wie sie können, und ich liebe die Köpfe die ohne Wollen und ohne sich aufzuziehen, von selbst laufen. En devenant vieux, je crois qu'on devient trop difficile et que c'est mon cas.

Vierter Brief.

à Pétersbourg le 22 Decembre 1777.

N'est il pas vrai que rien n'est plus importun que de bombarder les gens de lettres? J'en conviens moi même. Voilà, me parait, la troisième que je vous écris, sans trop savoir pourquoi, mais il faut que je vous écrive, ma tête le veut. Eh bien, ne la lisez pas, il y a remède à tout, je vous le repète, jettez la au feu sans la lire. Monsieur

Alexandre a été baptisé avant hier, et tout le monde se porte bien, hormis les Anglais qui ont la tête penchée sur leur estomac depuis la déplorable aventure*) du Général Burgoyne. Il y a là de quoi se ronger lęs doigts à la façon du Prince Potemkin. Cela met le sang en mouvement. Si celui du Parlement de la Grande Bretagne reste calme, je les déclare moi ehrwürdige Passgänger. Il y a là vingt résolutions à prendre selon moi les unes plus belles et plus éclatantes que les autres. Nous verrons un peu ce qu'ils feront, et s'ils font bien, cela nous fera devenir sage et nous apprendra à renfermer nos opinions et à morigéner notre imagination, m'entendez-vous? Schach Baham et moi, nous nous entendons bien nous mêmes. Quand vous m'écrirez un jour parlez moi un peu de M. Quirini, de l'abbé Galiani et de Mengs! Ce dernier fait-il mes tableaux? Oh mon Dieu, si vous voyez comme malgré toutes vos mauvaises prédictions, je suis bien logée cet hiver. Il y a tout plein de choses admirables et comme vous n'en avez jamais vu, éparpillées partout à l'entour de moi qui ne me sont bonnes à rien, et dont je ne me sers point du tout; c'est une felicité de voir cela seulement. Je ressemble au Chan des Kirgis auquel l'Impératrice Elisabeth donna une maison à Orenbourg et qui fit dresser sa tente dans la cour pour y demeurer. Je me tiens dans mon coin et le parement d'église va son train, nous en sommes au second lai de l'autel. L'introduction des règlements va son train aussi, la législation aussi, mais

*) Der englische General John Burgoyne musste sich im nordamerikanischen Befreiungskriege bei Saratoga, in einen Hinterhalt gefallen, am 17. Oktober 1777 mit seinem ganzen 5550 Mann starken Korps dem amerikanischen General Gates ergeben.

Der Herausgeber.

doucement. Je ne sais ce que c'est. Si c'est la matière ou la tête qui en est cause, mais les enjambées deviennent rares, c'est une fièvre lente et continue sans élans. Ne vous était-il pas bien nécessaire de savoir tout cela? Le Patriarche m'a fait l'honneur de m'envoyer un livre qu'il a intitulé „Prix de la justice et de l'humanité". Il veut que cela serve à faire un code criminel qu'il veut avoir pour cent louis. Cela est modique. Moi je crois qu'il sera fait gratis ou point du tout. Pour le faire, il faut pêcher dans le coeur, dans l'expérience, dans les loix, coutumes et moeurs d'une nation, et point dans la bourse. Les prix accadémiques aiguisent l'esprit des jeunes gens; ici c'est l'affaire de barbous éclairés, de gens qui ont eu le maniement de bien des choses et pour qui cent louis ne sont rien. A propos de cela, savez vous bien que l'Opéra de Paisiello était une chose charmante? J'ai oublié de vous en parler. J'ai été toute oreille pour cet opéra, malgré l'insensibilité naturelle de mon tympan pour la musique. Je mets Paisiello à côté de Galuppi. Il vient d'arriver un bouffon qui est fort drôle, la musique même qu'il chante, me fait rire. Dieu sait comme cela est arrangé. Ecoutez, homme à développement, développez moi d'où vient que la musique de ce bouffon me fait rire, tandis que la musique des opéras comiques français m'inspire de l'indignation et du mépris, à moi qui n'aime ni ne sais la musique. Vous ne ferez point imprimer cette lettre par une raison de plus, c'est qu'elle est la production d'un malade qui griffonne pour s'amuser. J'ai aujourd'hui mal à la tête, et vous êtes mon souffre douleur depuis longtemps. Je puis même, quand vous le voudrez, vous donner un attestat comme témoin que vous avez fait preuve devant moi d'une patience incroyable. Adieu, portez vous bien. Voilà quatre pages remplies très exactement.

Fünfter Brief.

à Pétersbourg du 14 Février 1778.

Monsieur le souffre-douleur, il faut que je vous écrive, car j'ai mal à la tête. Ne vous attendez pas aujourd'hui à grande imagination, où bien à nombre de paroles culbutant les unes sur les autres comme les eaux d'une digue rompue. Ce n'est point cela; il ne s'agit que d'un simple récit de la fête du seigneur Azor. Or donc pour entrer en matière, il faut vous rappeller ce que je vous ai dit déjà, que nous étions dans les fêtes et mascarades jusque par dessus les oreilles, et que nous roulions par la ville de maison en maison comme les rats de grenier en grenier. Il s'est trouvé un malheureux petit jour de repos Mardi 13 Février où tout le monde étourdi par la musique, accablé de danse et défatigué comptait respirer chacun dans son manoir. Ne voilà-t-il pas que Satanas, cet ennemi du repos, vient s'en mêler! Que fait-il? Il inspire au Seigneur Gentilhomme Africain l'idée de choisir un jour d'opéra où les loges étaient presque vuides et le parterre assez clair semé, de se montrer tout-à-coup dans la salle, affublé dans le costume de son pays et de présenter à une trentaine de personnes les plus considérables le manifeste ci joint imprimé. Ce bel écrit où personne ne comprenait rien, mit toutes les têtes en l'air. Qu'est-ce? Que sera-ce? De quoi s'agit-il? Je devine. Je ne devine pas. On imaginait, on supposait, on ce cassait la tête, et l'on en riait d'autant. „Bonne préparation pour la fête", disait le Seigneur Azor. A la moitié de l'Opéra, selon le désir dudit Seigneur Africain, tout le monde invité se rendit au lieu assigné. On fut obligé de monter par un

petit escalier tournant et fort étroit, non pas précisément au grenier, mais dans certains entresols, où tout respire l'ambroisie de l'Asie. Là trois grandes tables à tapis de velours étaient dressées pour le macao. Sur chacune se trouvait placée une petite boîte avec une petite cuiller d'or. (J'entre dans ces détails pour la commodité de ceux, qui voudront imiter le Seigneur Azor). L'affiche ci jointe accompagnait les boîtes. La compagnie s'empressa à remplir les intentions de l'hôte. Rien de plus animé que ce jeu-là, disaient les hommes. Rien de plus amusant, disaient les femmes. C'est joli de jouer aux diamants. Cela ressemble aux mille et une nuits. On avait de l'espoir comme quatre, et l'or et les bijoux roulaient d'autant. Les politiques disaient que c'était une nouveauté très piquante, d'autres se taisaient, mais amenaient neuf. Enfin ce beau jeu dura une heure et demie jusqu'au souper, et les boîtes n'étaient pas vides. On prit alors le parti de partager ce qui restait entre les joueurs. Après quoi on descendit l'escalier par lequel on avait monté, et l'on se trouve dans un appartement tout en glaces, murs et plafond, tout en était couvert. En face de l'escalier est une grande croisée dont les rideaux s'ouvrirent subitement et découvrirent un grand A de la longueur d'une archine, d'une largeur proportionnée, formé des plus beaux diamants de la couronne. Sous cet A immense se trouvait une vingtaine de pages vêtus d'étoffes d'or avec des écharpes de satin bleu. Ils devaient faire le service des tables et groupaient parfaitement bien dans la croisée sous l'A de diamants. Les tables étaient placées le long des murs à droite et à gauche, adossés aux glaces de façon que les convives se trouvaient en face. Mais comment vous décrire le dessert placé devant ces glaces? C'étaient les plus belles pièces

du surtout Breteuil couvertes par tous les bijoux des quatre armoires, que vous connaissez. Le dessin et l'arrangement de tout cela étaient à la lettre une chose charmante. J'ai ordonné d'en faire un dessin et de le graver, je vous l'enverrai. En entrant dans la salle tout le monde resta ébahi de la beauté et de la richesse du spectacle, et plus d'une demie heure se passa sans qu'on pût parvenir à faire asseoir les convives aux tables, qui les attendaient. Pendant le souper l'enthousiasme ne diminua point: on remonta ensuite aux entresols. J'ai oublié de vous dire qu'en entrant la première fois dans ces appartements, on passa par cette salle, où il n'y avait aucune décoration et que tout s'est arrangé pendant le jeu aux diamants. Vis-à-vis du grand A en diamant de la croisée il y avait dans une nicho un autre grand A tout pareil formé de perles. Mais en voilà assez pour aujourd'hui.

Manifeste.

Francisque Azor, ancien Gouverneur de tortues à la Guadeloupe, aujourd'hui avantageusement connu à la Cour impériale de Russie, a eu l'honneur de déclarer plus d'une fois en présence de témoins, comme quoi il était gentilhomme Africain. Il ignore si c'est par envie ou par d'autres motifs, que plusieurs ont voulu lui contester cette qualité. Mais cela lui est assez indifférent aujourd'hui, où il se détermine enfin à déployer en face du public le caractère de Représentant de sa patrie, de celle de l'or et de l'argent, des pierreries et des monstres, en un mot de la grande partie du globe terrestre, appelée Afrique. Il administrera ses preuves à quiconque le présent écrit sera par lui ou par

son subdélégué remis en mains propres, pourvu qu'on veuille bien se rendre au sortir du spectacle le Mardi 13 Février 1778 dans les appartements de l'Impératrice, tenant cet écrit à la main. Les personnes éclairées conviendront, que le Seigneur représentant ne pouvait choisir un moment plus favorable pour contribuer à l'éclat de cette époque brillante, en faisant valoir ses droits. Il finit en souhaitant qu'après jeu et souper un doux sommeil vienne au secours des yeux fatigués de ses convives.

Affiche.

Le Seigneur Représentant a exposé sur chaque table une boîte remplie de diamants, non pas en vente, mais afin qu'en jouant au Macao, chaque neuf soit payé de sa part d'un brillant.

Erstes Fragment.*

Pétersbourg, 5 Octobre 1777.

Quand vous y serez (en France) je vous prie de trouver une occasion pour dire à Monsieur Necker, que Monsieur de Schouwalow*) m'a remis son livre sur le commerce des grains, et que je lui en ai mille obligations; c'est un excellent livre. Voilà pour lui, et voici qui est pour vous. L'auteur

*) „Iwan Iwanowitsch Graf von Schuwalow, Günstling der Kaiserin Elisabeth, geb. 12. November 1727, ward von der Kaiserin zum Oberkammerherrn ernannt und gründete 1755 die Universität, nebst zwei zu ihr gehörigen Gymnasien zu Moskau, sowie 1758 die Akademie der Künste zu Petersburg; er starb hier am 25. Nov. 1798." (Entnommen aus Meyers Konversationslexikon 4. Aufl. 14. Bd. pag. 672.)

de ce livre, que je lis moi même, est une tête profonde. Ce n'est pas un livre fait pour tout le monde, et il n'y a qu'une certaine trempe de gens qui le comprendront. Je l'ai rangé parmi mes livres classiques à moi; pour cette partie là c'est mon Blackstone. Quand je nomme Blackstone, il me vient tout de suite en tête et les loges de Rafaël et le livre de Bibiena. Par conséquent le livre de Monsieur Necker est aussi admis chez moi aux honneurs du crayon rouge. J'aime beaucoup le chapitre qui commence page 136. Surtout ce qu'il dit du nord, je ne puis me ranger de son avis. N'y ayant jamais été, il n'en connait pas assez le local, et tranche et généralise trop vaguement. Si je le connaissais, j'entrerais parci-parlà en dispute avec lui. Je lui dirais par exemple: Les pays du nord ont des provinces vers le midi les plus fertiles du monde, qui ne ressemblent en rien aux rives de la mer glaciale. Si ces rives sont peu peuplées, sachez que le terrain manque dans d'autres contrées etc. etc. Patience, dans quelques années vous verrez des cartes de la Russie qui en donneront une idée juste. Beaucoup de ces méprises viennent de ce que les capitales ont été placées sous des points de ciel disgracieux . . .

---

* Die mit * bezeichneten Fragmente (und zwar das 1., 2., 8., 9. und 10.) enthalten Reflexionen über Werke Neckers. — Jacques Necker (1732—1804), berühmter französischer Finanzminister Ludwig XVI., schrieb: „Eloge de Colbert" (Paris 1778), „Essai sur la législation et le commerce de grains" (Paris 1775) — siehe 1. Fragment — „Compte rendu au roi" (Paris 1775) — siehe 2. Fragment —; „l'administration des finances" (Lausanne 1784); „Nouveaux éclaircissements sur le compte rendu" (1788); „De l'administration de Necker par lui-même" (Paris 1791); „De la révolution française" (Paris 1796, 4 Bde.) etc. etc. — Er wurde vom Könige mehrere Male entlassen und wieder berufen.

Der Herausgeber.

Zweites Fragment. *

du 10/21 Juillet (1778?)

Enfin M. Necker n'est plus en place. Voilà c'est un beau rêve que la France a faite, et une grande victoire pour ses ennemis. Le caractère de cet homme rare est à admirer dans ses deux ouvrages, car „le Mémoire" vaut bien „le Compte rendu". Le Roi de France a touché du pied à une grande gloire. Das findet sich nicht sobald wieder. Il fallait à M. Necker une tête de maître qui suivit ses enjambées...

Eh, mon dieu, pourquoi avec toute la bonne volonté suivent-t-ils en boîtant si réligieusement les traces du grand-papa? Ce n'est pas ainsi que se conduit M. le beau frère.

Drittes Fragment.

du 11/22 Juillet.

La lettre que M. Necker vous a écrite, m'a fait grand plaisir, je suis seulement fâchée qu'il ne soit plus en place. Je connais un homme dans le monde à qui le ciel a destiné la première place en Europe, sans contredit la première pour la gloire. Il faut qu'il vive, il faut qu'il survive à une couple de ses contemporains, et alors cet astre sera à nul autre comparable, et ses contemporains resteront loin derrière lui.

Viertes Fragment.

du 11 Aout 1778 de Czarskozélo.

Il faut convenir que vous avez un gout décidé pour les postscriptum. En voilà un du 15 Juillet qui doit faire pen-

dant à un No. 20 qui n'est pas arrivé, me semble, car il y a une éternité que je n'ai reçu de vos lettres, ni ne vous ai écrit, j'attendais pour prendre la plume quelque grand mal de tête ou quelqu'autre événement important qui reveillât l'imagination. Votre postscriptum bariolé me met primo dans l'attente des bustes de Stoudon.*) Il m'apporte secundo les têtes gravées de Voltaire. Je vous confesse que depuis la mort du patriarche je ne puis les regarder. Les vers de Madame de Boufflers en revanche m'ont fait grand plaisir. Nous vivons ici dans l'attente des grands événements. Von allen Seiten wird . . . . On dirait que c'est l'histoire des littérateurs français et la proportion de M. de la Harpe à Voltaire. Notez, s'il vous plaît, que je n'ai jamais rien lu de ce M. de la Harpe et que par instinct j'ai du dégout pour ce qu'il écrit. Allons, premier développeur que je connaisse, développez moi le principe de cette injustice criante de juger un auteur sans avoir vu l'enveloppe de ses ouvrages... C'est une belle chose que la politique. Il y entre une essence de babil, de longs discours sur rien qui ne valent pas la peine d'être relevés, le tout assaisonné de conjectures dont la plupart du temps pas une n'est juste ni vraie, et voilà comme se gouverne le monde et ce qui très souvent décide du sort des nations. Wahrhaftig arme Leute und elende Sachen! Depuis que Voltaire est mort, il me semble qu'il n'y a plus d'honneurs attachés à la bonne humeur; il était le dieu de la gaieté? Faites moi donc avoir un exemplaire

---

*) In Anerkennung seines Geschmackes und seiner Kenntnisse war Baron Grimm nämlich von der Kaiserin beauftragt, auf seinen vielen Reisen oder in Paris für dieselbe allerhand alte und neue Kunstschätze, Rarietäten oder Kuriositäten zu sammeln und ihr zu übersenden. Der Herausgeber.

bien, bien complet de ses oeuvres pour renouveller et corroborer en moi la disposition naturelle au rire. Si vous ne m'envoyez pas cela au plutôt, je ne vous enverrai plus que des élégies. Adieu, cela suffit pour aujourd'hui.

Fünftes Fragment.

du 17 Aout 1778 de Czarskozélo.

Depuis qu'il existe dans ce monde des Barons allemands, il n'y en eut jamais d'aussi passionné pour les postscriptum que vous, a peine ai-je eu le temps de repondre à un, que voilà une continuation de postscriptum du 15 Juillet annexée au No. 20, que je prétends n'avoir point reçu, qui vient m'assaillir. Aber was wird denn daraus werden? Je n'aime point les Nachtrag depuis que j'ai vu dans un Nachtrag la renonciation d'un Duc Albert d'Autriche sur la Bavière. . . . . . Je me joins à M. Reiffenstein*) pour vous souhaiter une parfaite santé. J'espère de même que lui, que mes précédentes vous seront parvenues dans leur temps. Je n'ai encore reçu ni caisses ni ballots expédiés par M. Reiffenstein, contenant marbres etc. etc. acquis par ordre de M. de Schouwalow qui NB. se trouve ici présent, par la raison que les frégates parties de Livourne ne sont point arrivées encore, ni par conséquent toutes les autres belles choses qui voguent

---

*) Joh. Friedr. Reiffenstein, Kunstkenner, geb. 1719, studierte zu Königsberg die Rechte und schönen Künste. 1745 wurde er Pagenhofmeister zu Kassel. Später ging er nach Rom, wo er mit seinem Freunde Winckelmann ganz der Kunst lebte. Vom Herzog von Gotha und der Kaiserin Katharina, für die er häufig Kommissionen in Kunstsachen übernahm, erhielt er eine lebenslängliche Pension. — Er starb 1793. Der Herausgeber.

en pleine mer, et dieu veuille sauver les loges de Rafaël des tempêtes . . . . Je crains beaucoup que la toux n'emporte Mengs avant qu'il ait commencé mes tableaux. Il y a un an qu'ils sont commandés, et cette année est malheureusement marquée par la perte des grandes têtes. Monsieur je suis encore de l'avis de M. Reiffenstein accompagné du Prince de Saxe Gotha et du Général Woronzof à Rome, je regrette infiniment, tout comme eux, de ne pas jouir de votre conversation et de votre agréable compagnie. J'écris tout ceci tenant la lettre de M. Reiffenstein à la main, et tout en la lisant, me voilà arrivée au Père Jacquier et à l'abbé Chigi, j'ai lu d'un bout à l'autre moi même la lettre du premier écrite en belles pattes de mouche. J'accepte avec empressement la dédicace de la carte de la Sicile et cela en faveur de mon cousin le mont Ethna pour lequel vous connaissez ma passion très décidée. J'ai d'ailleurs une très grande répugnance pour les dédicaces, mais en faveur de mon cousin que j'aime infiniment, je fais exception à la règle, et j'aurais envie que M. Reiffenstein se chargeât d'embrasser frère Jacquier et l'abbé Chigi de la charmante idée qu'ils ont conçue. J'attends avec impatience le tableau de Hackert représentant mon surdit cousin, je le ferai copier en miniature, pour le porter en bracelet, tant je l'aime. Apparement que sa Majesté Catholique aime les sujets tristes, vu la scène désagréable qu'elle a commandée a Mengs*) et qui empêche l'artiste de commencer les tableaux que je

*) Rafaël Mengs, ausgezeichneter Maler des 18. Jahrhunderts, geboren 1726 zu Aussitz in Böhmen, studierte unter der überaus strengen Anleitung seines Vaters in Dresden und Rom. Wurde 1744 Hofmaler König August III. von Sachsen. 1752 folgte er einem Rufe Karls III. nach Spanien, wo er alle Nebenbuhler sieg-

voudrais avoir. Il y a longtemps que j'ai dit à M. de Schouwalof que je ne trouvais rien de cher de la part de Mengs; je crois même qu'il lui a déjà envoyé de l'argent d'avance. J'ai ordonné de payer au Baron de Fréedericzs pour M. Reiffenstein 274 scudi romani 90 bajochi $^1/_2$. Prenez deux exemplaires pour moi des oeuvres de Metastasio, s'il vous plaît. Du reste, je me recommande à l'honneur de votre souvenir. Adieu!

Sechstes Fragment.

du premier Septembre 1778.

Je mourrai, je mourrai pour sure, il fait un très grand vent de la mer, le pire de tout pour l'imagination. J'ai été ce matin au bain, cela m'a fait monter le sang à la tête, et cette après midi les loges de Rafaël me sont tombées entre les mains. Il n'y a absolument que l'espérance qui me soutienne, je vous conjure de me sauver. Ecrivez tout de suite, je vous en prie, à Reiffenstein de faire copier ces voutes de même que les murs en grandeur naturelle, et je fais voeu à S. Rafaël de faire construire ces loges coute qui coute et d'y placer les copies, car il faut absolument que je les voie comme elles sont. J'ai une telle vénération pour ces loges, ces plafonds, que je leur voue la dépence de ce bâtiment et que je n'aurai ni paix ni repos qu'il ne soit sur pied. Hélas si l'on voulait me faire un petit modèle du

---

reich aus dem Felde schlug. Später liess er sich wieder dauernd in Rom nieder. Von ihm rühren zahlreiche grosse Deckengemälde für den König von Spanien, für den Papst, etc. etc. sowie Ölbilder und Kopien nach altitalienischen Meisterwerken her. Er starb 1779 zu Rom. Der Herausgeber.

bâtiment avec les dimensions exactement prises dans la ville des modèles, dans Rome on m'approcherait bien de mon but. Or c'est encore le divin Reiffenstein qui pourrait se charger de cette belle commission, si M. le Baron de Grimm le voulait bien. Je vous avoue que j'aime mieux vous en charger que M. de Schouwalof, parceque celui là est toujours à mettre des incertitudes partout, et les incertitudes sont de toutes les choses de ce monde, celle qui fait le plus pâtir des gens conformés comme moi. Vous nommerez tout cela du raisonnement ou du déraisonnement, comme il vous plaira, maintenant il n'y a que chacun raisonne ou déraisonne comme il peut. Adieu Monsieur, que le ciel vous tienne en joie et en santé. Dites moi un jour pourquoi . . .

Siebentes Fragment.

27 Avril vieux stile 1785.

Vous m'avez parlé de Zelmire que vous m'avez recommandée de la part de ses parents. Je dois d'abord vous dire qu'elle se conduit parfaitement bien, et qu'il n'y a aucune espèce de reproche à lui faire; mais son belître de mari est un homme intraitable. Il a avec elle une conduite si brutale et si inconsidérée qu'il fera mourir de chagrin cette pauvre petite femme, et en vérité, je ne sais pas trop si sa vie et sa santé sont en sureté avec lui. Il a eu avec elle la semaine passée une scène scandaleuse dont tout le monde est instruit; il l'a battue, l'a tirée par les cheveux et puis l'a enfermée sous clef dans sa maison. Tout le monde, sa propre soeur, son beaufrère sont du coté de la femme. Dès que j'en ai eu connaissance, sans compromettre

la femme ni personne des complaignants, j'ai envoyé le mari dans son gouvernement sous prétexte d'affaire pressante. Au moment du départ ils ont fait une paix plâtrée qui ne peut être de durée. Elle viendra avec moi à la campagne où je vais après demain. Monsieur son mari lui dit à toute heure qu'il ne peut la souffrir; c'est le plus doux compliment qn'elle en reçoit. Je crois qu'il serait utile pour la pauvre petite que ses parents sussent le malheureux état dans lequel elle se trouve sans faute quelconque de sa part; mais il faudrait leur recommander de ne la point compromettre. Elle ignore entièrement que j'écris ceci, et je l'écris, parceque je prévois qu'on sera obligé tôt ou tard de les séparer si on veut lui conserver la vie. Vous ferez de tout ceci l'usage que vous jugerez convenable. Si nous pouvons, nous éviterons tout événement troublant la paix; mais la chose parait difficile avec un furieux comme celui là . . . . . .

Achtes Fragment.*

du 8 Novembre 1785 Pétersbourg.

J'ai enfin pu lire l'introduction du livre de M. Necker, je viens de l'achever. Puisqu'il est sensible à l'estime, assurez le de toute la mienne. On voit qu'il était à sa place et qu'il la remplissait avec passion, il en convient lui même. J'aime ce mot: „Ce que j'ai fait, je le ferais encore.“ On ne parle point ainsi sans être bon, et il faut l'être éperdument, pour n'en avoir rien perdu après beaucoup de travers. Je m'en vais lire le reste et vous en parlerai encore avant que cette missive soit terminée. Arme Leute! ungestiefelte Leute können die gestiefelten nicht vertragen: Sind zu stark,

zu fest, zu schwer, zu raisoniert, zu beweisend, zu voll; alles das ist beschwerlich. Das Gemälde ist gross, ist schön, aber was hilft das? Wer wird nach dem Gemälde heute suchen? und wo wiederfinden? Die Kunst besteht, mit allerlei Leuten die Sachen gehen zu machen, so gut wie möglich, und alle Tage besser.

Neuntes Fragment.*

du 10 Novembre (1785).

Les frais du recouvrement m'ont mortellement ennuyé. En général les finances de sa Majesté très Chrétienne sont une chose tout-à-fait dégoutante. C'est là que je dis à chaque ligne: Nun, Gott sey Dank! so weit ist es bey uns noch nicht getrieben. De ce pas je m'en vais à la comédie allemande pour m'en refaire . . . . .

Zehntes Fragment.*

du 11 Novembre.

Convenez que c'est une matière bien dégoutante que les finances du Roi très Chrétien. Je ne le féliciterai pas d'avoir 48 receveurs, au lieu de douze. Je crois que bientôt S. M. saura lequel de ces échantillons de finance était le plus de son gout. Il a tâté des Turgot, des Necker et du Salmigondis actuel. Jede hatten ihre Art zu denken, Economisten, Philosophen, Beuteldrücker. Gott sei Dank! ich bin mit allen wohl zufrieden, et tout est au mieux dans le meilleur des mondes possibles. Die Beutel-Purganz ist auch gut!

Elftes Fragment.

du 20 Novembre (1785).

En lisant toujours le livre de M. Necker il m'est venu dans l'esprit, qu'il est indispensablement nécessaire que je vous dise, en cas que vous l'ignoriez, ce que je pense des faiseurs de projets . . . . Il faut que je vous dise encore que Quarenghi est venu m'interrompre au milieu de ma phrase pour me parler du charmant théâtre qu'il a construit au bout de l'Erémitage, qui passe présentement par dessus le canal moyénant une arche en l'air et se perd dans le vieux palais de Pierre premier . . .

II. Drei Briefe des Fürsten de Ligne*) an Baron Grimm.

Erster Brief.

de Moscou ce 3 Juillet 1787 (nouveau style).

Il y a aujourd'hui deux mois que nous sommes partis de Kiovie et nous arrivons ici tous en bonne santé, sans

*) Karl Josef Fürst de Ligne, österreichischer Feldmarschall, geboren 1735 zu Brüssel, war ein eleganter Schriftsteller und Zeichner sowie einer der geistreichsten und witzigsten Männer seiner Zeit. Er trat 1752 in die österreichische Armee und that sich im 7jährigen Krieg hervor. Kaiser Josef II. ernannte ihn zum Generalleutnant, als welcher er sich im kurzen Feldzuge von 1778 grossen Ruhm erwarb. Katharina II., welche er auf ihrer Reise

la moindre contrariété et sans le plus petit accident, du voyage le plus intéressant, le plus triomphal et le plus magnifique, qui se soit jamais fait. Il ne m'est pas possible de m'empêcher de dire que les gazettes qui ont eues la bonté de s'occuper de nous, nous ont bien amusé. Pour rassurer tant de gens bien intentionnés pour la Russie, je leur dirai qu'après une navigation charmante sur le Boristhène, nous avons trouvé des ports, des armées et des flottes dans l'état le plus brillant; que Cherson et Sébastopol surpassent tout ce qu'on peut en dire, et que chaque jour était marqué par quelque grand événement. Tantôt c'était la manoeuvre de 70 escadrons de troupes reglées et superbes qui chargeaient en ligne à merveille; tantôt un nuage de Cosaques, qui exerçaient autour de nous à leur manière; tantôt les Tartares de la Crimée qui, infidèles jadis à leur Kan Sahin-Guerai parcequ'il voulait les enrégimenter, avaient formé d'eux-mêmes des corps pour venir au devant de l'Impératrice. Les espaces de désert qu'on avait à traverser pendant deux ou trois jours aux lieux d'où sa Majesté Impériale a chassé les Tartares Nogais et les Zaporoviens qui, il y a dix ans encore, ravageaient ou menacaient l'empire,

---

in die Krim begleitete, schenkte ihm Güter dortselbst und machte ihn zu ihrem Feldmarschall. Da sein Sohn an dem Aufstande der österreichischen Niederlande beteiligt war und auch er selbst im Verdachte stand, mit der Partei der sogenannten „Patrioten" zu sympathisieren, so avancierte er durch lange Jahre nicht mehr und ward erst 1808 durch Kaiser Franz zum Hauptmann der Gardetrabanten und Feldmarschall ernannt. Er, der Vielgefeierte, dessen Bonmots sich einst die ganze Welt erzählte, starb arm und vergessen am 13. Dezember 1814 zu Wien, und erst die Nachwelt hat wieder seine Verdienste zu würdigen verstanden.

Der Herausgeber.

étaient ornés de tentes magnifiques aux diners et aux couchers, et ces campements de pompe asiatique, avec l'air de fête, qui sur l'eau comme sur la terre nous a suivi partout, présentaient le spectacle le plus militaire. Que ces déserts même n'allarment pas trop les gens bien intentionnés, comme les Gazetiers du Bas-Rhin, de Leyde, le Courier de l'Europe etc., ils seront bientôt couverts de grains, de bois et de villages. On y en bâtit déjà de militaires; qui étant l'habitation d'un régiment, deviendront bientôt celle des paysans qui s'y établiront à cause de la bonté du terrain. Si ces Messieurs apprennent, que dans chaque ville de Gouvernement l'Impératrice a laissé des présents pour plus de cent mille écus, et que chaque jour de repos était marqué par des dons, par des bals, des feux d'artifice et des illuminations à deux ou trois lieues à la ronde, ils s'inquièteront sans doute des finances de l'Empire. Malheureusement elles sont dans l'état le plus florissant, et la banque nationale, sous la diréction du Comte André Schuvalow, l'un des hommes qui a le plus d'esprit et de connaissances, source inépuisable pour la souveraine et les sujets, doit les rassurer. Si par humanité ils sont inquiéts du bonheur des sujets, qu'ils sachent qu'ils ne sont esclaves que pour ne pas se faire du mal ni à eux, ni aux autres, mais libres de s'enrichir, ce qu'ils font souvent et ce qu'on peut voir par la richesse des différents costumes des provinces que nous avons traversées. Pour les affaires étrangères, que les bien intentionnés s'en rapportent à l'Impératrice elle même; elle travaillait tout les jours en voyage le matin avec le Comte Bezborodka, ministre du plus grand mérite; et qu'ils apprennent outre cela que le Prince Potemkin, homme du génie le plus rare, esprit vaste, ne voyant jamais qu'en grand, seconde parfaitement les vues de l'Im-

pératrice, ou les prévient, soit comme chef du département de la guerre et des armées, ou comme chef de plusieurs gouvernements. L'Impératrice qui ne craint pas qu'on l'accuse d'être gouvernée par quelqu'un, lui donne, ainsi qu'à ceux qu'elle emploie toute l'autorité et la confiance possible, il n'y a que pour faire du mal qu'elle ne donne de pouvoir à personne. Elle se justifie de sa magnificence en disant que de donner de l'argent lui en rapporte beaucoup, et que son devoir est de récompenser et d'encourager; d'avoir créé beaucoup d'emplois dans les provinces, parceque cela fait circuler les espèces, élève des fortunes et oblige les gentilshommes à y demeurer plutôt qu'à s'entasser à Pétersbourg et à Moscou; d'avoir bâti en pierre 237 villes parcequ'elle dit, que tous les villages de bois, brûlés si souvent, lui coutaient beaucoup; d'avoir une flotte superbe dans la mer noire, parceque Pierre I. aimait beaucoup la marine. Voilà comme elle a toujours quelqu'excuse de modestie pour toutes les grandes choses qu'elle fait. Il n'y a pas d'idée à se faire du bonheur qu'on a eu de la suivre. On faisait quinze lieues le matin, on trouvait au premier relai à déjeuner dans un joli petit palais de bois, et ensuite à diner dans un autre; et puis encore quinze lieues, et un plus grand, plus beau et meublé à merveille pour coucher, à moins que ce ne fut dans les villes de gouvernement où les gouverneurs généraux ont partout de superbes résidences en pierres, colonnades et toutes sortes de décorations. Il y a des marchands très riches dans toutes les villes, et beaucoup de commerce depuis Krementschuk, Kaursk, Orel, Toula jusqu'ici, et une surprenante population, dont l'Impératrice est adorée. Dans le dénombrement qu'on en rapporte quelquefois dans les papiers publics, on ne parle que des mâles, et dans les autres pays

on compte tout. Si les bien intentionnés (car je n'écris que pour eux) craignent que la Tauride ne soit une mauvaise acquisition, qu'ils se consolent en apprenant qu'après avoir traversé quelques espaces abandonnés par des familles qui demandent aujourd'hui à y revenir, on trouve le pays le mieux cultivé; qu'il y a des forêts superbes dans les montagnes, que les côtes de la mer sont garnies de villages en amphithéâtre*); et tous les vallons plantés en vignes, grenadiers, palmiers, figuiers, abricotiers, et toutes sortes de fruits et plantes précieuses de beaucoup de rapport. Je trouve enfin qu'il ne suffit pas, que nous ayons été fort heureux de suivre l'Impératrice et que ses sujets le soient, mais qu'il faut encore que les gazetiers et ceux qui les ont cru, le soient aussi en apprenant la fausseté de leurs nouvelles, et qu'ils nous aient une éternelle obligation de les avoir rassurés au point qu'ils peuvent promettre de notre part une recompense de mille louis à celui qui prouvera la fausseté d'un seul des faits que nous avons rapportés ici par l'intérêt le plus pur pour leur instruction, ce que leur fera croire qu'en conservant nos mille louis, nous n'avons pas mis autant de soins à économiser notre temps que notre argent.

Zweiter Brief.

Moscou ce 3 Juillet 1787.

On vous aime beaucoup, Monsieur le Baron, on parle souvent de vous, mais vous écrit-on? Catherine „le“ Grand (car elle fera faire une faute de français à la postérité) n'en

*) Die bekannten Potemkinschen Coulissendörfer.
Der Herausgeber.

a peut-être pas le temps, peut-être ces très petits détails, que je viens de dicter vous donneront-ils une idée, quoique bien faible de ce que nous avons vu; d'ailleurs c'est indignatio fecit relation, car je suis outré de la basse jalousie qu'en Europe l'on a conçue contre la Russie. Je voudrais apprendre à vivre à cette petite partie de l'Europe qui cherche à déshonorer la plus grande; si elle se donnait la peine du voyage, elle verrait où il y a le plus de barbarie. Il est extraordinaire, par exemple, que les grâces aient sauté notre saint Empire à pieds joints pour venir de Paris s'établir à Moscou, et 200 werstes encore plus loin, où nous avons trouvé des femmes charmantes, mises à merveille, dansantes, chantantes et aimantes peut-être comme des anges.

L'Empereur Josef II.*) a été extrêmement aimable les 3 semaines qu'il a passé avec nous. Les conversations de deux personnes, dont les pays ont 60 millions d'habitants et 800 mille soldats, ne pouvaient être qu'intéressantes en voiture où j'en profitais bien, les interrompant souvent par quelque bêtise, qui me faisait rire, en attendant qu'elle fit rire les autres: car nous avons toujours joui de la liberté, qui seule fait le charme de la société, et vous connaissez le genre simple de celle de l'Impératrice qu'un rien divertit et qui ne monte à l'élévation du sublime, que lorsqu'il est question de grands objets.

Il faut absolument, Monsieur le Baron, que nous revenions ici ensemble, ce sera le moyen que je sois encore mieux reçu. Ce n'est pas que vous ayez besoin de rappeler à l'Impératrice tout ce que vous avez d'aimable, car absent

---

*) Kaiser Josef II. hatte sich persönlich nach Russland begeben, um mit Katharina II. die Vertreibung der Türken aus Europa zu besprechen.

elle vous voit, mais elle sera fort aise de dire, présent, je le trouve. Vous ferez de charmantes connaissances; M. de Mamonow, par exemple, est un sujet de grande espérance, il est plein d'esprit, d'agréments et de connaissances. Vous vous doutez bien de l'agrément que le comte de Ségur a répandu dans tout le voyage. Je suis désolé qu'il soit presque fini.

J'ai fait bâtir un temple dédié à l'Impératrice par une inscription, près d'un rocher où était celui d'Iphigénie, et un autel à l'amitié pour le Prince Potemkin, au milieu des plus beaux et gros arbres à fruit que j'aie vus, et au bord de la mer, où se réunissent tous les torrents des montagnes. Cette petite terre, que m'a donnée l'Impératrice, s'appelle Parthenizza ou le cap Vierge et est habitée par 96 familles Tartares, qui ne le sont pas autant que les Déesses et les Rois, qui exigeaient de durs sacrifices, comme tout le monde sait. Je ne connais pas de site plus délicieux, je pourrais dire sur les bords fortunés de l'antique Idalie, lieu où finit l'Europe et commence l'Asie, car on découvre les montagnes de la Natolie. Ce qu'il y a d'assez singulier, c'est que c'est sur les bords de la mer noire que, tranquille et vivant au milieu des infidèles, j'ai appris que les fidèles sujets de la maison d'Autriche se revoltaient sur les bords de l'Océan. Je ne m'attendais pas qu'il y eût plus de sureté pour moi dans mes terres du Pont-Euxin que dans celles de la Flandre.

Auriez-vous la bonté de faire remettre ce paquet à son adresse et de recevoir les assurances de la considération distinguée que je partage pour vous avec tous ceux, qui vous connaissent ou ont entendu parler de vous, de même que je partage avec vos amis le tendre attachement que vous inspirez si vite, et avec lequel j'ai l'honneur d'être

Prince de Ligne.

Dritter Brief.*)

Un mot à Monsieur le Baron. M. Baur parti, je n'ai pas le temps de jaser: mais j'ai toujours celui de penser à l'ami et protecteur du nord, le bien aimé du grand Frédéric, et de Catherine le grand, et celui enfin que j'aimais sur parole, avant de le connaître. J'espère voir un peu du Choczim**) l'un de ces jours, avec les Autrichiens; un peu de l'Oczakow***) avec les Russes. On boit avec l'un, on boit avec l'autre; et tout cela mêlé ensemble, je voudrais me faire un petit fagot de lauriers. Mais au lieu de cela, je m'apperçois que je vous en conte: et je finis pour vous obliger, à main armée, à recevoir, et à croire aux assurances de mon tendre attachement.

Prince de Ligne.

à Elizabethgorod ce 16 Mars (1789).

---

*) Siehe Facsimile - Beilage No. 1 am Schluss des Werkes.

**) Choczim oder Chotim, eine wichtige, Kaminiec gegenübergelegene russische Grenzfestung, wurde 1788 von den Österreichern den Türken abgenommen.

***) Stadt im russischen Gouvernement Cherson an der Mündung des Dnjepr ins schwarze Meer. Diese starke türkische Festung wurde am 17. December 1788 von den Russen unter Suwaroff gestürmt und genommen. Der Herausgeber.

III. Sieben Briefe des Grafen Ségur*) an Baron de Féronce.

Erster Brief.

à Wishny Wolotschok ce 10 Juin 1789.

Me voici arrivé à Wishny-Wolotschok, mais ne vous attendez à aucun détail sur mon voyage, que lorsque je serai de retour. Je suis parfaitement bien portant et parfaitement heureux. Tout ce que je vois est si intéressant et si curieux que j'ai a peine le temps de reflêchir sur tout ce dont je jouis. C'est un superbe spectacle qu'un vaste empire, tiré en un siècle du chaos et qui porte partout l'empreinte du génie qui y a tout commencé et de celui qui y perfectionne tout. Je ne vois que des bois nouvellement percés, des marais nouvellement déséchés, des campagnes nouvellement cultivées, des villes nouvellement fon-

---

*) Louis-Phil. Graf Ségur, geboren zu Paris 1753, gestorben ebendaselbst 1830, begann seine militärische Laufbahn bei der Kavallerie, wurde nach 7jähriger Dienstzeit Oberst eines Infanterieregimentes, welches er im amerikanischen Kriege unter Rochambeau kommandierte, und erhielt den Cincinatus-Orden. 1783 wurde er von Louis XVI. als bevollmächtigter Minister nach Petersburg geschickt, wo er, ein liebenswürdiger, geistvoller und gewandter Gesellschafter, die Gunst der Kaiserin Katharina II. zu erringen wusste, wodurch es ihm gelang, das gestörte gute Verhältnis zwischen Frankreich und Russland wiederherzustellen und einen günstigen Handelsvertrag zwischen diesen beiden Mächten zu vermitteln. Ségur begleitete die Kaiserin auf ihrer Reise in die Krim und befreundete sich hierbei mit Fürst de Ligne. Während der Revolution wurde er zum Deputierten der Nationalversammlung gewählt, dann vom König zum Maréchal-de-camp und später zum Gesandten zuerst nach Rom, dann nach

dées, des milliers de villages enrichis, que des couvents justement appauvris, partout des peuples reconnaissants, qui viennent remercier Catherine des lois qu'elle leur donne. Mais figurez vous le plaisir que je dois avoir d'admirer tous ces prodiges auprès de l'enchanteur qui les a fait, à voir cette grande souveraine suivie par des paysans en foule, qui baisent ses mains, l'appellent leur mère, montrent par leurs larmes la sincérité de leur cris de joie. Représentez vous, que je suis souvent huit ou neuf heures en voiture avec cette femme célèbre, dont la conversation est douce et plus variée et plus piquante que celle d'aucun homme de lettre que j'aye vu. Elle est d'ailleurs aussi bonne maîtresse de château que bon législateur et bon politique, et le chapeau de voyageuse lui sied aussi bien, que la couronne d'Impératrice. Elle est d'une bonté qui ne se conçoit pas, il n'existe pas une attention possible qu'elle néglige. Elle me demande cent fois si je ne m'ennuie pas, si je ne me fatigue pas du

---

Berlin ernannt. Nach Ludwigs Absetzung verliess Ségur den Staatsdienst, trat aber während des Konsulates wieder in denselben, wurde Mitglied des gesetzgebenden Körpers und Staatsrat, auch Mitglied der Akademie. Napoleon machte ihn zu seinem Oberzeremonienmeister, 1813 zum Senator und 1814 zum ausserordentlichen Kommissär bei der 18. Militärdivision. Nach der ersten Restauration erhob ihn Ludwig XVIII. zum Pair. In seinem Privatleben war Ségur überaus achtungswert, während der verschiedenen politischen Wechselfälle hatte er oft mit materiellen Sorgen zu kämpfen und erhielt zeitweilig seinen Vater und seine Familie durch sein Schriftstellertalent. In spätern Jahren beschäftigte er sich fast ausschliesslich mit historischen Studien und der Litteratur. Er hinterliess zahlreiche Werke, die viel gelesen wurden. — Über Baron Féronce siehe Näheres im I. Buche, 3. und 4. Kapitel „Baron Grimm“ und „Braunschweiger Bekanntschaften“.

Der Herausgeber.

voyage, si j'ai tout ce qu'il me faut, si je veux descendre de voiture, si le soleil, si le vent ne m'incommodent pas. Une femme qui n'aurait autre chose à faire qu'à plaire et qu'à être aimable, voudrait en vain l'être autant qu'elle. Nous faisons d'ailleurs la chair la plus délicate et la plus magnifique. On joue le soir à toutes sortes de jeux, dans la journée on a la conversation la plus agréable, la plus instructive. On satisfait sa vue par les objets les plus intéressants et les costumes les plus variés. Avouez que c'est en tout un charmant voyage et faites comme moi, c'est à dire: Aimez l'Impératrice autant que je l'admire. Adieu.

Zweiter Brief.

à Moscou ce 15 Juin 1789.

Encore une lettre qui vous impatientera surement, d'abord parceque vous l'aurez longtemps attendue, et puis parcequ'elle vous donnera beaucoup à désirer sans vous faire jouir de rien. La date de ma lettre vous étonnera premièrement beaucoup. Oui, je suis à Moscou, ce voyage sans lequel je n'aurais jamais cru connaître la Russie, mais que je n'espérai faire qu'à la fin de ma mission, je le fais actuellement, sans l'avoir prévu avec la souveraine elle même, me faisant expliquer tous les prodiges actuels par celle qui en est l'auteur — cela fait au mieux par le meilleur historien de la Russie, qui est encore elle. Je ne veux point encore anticiper sur la rélation soignée et détaillée que vous recevrez de moi quand j'aurai le temps de le faire, mais je ne peux cependant m'empêcher de vous parler de l'enchantement où je suis depuis Torshok à Twer. La Russie est un jardin où ne sont plus les tristes marais, les ennuyeux bois de sapins, au milieu desquels

Pierre le grand, en dépit de la nature, a placé Pétersbourg; ce sont des prés bien verts, des bois bien frais, des ruisseaux bien clairs, des fruits bien abondants, des blés bien épais, des fleurs bien vives, des oiseaux bien chantants, et des habitants bien nombreux et bien gais. Il est vrai qu'étant traité comme je le suis, n'ayant aucun embarras de voyage, causant avec la femme la plus aimable du monde et voyant tout éclairé par un soleil qui semble fait exprès, je peux être accusé de n'avoir pas un verre bien net, le bonheur est un prisme, qui donne à tous les objets des couleurs, qui leur sont souvent fort étrangères, mais vous verrez par les détails, que je vous ferai, que je n'y mets aucune partialité. Tout est bien loin d'être encore parfait — et où cela se rencontre-t-il? mais on voit partout la perfection cheminer à pas de géants. Rien de loin ne ressemble plus à Paris que Moscou, c'est la même étendue, et une situation assez semblable, quand on y est arrivé la différence est extrême: Les maisons, les palais, les rues, les clochers, les églises, les habitants, les boutiques, les habits tout y montre l'antiquité de la nation, et la nouveauté de son association au reste de l'Europe. Le jardin public vous fait croire que vous êtes à Londres, les maisons de bois paintes vous ramènent en Pologne. Le Cremlin avec ses creneaux, ses tours, ses souterrains vous rappelle les anciens czars, leur guerres, leur dissentions, leur richesse et leur simplicité. Les russes vêtus de robes couvertes de barbos (?) vous transportent en Scithie, les églises vous rappellent Constantinople, cela Empereur, cela Patriarche grec. Vous rencontrez un tartare, qui vous rappelle à la fois à leur cruauté, à leur gloire passée — à leur anéantissement actuel. Entrez vous dans le palais du Gouverneur, dans les maisons des 7 ou 8 mille

nobles, qui décorent cette belle ville, vous y voyez le siècle présent, le gout de la magnificence, les commoditiées de notre Paris. Allez vous aux boutiques, vous y voyez tous les fruits de notre industrie déjà melés avec la production des manufactures de Russie et rivalisés par elle, mais tout cela est vendu dans des boutiques rassemblées par quartier dans la même enceinte qui représentent un des caravanserails d'orient. Passez vous sur la place d'armes vous voyez de nombreux battaillons bien tenus, bien disciplinés, qui vous fait imaginer, que vous êtes à Metz ou à Berlin; je ne connais rien de plus piquant, de plus interessant que ce mélange et cette variété. C'est le spectacle le plus propre à faire beaucoup penser et peu écrire, et cependant beaucoup de gens disent qu'ils connaissent la Russie, et osent la définir d'une manière tranchante, moi j'y mettrai autant de soin que si j'étais chargé de donner à quelqu'un une idée et un extrait de l'Encyclopédie, car ceci est une encyclopédie de siècles, de climats, d'usages, de langues, de vêtements, de richesses, d'abus, de moyens, d'obstacles; un génie a tiré tout cela du chaos, un autre génie y met tout l'ordre, toute la solidité d'une savante législation. Elle a travaillé et essayé ses loix vingt ans avant de les promulguer, elle commence à en voir le succès, tous ses sujets sont pénétrés d'amour et de reconnaissance. Si la paix dure en Europe, comme je l'espère, en peu de temps la gloire et l'admiration de Catherine sera aussi invariablement assurée et aussi évidement démontrée que la gloire brillante, que la dernière guerre lui a acquise: Son état sera formé, son commerce aura mille nouveaux débouchés et son empire aura autant de grandeur en solidité qu'il en a en étendue. Les faiseurs de gazettes, dont je la vois se moquer avec beaucoup de gaieté, de grâce et de sel,

les nouvellistes qui la font si souvent malade à mourir, seront un peu déconcertés par ce voyage ci. Il y a quelque jours je venais de la suivre assez longtemps à pied et elle me demanda, comme elle me voyait un peu fatigué, si je trouvais que sa santé soit aussi délicate, que les gazetiers le disaient, je l'assurais, que s'ils la suivaient dans ses promenades ils se retracteraient promptement, mais que probablement cette circonstance leur ferait faire des mensonges d'un autre genre et des suppositions politiques à perte de vue; et de là nous avons chacun commence à faire un article de gazette. Elle met à toutes ces plaisanteries de société autant de facilité et de grâce, que si elle n'avait rien autre chose au monde à faire qu'à être aimable. Il n'existe aucun ouvrage connu dans notre littérature qu'elle n'ait lu, et dont elle ne se souvienne, point de chanson un peu jolie qu'elle ne sache, de comédie dont elle n'ait retenu les traits, et amais cependant on n'a eu une imagination plus brillante, ce qui rend la mémoire moins nécessaire; mais je me laisse aller à causer un peu trop longtemps avec vous, il est deux heures, il faut dormir, demain matin de bonne heure nous partons pour aller voir des acqueducs qu'on construit.

Dritter Brief.

à Wishny Wolotschok ce 21 Juin 1789.

Je vous écris encore deux lignes de Wishny-Wolotschok, où je suis revenu. Demain nous serons arrivés à Borowitschi où nous nous embarquerons, pour aller par eau à Pétersbourg, par le Mista, l'Ilmen, le Wolchow, le Ladoga, et la Neva. Peut-être étant embarqué, j'aurai le temps de vous écrire avec plus de détails, jusqu'à présent nous n'avons ni le

temps, ni le moyen d'écrire un peu longuement. Nos affaires et nos gens partent de bonne heure le matin avant nous et nous les retrouverons que pour nous coucher. Ma santé est toujours parfaite, le voyage me charme de plus en plus, je m'attache véritablement à l'Impératrice, elle joint à ses grandes qualités tant de grâces, d'aisance, de piquant, une mémoire si riche, une imagination si vive, et une gaieté si naturelle et si soutenue qu'on ne peut s'empêcher de l'aimer quand on la connaît. Hier j'ai été toute la journée dans sa voiture et après avoir eu la conversation la plus intéressante sur l'histoire, nous en avons eu de si variés, de si gaies, de si piquantes que sept heures m'ont paru sept minutes.

Vierter Brief.

Sur la Mista près du lac Ilmen et de Nowgorod
le 29 Juin 1789.

On chercherait inutilement à arranger un voyage plus agréable que celui ci, même quand ce serait pour orner un roman et la fiction serait encore audessous de la réalité: Nous avons la meilleure compagnie, la plus belle humeur et le plus beau temps du monde, avec ces trois données là, il est difficile qu'un voyage tourne tristement. Voici le quatrième jour, que nous sommes sur l'eau. Je me suis embarqué le premier avec M. Fitz-Herbert et le Prince Potemkin pour franchir les cataractes, qui embarassent le cours de la Mista et qui font périr chaque année beaucoup de barques. Le courant est si rapide en cet endroit, qu'on fait trente werstes en moins de deux heures; on passe par dessus des rochers presqu'à fleur d'eau, la barque agitée

par le mouvement des vagues plie comme si elle allait se rompre, il ne nous est arrivé d'autre accident que d'avoir un trou à notre bâtiment, que des matelots à la nage et suspendus par la ceinture ont bouché avec une adresse et une promptitude incroyable. L'Impératrice nous a rejointe au lieu où les cataractes finissent, et tout le monde s'est embarqué. C'est un charmant spectacle que cette petite rivière sur laquelle flottent nos quinze galères et une vingtaine d'autres petits bâtiments. Les rivages sont bien verts, bien variés, bien cultivés, bien bordés de monde devant chaque village, bien retentissants de cris de joie et de chants d'allégresse qu'inspire la vue de notre aimable souveraine. Nos galères sont charmantes bien distribuées, nos petits appartements sont commodes et proprement meublés, les rameurs nombreux élégament vêtus; chacun a son canot et peut se promener, faire des visites aux autres galères, aller à terre, rejoindre la flotte, revenir, se renfermer dans son bâtiment. Voila la vie que nous menons: Nous restons chacun libre jusqu'à midi. A midi nous passons sur la galère de l'Impératrice, après avoir causé quelque temps avec elle nous la suivons sur une autre galère où nous trouvons le dîner servi, et ce dîner est toujours aussi gai que bon. Après dîner elle s'enferme chez elle, nous allons jouer chez le Prince, à quatre heures je rentre dans ma galère, à six nous nous rassemblons chez la souveraine, nous jouons avec elle au Whist jusqu'à huit heures et de là jusqu'à dix on cause, on dit des follies, des chansons, on joue au propos interrompus, on fait des rébus, des calembours, à dix on soupe, après souper on va encore jouer chez le prince Potemkin. Je ne saurais vous dire à quel point l'Impératrice est aimable, avec quel soin elle s'informe de tout ce

que nous pouvons désirer, quelle inquiétude elle montre, quand elle croit qu'il peut nous manquer quelque chose. Son attention s'étend jusque sur le plus petit individu de sa suite ou de la nôtre. Elle nous met à l'aise avec elle comme si elle n'était que particulière, mais elle a un tacte qui fait que cette familiarité n'a aucun inconvénient et que les plus inconsidérés n'oseraient en abuser. Elle a fait une gazette de Moskou au sujet de notre voyage, qui est un chef d'oeuvre de gaieté, de bon gout et d'esprit. Elle m'a promis de me faire lire d'autres ouvrages d'elle, plus importants, c'est une histoire de Russie qu'elle écrit, et je lui crois pour ce genre difficile de littérature plus de moyens qu'à personne. Adieu.

Fünfter Brief.

à Pétersbourg ce 8 Juillet 1789.

Le minstre de la marine m'a prêté une île couverte de bois, avec un joli pavillon je vais chercher à y vivre quelques jours en retraite, mais avant de le pouvoir j'ai encore beaucoup de temps à passer dans le tourbillon. Je vais demain coucher chez M. Fitz-Herbert à la campagne, et le lendemain j'irai à Péterhoff faire ma cour à l'Impératrice. On dit, que les fêtes de la St. Pierre, qui dureront deux jours, sont magnifiques; il y aura bal paré, bal masqué, illumination, ce lieu d'ailleurs convient aux fêtes; situé sur une hauteur au bord de la mer, entouré de jardins superbes, et meublé dans cette occasion par ce qu'il y a de mieux à la cour, et de plus jolies femmes dans la ville. Je n'ai pas eu d'autre incommodité, depuis que je suis ici, qu'un assez grand mal de dents, qui dure encore un peu. Je vous avoue,

que j'aurais voulu avoir ici moins de succès à mon début, je crains toujours, qu'il ne se soutienne pas, mais jusqu'à présent mon amour propre n'a que des occupations flatteuses. Il ne tiendrait qu'à moi de m'enivrer de la manière dont je suis prôné, écouté, reçu, mais vous savez, que je n'ai jamais eu un grand fond de fatuité. La seule chose qui pourrait me tourner la tête d'amour-propre, c'est, si je vois durer la bonne opinion que l'Impératrice a dit, qu'elle avait de moi. Si vous la connaissiez, vous verriez, que c'est un des juges dont un esprit délicat doit le plus apprécier le suffrage.

Sechster Brief.

à Pétersbourg ce 13 Juillet 1789.

Me voici revenu des fêtes de Péterhoff; je suis obligé d'avouer qu'elles m'ont plu totalement, et qu'elles m'ont paru réunir la magnificence d'une fête royale à la gaîté d'un bal particulier. Il est vrai que l'Impératrice a un talent singulier net ue espèce de magie pour donner de la majesté à ses amusements, et de la gaieté à ce qui n'est ailleurs que consacré à la cérémonie, aucun lieu dans le monde d'ailleurs n'est plus propre aux fêtes que Péterhoff. C'est un très beau palais situé au bord de la mer. Il est embelli intérieurement par toutes les productions des arts et environné par des jardins superbes. La partie qui est près du palais a cette syméterie et cette magnificence à laquelle les Rois sont condamnés, plus loin est un jardin anglais charmant, qui venge la nature de la contreinte de l'art, et qui repose les yeux de la fatigue du luxe de l'autre jardin. En sortant des idées douces qu'inspire cette agréable retraite les regards sont frappés par le spectacle imposant de la mer; d'un côté

dans l'éloignement on apperçoit les clochers dorés de Pétersbourg et de l'autre les vaisseaux de guerre, qui sont dans la rade de Kronstadt, viennent rappeler Pierre le grand, ses travaux, ses prodiges, les succès de Catherine, la hardiesse qui lui a fait envoyer ses flottes des bords glacés de la Finelande dans les mers de l'archipel, et la célèbre victoire de Tschesmé, qui a couronné ses efforts et immortalisé son règne. Les fêtes durèrent deux jours à Péterhoff. Le premier ce n'est qu'une cour magnifique, tout le monde est superbement vêtu, on baise la main à l'Impératrice et elle joue avec quelques personnes pendant le bal paré, mais le lendemain il n'y a plus d'étiquette, on arrive en domino ou en masque, tous les états y sont mêlés, tout ce qui est en domino de quelque condition qu'il soit, remplit les appartements du palais. Le soir tous les jardins sont illuminés, le vert des arbres, la blancheur des eaux, la variété des feux, tout ce que vous avez vu à Trianon, réuni pour donner à cet ensemble un air de féerie. Partout on trouve des tables, partout du peuple et partout du plaisir! L'Impératrice pendant ces fêtes m'a traité avec sa bonté ordinaire, je vous assure qu'elle m'a tout-à-fait captivé, et que si elle était particulière, je passerais toutes mes journées chez elle, car je ne connais rien de plus aimable. Le jour du bal paré j'ai cependant été un peu embarrassé, vous connaissez ma gaucherie pour le jeu. L'Impératrice m'avait fait appeler pour jouer avec elle avec quatre personnes, on joue tour à tour suivant sa carte. Il s'est trouvé, que c'était au piquet que je ne sais pas du tout, elle s'est aperçue de mon embarras et a eu la bonté de me conseiller, de me donner leçon sans paraître étonnée ni importunée de mon ignorance et de ma maladresse. Sans parler de souverains, on ne trouve pas je crois

beaucoup de maitresses de maison, qui aeant cette grâce indulgente, aussi je l'aime véritablement de tout mon coeur, et presqu'autant que je l'admire. Nous avons à présent un temps affreux qui me contrarie d'autant plus que tout le monde est à la Campagne, et qui faut être toute la journée en courses. Le long de la mer on suit le chemin de Pétersbourg à Péterhoff pendant huit lieues on trouvè peut-être soixante maisons de campagne, toutes fort jolies avec des jardins fort ornés et fort soignés.

Siebenter Brief.

à Czarskozélo ce 29 Juillet 1789.

La date de ma lettre vous prouvera que l'Impératrice continue toujours à me traiter avec la même bonté; après m'avoir fait voir une partie de son vaste empire qu'elle a étendu, embelli, animé, peuplé, enrichi, elle veut bien me faire voir ses jardins dans le plus grand détail, et il faut avouer que les jardiniers feront fort bien, comme les rois, de la prendre pour modèle. Si elle n'avait pas été placée pour se faire une gloire dans le genre de Pierre le Grand, elle aurait eu par ses jardins plus de réputation que M. de Girardin par Ermenonville*); et la grâce la suit dans ses

*) Das Dorf Ermenonville im Dep. de l'Oise ist besonders bekannt durch seinen 2600 Morgen grossen Park. Infolge der Revolution kam es zum Verkauf, und schon wollte es die sogenannte Bande noire erstehen, als Stanislaus Marquis von Girardin, der nachmalige bekannte liberale Deputierte (gestorben 1827), die Gesellschaft überbot und den Besitz erwarb, auf dessen Verschönerung er grosse Summen verwendete, so dass auf diesem schönen Landsitze bald der Schmuck der Kunst mit dem Reichtum der Natur wetteiferte. Der Herausgeber.

actions journalières comme la gloire la guide dans ses grandes occupations, mais ce que le prince de Ligne dit d'elle est très juste et complète son éloge. Elle n'est pas seulement un grand homme, c'est encore un bon homme, et si son esprit pique et sa grâce plait, si l'on admire son génie, c'est sa bonté qui attache, bonté qui perce à chaque minute, dans chaque occasion, et qui lui fait faire plus de conquêtes parmi ses sujets que les armées n'en ont fait en déhors. Je suis vraiment faché que vous ne la connaissez pas, vous l'aimeriez à la folie. Le prince de Ligne m'a nommé son ministre auprès d'elle, je me suis si bien acquitté de ma mission, que je lui envoye avec ma réponse une lettre de l'Impératrice qui est aimable comme elle. Elle vient de me faire présent de deux petits levriers charmants, vous n'avez rien vu de plus léger, de plus caressant, de plus svelte. Je les soignerai de mon mieux et je crains qu'ils ne fassent un peu de tort à Cibelle. Nous allons d'ici à Pilla, une nouvelle maison de plaisance de l'Impératrice à trente werstes d'ici sur la Néva. Je doute qu'elle me plaise autant que celle-ci, où l'on a réuni ce que la nature peut créer de plus varié, et où l'art est si bien caché, qu'il paraît qu'il n'a fait qu'obéir à la nature: Des vergers si frais que la canicule y perd ses efforts, des pièces d'eau doucement irréguliers, des îles si heureusement placées, des arbres si bien groupés, des mélanges de vert si bien choisis, des sîtes si variés, font qu'on se croit dans les jardins du paradies. Ce ne sont point de ces ponts nés d'hier, ni de ces tours gothiques ayant l'air decrépit sans avoir l'air antique, mais ce sont tantôt de nobles ruines qui vous transportent en Grèce ou dans l'antique Rome, tantôt un bâtiment moderne de structure élégante qui placé entre un bois épais et le lac charmant,

que j'ai peint, rassemble les chef d'oeuvres de sculpture de tous les siècles. Plus loin c'est un pont de marbre qui étale avec la science de l'antique architecture les richesses de la Sibérie. Au sortir d'un bois sacré vous trouvez un portail gothique qui rappelle nos vieilles vertus et nos vieux exploits. Vous êtes attiré d'un autre côté par une musique douce dans un pavillon turc, parfaitement imité et richement orné, où vous trouvez tous les fruits et tous les mets des quatre parties du monde. Les flots tranquilles d'une petite rivière mollement serpentante vous transportent dans un autre pays, vous êtes au milieu d'une ville chinoise, et vous ne trouvez pas cette illusion invraisemblable en songeant que vous êtes dans un empire, qui a pour frontière l'Amérique, la Pologne, la Suède et la Chine. Dans une autre partie de ce vaste jardin vous trouvez la ville de Sophie et vous revenez après avoir admiré toutes ces merveilles, admirer celle qui les opère et qui couronne tout ce qu'elle fait de brillant par une simplicité qui en double le prix. Elle dit toujours en parlant d'elle: „Nous autres ignorants“; toutes les accadémies des sciences de l'Europe doivent lui faire une révérence pour ce compliment. Adieu, ma santé est excellente, celle du Chevalier de La Colinière (?) est rétablie.

IV.

Vier Briefe der Kaiserin Maria Feodorowna*) von Russland an Baron von Grimm.

Erster Brief.

St. Pétersbourg ce 14/25 février 1797.

Je mets bien de l'empressement à vous répondre, Monsieur

*) Kaiserin Maria Feodorowna, zuvor Sophie Dorothea Au-

de Grimm, mais c'est qu'il m'importe infiniment de vous faire connaître la justice que je rends à vos sentiments, et ceux, que je vous porte: Les regrets, que vous donnez à feu S. M. l'Impératrice vous donnent un droit de plus à mon estime: La reconnaissance est la première des vertus, c'est elle qui sert de base au véritable attachement, à ce lien précieux de l'humanité, qui en fait le principal bonheur. Vos principes, Monsieur, inspirent de la confiance, vous en verrez l'effet par la lettre de l'Empereur, à la connaissance duquel je me suis hâtée de porter le contenu de votre lettre. Vous le verrez encore par la commission particulière dont je vous prierai de vous charger: devenez, Monsieur, le distributeur des peu de secours que je destine au soulagement des malheureux émigrés respectables et par leurs principes et par leur conduite. M. de Nicolai vous fera passer de mes fonds, le jour de poste prochain, une lettre de change de la valeur de trois mille rbls. Vous en recevrez encore une de deux mille en Septembre pour le même objet, et vous pouvez compter, Monsieur, recevoir annuellement de ma cassette la même somme de cinq mille rbls., mais je vous prie de ne me nommer que dans les occasions tout-à-fait indispensables, car je désire vraiment que la source de ces secours reste

---

guste, des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg Tochter, geboren 25. Oktober 1759. Seit 24. März 1801 Witwe nach Kaiser Paul (Gothaischer Hofkalender für das Jahr 1826). — Sie war die Mutter der Kaiser Alexander I. und Nikolaus I., sowie des mir von mütterlicher Seite her verwandten Grossfürsten Constantin, dessen Gattin, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Coburg, die Schwester meiner Urgrossmutter Sophie, verehelichten Gräfin Mensdorff-Pouilly, war. — Was die in diesen Briefen behandelte Wohlthätigkeits-Kasse anbelangt, so vergleiche I. Buch 1. und 3. Kapitel. Der Herausgeber.

inconnue. Je vous enverrai de même les lettres de tous les émigrés qui pourront s'adresser à moi. Vous qui êtes sur les lieux, Monsieur, vous saurez distinguer et choisir les vrais nécessiteux. Je vous annonce par la poste prochaine trois réponses, l'une à Mad. la Princesse de Chimay et les deux autres à Mesdames de Beauregard (soeurs du malheureux Roche-Jacquelin, qui périt dans la Vendée) et de Belsunce; la première comme vous le verrez par sa lettre ne demande que des secours pour pouvoir en distribuer, mais les deux autres dames en ont besoin pour elles-mêmes. Vous voudrez bien leur en faire passer à toutes trois de la somme que je vous ferai parvenir. Je recommande bien instamment à vos soins Madame de la Rochelambert, dont le sort m'intéresse infiniment.

Ecrivez-moi souvent, Monsieur, vos lettres contentent et le coeur et l'esprit, elles seront reçues avec plaisir, et j'en aurai toujours un nouveau à vous renouveller les assurances de l'estime que vous porte

votre bien affectionnée Marie.

ce 25 fevrier 1797.

Je rouvre ma lettre, Monsieur, pour y joindre moi même la lettre de change que je vous avais annoncée devoir être envoyée par Nicolai, mais l'Empereur vous envoyant un courier, je me hâte de profiter de cette bonne occasion.

Zweiter Brief. *)

Ce 1 Mars.

Je reçois votre lettre à l'instant, Monsieur, j'y réponds dans le moment malgré tout les embarras du moment par-

*) Siehe Facsimile-Beilage No. 2 am Schluss des Werkes. Der Herausgeber.

tant aujourd'hui pour Moscou. Vous aurez vu par ma précédante mes arrangements, qui j'espère vous mettront à même d'aider quelques personnes. Je suis assurée que vos premiers soins se seront portés sur Madame de Rochelambert, à laquelle vous voudrez faire parvenir l'incluse dont je vous envoie la copie. Adressez vous toujours avec confiance à moi, Monsieur le Baron, vos lettres seront constamment reçues avec plaisir et je saisirai toujours chaqu'occasion avec empressement, qui me donnera celle de vous assurer, que je suis sincèrement

votre bien affectionnée Marie.

Dritter Brief.*)

Pawlowska ce 30 aout 1801.

Monsieur le Baron de Grimm!

Je vous prie de remettre de mon fond pour les émigrés, à Mad. la Princesse de Chimay pour son institut d'Erfurt la même somme que vous lui avez fourni antécédemment, dès qu'elle vous la demandera. Portez vous bien et soyez sûr de mon affection pour vous.

Votre bien affectionnée Marie.

Je viens de recevoir votre lettre avec les comptes rendus, je ne puis assez louer votre exactitude, et suis touchée de la manière dont vous administrez les secours. Je désire par ces lignes vous en marquer ma reconnaissance. Je fais mes amitiés aux deux aimables secrétaires.**)

*) Siehe Facsimile-Beilage No. 3 am Schluss des Werkes.

**) Katharina und Adèle de Bueil, meist aber erstere allein, besorgten die Korrespondenz des halberblindeten Freiherrn.

Der Herausgeber.

Madame de Chimay a confié les émigrés d'Erfurt à ce qu'elle me mande, à une personne de votre connaissance et que vous estimez, vous lui remettrez donc les secours usités pour la colonie d'Erfurt soignée par celle-ci.

Si mon fils me parle des affaires de M. de Bueil, vous devez être bien sûrs, Monsieur, du plaisir que j'aurai à lui être utile.

Vierter Brief.

St. Pétersbourg c. 15 mars 1802.

Vous avez raison, Monsieur le Baron, de vous plaindre de mon silence, je m'en accuse et me le reproche, mais l'expérience personnelle vous aura fait éprouver que l'âme affaissée par les souvenirs les plus douloureux, devient moins active, et se plaît à ce recueillement intérieur qui vous ramène toujours à la pensée des objets chéris qui pour être renfermés à jamais dans la tombe n'en occupent pas moins en entier notre coeur, notre âme, notre existence entière. Toute autre occupation gêne, et on a la faiblesse, on commet la faute (car certainement c'en est une) de remettre du jour au lendemain une réponse. Je m'en corrigerai, Monsieur le Baron, et cela ne m'arrivera plus. Ne croyez pas cependant, que ma paresse pour l'écriture influe sur les sentiments de mon coeur, non assurément, plus occupée que jamais du malheur de ma réspectable amie*), je les ai porté à la connaissance de mon bien cher et excellent fils, et l'ai conjuré de protéger la vertu personnifiée, il me l'a promis dès lors,

*) Es war dies die Witwe des 1793 guillotinierten Herzogs Egalité von Orleans und Mutter Louis Philipps.
Der Herausgeber.

et il a donné ses ordres en conséquence. Je lui ai renouvelé la même prière encore hier, et il m'a assuré qu'il s'en occuperait encore. Je vous avoue même, Monsieur le Baron, qu'à l'audience de M. de Calincourt, j'ai fait tomber la conversation sur mon amie, et lui en ai parlé avec tout cet intérêt si vif qu'elle sait inspirer. J'en viens présentement au désir que mon amie vous témoigne de vouloir placer un de ses fils au service de l'Empereur; vous ferez bien, Monsieur le Baron, de la dissuader de cette démarche et de cette idée. Vous sentirez que dans les circonstances actuelles, sous tous les rapports la chose ne serait pas admissible: son rang, son grade, le souvenir du père y met des obstacles dont la reflexion ne vous échappera pas.

Je me fais un plaisir de vous prier, Monsieur le Baron, d'assurer notre respectable amie, que tous ses désirs seront des lois pour un coeur rempli d'amitié et d'intérêt pour Elle, ainsi je m'engage de continuer après Elle (ce mot me serre le coeur) à la princesse sa fille la pension de trois mille rbls. jusqu'au moment qu'elle soit établie, en se mariant, ou qu'elle soit rentrée en France dans la possession des biens de Madame sa mère. Marquez lui cette assurance, Monsieur le Baron, vous sentez qu'il m'est impossible de lui en parler moi même. Voici mon incluse pour Elle, que vous me ferez le grand plaisir de lui faire parvenir en y joignant les assurances de l'amitié la plus constante et la plus tendre: Les dernières gazettes m'allarment sur l'état de sa santé, le découragement que je vois dans sa dernière lettre me peine, par ce que ce n'est pas dans son caractère qui sait opposer la fermeté et l'énérgie au malheur. J'attendrai de vos nouvelles, Monsieur le Baron, avec la plus grande impatience, et serai très exacte à vous répondre et

à vous renouveler les assurances que je suis et serai constamment

votre bien affectionnée Marie.

Mes compliments à votre aimable famille*). Je n'ai pas cacheté ma lettre de mes armes pour ne pas compromettre mon amie, vous me ferez le plaisir de la mettre sous votre enveloppe.

V.

Zwei Briefe von Kaiser Alexander I. von Russland an Baron Grimm.

Erster Brief.

Vos titres à mon estime particulière sont trop puissants, et vous savez trop bien les apprécier vous même, pour qu'il puisse être d'aucune nécessité pour moi de vous en donner ici l'assurance. Je ne vous parlerai donc, que du plaisir que j'ai eu de recevoir votre lettre, et de l'émotion qu'elle m'a causée, en me rappelant le temps heureux, où libre des soucis, qui entourent toujours le trône, j'admirais les vertus de mon aïeule, dont vous m'avez si bien retracé l'image. Ce souvenir sera pour moi une source intarissable de jouissances délicieuses. Vous en augmenterez la somme en m'écrivant de temps en temps, et ce service est le plus grand que vous puissiez me rendre personnellement. Je saurai toujours le reconnaître, et l'homme, qui a constamment joui

*) Hier ist die gräfliche Familie Bueil gemeint.
Der Herausgeber.

des bontés de l'immortelle Catherine aura toujours des droits à mon estime. Je salue votre aimable secrétaire qui s'acquitte si parfaitement de ses fonctions

Votre affectionné

Alexandre.

St. Pétersbourg le 2 de mai 1801.

Zweiter Brief.

Monsieur le Baron de Grimm! J'ai reçu votre lettre du 15/27 Septembre avec une satisfaction bien sincère, et vous sais un gré infini des voeux que vous y formez pour mon bonheur. Je me croirai heureux, si je parviens en effet à rendre tel le peuple, qui m'est confié, et la recompense la plus douce pour mon coeur de toutes les peines et de tous les soins qu'il m'en aura couté, sera de voir la paix et la prospérité dans mes états. Les fastes de l'histoire ne s'occupent que de grands faits, mon cher Baron, les historiens aiment à tremper leurs plumes dans le sang, coulant à grands flots sur un champ de bataille! — Que je désirerai ne pas mériter leur suffrage à ce prix, et je renonce volontiers à toute place dans leurs écrits, pour n'en occuper qu'une, que la reconnaissance me marquera dans les coeurs de mes sujets. Je vous répète ma demande de me donner de vos nouvelles et vous offre avec plaisir l'assurance de ma vive estime.

St. Pétersbourg le 20 9bre 1801. Alexandre.

VI.

Ein Brief des Herzogs Ernst II.*) von Sachsen-Gotha an Baron Grimm.

En vérité, mon cher et digne ami, je suis plus que confus, de toutes les choses obligeantes et flatteuses que vous voulez bien me dire à l'égard de mon chiffon de lettre du 8 Mars, et je me trouve bien assurément dans le cas du „Bourgeois gentilhomme", quand il apperçut qu'il avait fait de la prose sans le savoir. Je ne reviens pas de mon étonnement sur les choses sublimes, que j'ai pu vous y dire. Je n'ai cru et n'ai voulu qu'épancher mon coeur dans le sein d'un ami, et lui ai dit tout simplement les idées qui se présentaient à mon esprit, sans leur supposer d'autre mérite; mais je me trouve bien heureux de m'être trouvé d'accord dans ma façon de voir et de sentir sur bien des points, avec celui de mon ami que j'aime et que je considère le plus, depuis les premiers instants qui m'ont lié et attaché à lui. Puissai-je mériter tant que j'existerai votre confiance et votre approbation, ce sera une des plus douces consolations de ma vie, qui ne laisse pas, que d'avoir aussi ses amertumes à elle. Eh! qui n'en a pas? sans doute; mais ma position est d'autant plus pénible, que je me trouve isolé, et n'ai d'autres ressources que mon faible coeur, et les préjugés tant vrais

*) Ernst II. Ludwig, geb. 1745, ein trefflicher, sparsamer, einsichtsvoller und freisinniger Regent sowie Gönner der Künste und Wissenschaften, war seit 1769 mit Marie Charlotte Amalie von Sachsen-Meiningen vermählt. Er hob das Schulwesen im Lande, trat 1785 dem Fürstenbunde bei und starb tiefbetrauert 1804.

Der Herausgeber.

que faux, dont mon éducation et mes rélations m'ont imbû depuis que j'existe. Mes fautes, mes faux pas, comme les démarches sensées que j'ai faites durant le cours de ma vie, n'ont pas eu d'autre source, ni d'autres causes; et plus j'y réfléchis, plus je crois que mon état mérite plus l'indulgence que la critique trop sévère du philosophe. Et surtout dans, ces temps critiques et orageux de la fin de ce dix huitième siècle, où tout a changé de face en comparaison des sentiments qui prévalaient il y a 40 à 50 ans! Je reconnais bien votre sagesse, mon cher et respectable ami, au conseil, que vous avez donné au mari de votre aimable pupille*) de retourner à son foyer pour prévenir sa destruction totale, c'est un parti qu'ont pris plusieurs des émigrés à ce que nous disent les papiers publics, en attendant leur situation me paraît tout aussi douteuse chez eux, qu'émigrés, persécutés partout, ils risquent et leur vie et leurs biens; en attendant c'est l'expédient le plus sûr qui se présente au raisonnement. Quant à votre aimable pupille elle sera la bien venue à Gotha, si jamais vous songez sérieusement à l'y établir pour quelque temps, et je vous réponds de ma bonne volonté à concourir à tout ce qui dépendra de moi pour lui en rendre le séjour agréable et je me croirai bien heureux de faire sa connaissance. L'espoir que vous voulez bien me donner, mon cher et digne ami, de vous voir ici dans un mois ou deux, vous mettra à même de juger par vos propres yeux si ce local et tout ce qui en dépend pourra bien lui convenir. Je crains bien, qu'en appréciant sur les lieux le pour et le contre de ce projet agréable et flatteur, vous ne

---

*) Gräfin Duroux de Bueil-Belsunce, die Mutter der Verfasserin.
Der Herausgeber.

changiez d'avis et d'opinion. Nous varions! Il y a trop d'agréments pour moi pour que j'ose espérer de le voir réussir et s'effectuer, je n'ose cependant en dire plus pour le moment, et vous en jugerez vous même plus juste par votre propre perspicacité. L'idée de me voir raproché de l'homme du monde que j'aime, que j'estime, que je respecte le plus, dont l'amitié, les conseils me seraient les plus utiles et les plus consolants, est trop belle, trop flatteuse pour que j'ose m'y livrer aū gré de mon tendre coeur. Mes châteaux en Espagne ne m'ont guère réussi jusqu'ici, et mon bonheur, ma satisfaction ont toujours éprouvé des entraves que je n'ai pu surmonter.

Vous en jugerez également, mon respectable ami, lorsque je serai à même d'épancher dans le sein de l'amitié, tous les divers sentiments qui m'oppriment si souvent. Oui, mon digne ami, oui, vous me flattez de la manière la plus sensible et la plus touchante, par la confiance, que vous voulez bien me marquer dans vos affaires de finance.

Et pour vous montrer que je ne désire que d'y répondre et que de m'en rendre digne à vos propres yeux, je consens avec le plus grand plaisir au prêt, que vous me demandez, et M. Moeller sera autorisé de ma part, à vous faire les avances que vous voudrez lui faire l'honneur de lui demander, et pour vous mettre tout-à-fait à votre aise, car je ne connais que trop les nuances de votre délicatesse je vous prêterai à usure; il n'y a cependant que sur les pour Cent ou nous trouverons de la peine à nous accorder. Vous m'offrez 5 p.Ct. d'intérêt; à cela je n'ai qu'une observation à faire, c'est que vous trouveriez fort aisément, en donnant les suretés nécessaires, à emprunter à Gotha même des sommes assez considérables a 3 %, voulez vous, ou pouvez

vous souhaiter que je sois plus usurier que les particuliers capitalistes de G.? presque tous les capitaux qu'on place ici, soit dans les caisses publiques, soit particulières ne rendent guère de plus gros intérêts, j'en ai placé divers moi même à ce taux. Il n'y a que le cas où j'ai cru que l'emprunteur pouvait gagner lui même, qui m'ait engagé a m'éloigner de cette règle, j'ai prêté à notre libraire, à l'apothicaire de cette ville au 4 %, mais je crains bien, mon digne ami, que vous ne serez pas dans le même cas, et que ce ne soit pas pour vous enrichir, que vous emprunterez de votre ami. J'aimerais le mieux que vous empruntiez de moi sans le moindre intérêt, mais je connais votre délicatesse sur ce point, et ce serait y répondre très mal, si je voulais empiéter sur les droits de Catherine II. et vous me donnerez 3 pour Cent d'intérêt par an s'entend pour les petites sommes que M. Moeller vous aura avancé en mon nom, et vous les rembourserez à votre aise. J'espère, mon digne et respectable ami, avoir rempli vos vues et vos intentions de cette manière.

Ah mon ami! quelle nouvelle et horrible catastrophe que cet assassinat de Gustave III.! Ce n'est pas un homme que j'estime infiniment, ni sur la conduite duquel j'aimerais à me confier, ou pour lequel je voulusse répondre, mais enfin il est homme, et brave. S'il y a des plaintes contre lui, et certes il y en a de maintes espèces, pourquoi ne pas le saisir lui faire un procès, lui faire légalement perdre la tête, comme à un parjure, un usurpateur? Il y a bien des gens même, qui prétendent qu'il a successivement fait périr et son père et sa mère par le poison. Si ces faits étaient bien constatés, sans doute qu'il serait bien coupable et bien mûr pour subir un jugement légal. Mais un assassinat est une chose atroce à mes yeux, et un moyen indigne, de ceux,

qui ont des raisons pour le haïr et de le persécuter. En général il paraît qu'il existe une ligue universelle contre tous les souverains de l'Europe, car on répand que Catherine pourrait bien suivre Léopold au tombeau. Des lettres anonymes l'assurent publiquement. Et à mon avis la mort de Léopold II. n'est point tellement éclaircie qu'elle soit lavée du soupçon, qu'elle ne soit pas l'effet du poison. Voici l'extrait d'une lettre de Copenhague qui paraît fonder mon opinion; elle est écrite par le Dr. Munter fils du fameux Munter qui croit avoir converti Struensée avant son exécution. Le père, natif de Lubec, a vécu plusieures années ici comme pasteur. Il épousa une demoiselle de Wangenheim qui est mère du jeune homme en question et qui est née à Gotha, il y a encore deux filles de ce mariage dont l'une au moins est aussi déjà mariée en Danemarc. En dernier lieu le père était superintendant, ou premier pasteur à Tonna, et avait un diocèse assez étendu. Il fut appelé en Danemarc et accepta cette vocation. Il y a quelques années qu'il repassa ici, pour revoir ses anciens amis et parents de sa femme, et dans son espèce c'est un homme de mérite, bon prédicateur et même poète. Le fils, homme de mérite et de savoir, a longtemps voyagé aux frais du roi en Italie et en Sicile, où il a fait diverses découvertes littéraires, qu'il a publiées. Il m'est fort attaché, mais c'est un esprit fort exalté, poète et vif: Avec le temps et l'âge, il se fera fort estimer. Il ne me reste plus, mon respectable ami, qu'à vous renouveler les assurances de l'amitié, la plus tendre et la plus inviolable, avec laquelle je vous suis attaché pour le reste de mes jours. Puisse le moment être bien rapproché qui vous ramènera ici, dans les bras de l'amitié et de la reconnaissance. Je fais assurément les voeux les plus tendres

et les plus ardents pour votre satisfaction et le repos de votre aimable pupille. Et puisse le voyage de Carlsbad vous conserver longtemps, pour le bonheur de ceux qui ont besoin de vos conseils et de vos soins paternels.

Ce 4 avril 1792.

Eine deutsche Übersetzung dieser 33 Briefe.

I.

Kaiserin Katharina II. an Melchior von Grimm.

(5 Briefe und 11 Brieffragmente.)

1. Brief. Petersburg, den 17. oder 26. März 1771.

Mein Herr! Ich habe Ihre zwei Briefe vom 2. und 14. Februar beinahe gleichzeitig erhalten. Sie wünschten, dass ich Ihnen einige Worte über die Grobheit und Albernheit der Chinesen schreibe, deren ich in einem meiner Briefe Erwähnung that. Wir sind Nachbarn, wie Sie es wohl wissen werden; unsere Grenzen sind beiderseits von Hirtenvölkern, Tartaren und Heiden bewohnt. Diese Stämme beschäftigen sich hauptsächlich mit Räuberei; sie stehlen sich (meist als Wiedervergeltung) gegenseitig Herdenvieh, ja selbst Leute. Zwistigkeiten, wenn solche unter ihnen herrschen, werden durch Kommissäre, die man an die Grenze schickt, entschieden. Die Herren Chinesen sind so grosse Plagegeister, dass es leichter wäre das Meer auszutrinken, als endlich ihren Sekaturen ein Ziel zu setzen, und mehr als einmal hat es sich schon zugetragen, dass dieselben, als sie bereits gar nichts mehr zu begehren wussten, die Gebeine ihrer Toten von uns forderten, nicht, um ihnen ein ehrenvolles Begräbnis zu sichern, nein, lediglich nur, um uns auf irgend eine Weise zu chicanieren. Solche Lappalien haben ihnen sogar als Vorwand gedient, den ganzen Handel mit uns zehn Jahre lang zu unterbrechen; ich sage „Vorwand“, weil der eigentliche Grund wohl darin zu suchen ist, dass

Seine Chinesische Majestät einem seiner Minister das Monopol auf den Handel mit Russland verliehen hatte. Chinesen und Russen beklagten sich gleichermassen bitter hierüber; und da aber schon einmal jeder natürliche Handel sehr schwer zu unterdrücken ist, so tauschten beide Nationen ihre Waren einfach an Orten aus, wo sich keine Zollämter befinden, denn dringendes Bedürfnis macht wagemütig. Der Herr Minister plagte aber nur die chinesischen Grenzbezirke und trieb selbst keinen Handel. Als man ihnen jedoch einen Bericht über den Stand der Dinge zukommen liess, da kamen sie mit sehr umfangreichen Schriftstücken in schlecht gefügter Prosa angerückt, worin sich weder Logik, noch Artigkeit blicken liess, und die von Anfang bis zu Ende nur ein Gewebe von Ignoranz und Roheit waren. Hier bedeutete man ihnen, dass man sich wohl hüten werde, ihren Stil als nachahmenswertes Vorbild anzunehmen, da sowohl in Europa, als auch in Asien eine derartige Schreibweise für recht flegelhaft passiere. Ich weiss, dass man mir hierauf antworten könnte, dass die Tartaren, die einst China eroberten, nicht so manierlich sind, wie es die alten Chinesen waren, und will es gern glauben; jetzt ist bewiesen, dass die Eroberer nicht die Artigkeit der Eroberten angenommen haben, und die letzteren riskieren durch sie noch mit diesen dominierenden Sitten angesteckt zu werden.

Ich komme nun zu jenem Gesetzesartikel, den Sie mir gütigst mitteilten und der für mich so schmeichelhaft ist. Sicherlich, mein Herr, ohne den Krieg, den mir der Sultan so ungerechter Weise erklärte, wäre ein grosser Teil Ihrer Vorschläge ausgeführt worden, aber für jetzt ist dies nicht möglich, da man nur vorerst Projekte für die verschiedenen Zweige des grossen Baumes der Legislation machen kann und zwar nach meinen Ihnen bereits mitgeteilten, also wohlbekannten Grundsätzen. Wir sind mit dem Kriege zu beschäftigt, und das bietet uns zu viel Zerstreuung, um momentan die notwendige Aufmerksamkeit dieser ungeheuren Arbeit zuwenden zu können.

Ich liebe weit mehr Ihre Verse, mein Herr, als Kriegstruppen,

diese können höchstens im entscheidenden Momente davonlaufen, Ihre Gedichte hingegen werden der Nachwelt, die ja nur das Echo Ihrer Zeitgenossen sein wird, Freude und Genuss bereiten. Die, welche Sie mir zusandten, haben sich meinem Gedächtnisse fest eingeprägt, und das Feuer, das darinnen loht, ist überraschend; in mir hat es einen prophetischen Enthusiasmus geweckt. Sie werden zweihundert Jahre leben! Man hofft nur das, was man wünscht. Ich bitte Sie, erfüllen Sie meine Prophezeihung; es ist die erste, die ich je vom Stapel liess!

Katharina.

2. Brief. Czarskozelo, den 17. April 1776.

Ich erhielt Ihren Brief aus Neapel in den fürchterlichsten Tagen meines Lebens. Den 10. April um 4 Uhr früh kam mein Sohn zu mir, da seine Gemahlin*) Geburtswehen verspürte. Ich erhob mich sofort und eilte an ihr Lager. Ich fand sie in grossen Schmerzen, doch ohne noch etwas Aussergewöhnliches dabei zu bemerken. Eine Hebamme und ein geschickter Chirurg leisteten ihr Hilfe; Zeit und Geduld sollten sie aus ihrer schweren Lage befreien. Dieser Zustand hielt bis in die Nacht an; doch gab es auch einige Pausen, in denen sie der Ruhe, ja selbst des Schlafes genoss. Ihre Kräfte nahmen nicht ab. Da aber der Montag in derselben Erwartung verstrich und ihr Zustand sich nicht besserte, so schien uns dies sehr besorgniserregend. Ausser ihrem Leibarzte, der das Vorzimmer gar nicht verlassen durfte, wurden auch noch der des Grossfürsten und ein anderer bekannter Geburtshelfer, der beste, der sich auftreiben liess, berufen, um den bereits anwesenden Kollegen mit Rat und That beizustehen. Aber ihre Anordnungen brachten weder Erleichterung noch Beschleunigung der Entbindung. Dienstag verlangten sie noch

---

) Alle Auskünfte über die mit Stern) bezeichneten Worte sind beim französischen Urtexte zu suchen.

Der Herausgeber.

meinen Leibarzt und einen alten, gewiegten Spezialisten behufs einer neuen Beratung. Das Resultat dieser Unterredungen ging dahin, man müsse die Mutter retten, da das Kind vermutlich tot. Die nötigen Instrumente wurden herbeigeschafft. Ein Zusammentreffen unglücklicher Verhältnisse, hervorgerufen durch ihre Körperbildung und verschiedene andere Zufälligkeiten, machte aber alle menschliche Kunst zu nichte, — und Donnerstag wurde die Grossfürstin mit allen heiligen Sakramenten versehen. Der Prinz Heinrich*) schlug vor, noch seinen Arzt zu berufen; dieser vermochte aber nur seine Kollegen zu rechtfertigen. Am Freitag um 5 Uhr Abends hauchte die Prinzessin ihre Seele aus. Gestern wurde sie in Gegenwart von dreizehn Doktoren und Chirurgen geöffnet, und nach dem Ausspruche derselben war es ein fast einzig dastehender Fall, an dem jede ärztliche Kunst scheitern musste. Sie können sich nicht vorstellen, was sie gelitten hat, und wir mit ihr. Mein Herz blutet. Ich genoss nicht einen Augenblick der Ruhe während dieser fünf Tage. Weder bei Tag noch bei Nacht verliess ich die Grossfürstin, bis sie die Augen schloss. Sie sagte mir inmitten ihrer grössten Schmerzen: „Sie sind eine ausgezeichnete Krankenwärterin!“ Stellen Sie sich meine Lage vor! Den einen trösten, den anderen stärken, selbst an Leib und Seele gebrochen; alles bestimmen, alles vorsehen müssen, damit ja nichts vergessen oder übersehen werde! Ich gestehe Ihnen aufrichtig, in meinem Leben war ich noch nie in einer so schweren, so schrecklichen, so peinlichen Lage. Ich vergass zu essen, zu trinken, zu schlafen, und meine Kräfte erhielten sich doch, ich weiss nicht wie! Ich begann zu glauben, dass mein Nervensystem, wenn es jetzt nicht einmal zerrüttet worden, unzerrüttbar sei. Vierundzwanzig Stunden vor dem Tode der Grossfürstin schickte ich zum Prinzen Heinrich mit der Bitte, dass er sich des Grossfürsten annehmen möge. Er kam sofort und verliess ihn nicht mehr. Der Arme ertrug seinen unendlichen Schmerz mit Kraft und Festigkeit, aber heute erkrankte er an einem heftigen Fieber. Sobald seine Frau verschieden war, führte ich ihn hierher.

Leben Sie wohl! Ihren Brief werde ich ein anderes Mal beantworten!

den 18. April.

Danken Sie lieber Gott, statt zu klagen, dass Sie den Prinzen Heinrich nicht auf seiner Reise hierher begleiten konnten. Ihr beschädigter Darm hätte diesem traurigen Schauspiele, das ich gestern so genau beschrieb, gewiss nicht widerstehen können. Uns, die wir nicht in Ihrem Falle sind, hätte es fast das Leben gekostet. Es gab Momente, in denen mir war, als zerrissen meine Eingeweide, und bei jedem Schrei, den sie ausstiess, fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe. Freitag wurde ich zu Stein und jetzt noch habe ich gar kein Gefühl. Ich habe Stunden äusserster Schwäche, dann wieder andere, in denen ich mich stark fühle; dies alles ist wie eine Art Wechselfieber, aber mehr ein seelisches, als physisches. Niemand kann sich davon einen Begriff machen, der es nicht selbst an sich erlebt. Denken Sie sich, ich, die ich so leicht zu Thränen gerührt bin, ich sah sie dahinsterben, ohne eine Thräne zu vergiessen! Ich sagte mir eben: Wenn du weinst, so werden die anderen schluchzen, wenn du aber schluchzest, so werden die anderen gar ohnmächtig, und alles verliert den Kopf. Doch nun breche ich kurz ab mit allem, was ich Ihnen noch zu sagen hätte. Und werde selbst, indem ich Sie an Prinz Heinrich verweise, nicht mehr diese düstere Sache berühren. — Sie sehen: Der Mensch denkt und Gott lenkt!

3. Brief.

Petersburg, den 14. oder 25. Dezember 1777.

Kennen Sie Herrn Alexander? Gehen Sie oft nach Versailles? Kennen oder kennen Sie nicht in diesem Falle die Unterbeamten dieses Herrn, von dem so viel im „Ingénu“ die Rede ist? Aber ich wette, dass Sie den Monsieur Alexander gar nicht kennen, wenigstens nicht denjenigen, von dem ich Ihnen erzählen will. Es ist nicht Alexander der Grosse, um den es sich handelt, sondern

ein ganz kleiner Alexander*), der am 12. d. M. um 3/4 10 Uhr morgens das Licht der Welt erblickte. All das besagt, dass die Grossfürstin eines Knaben genas, der zu Ehren des heiligen Alexander Newsky diesen pompösen Namen erhielt, und den ich Herrn Alexander nenne, weil er leben will und jedenfalls seinerzeit ein ganzes Heer von Beamten kommandieren wird. Jetzt sehen Sie, was das Geschwätz und die Prophezeihungen von Grossmama bedeuten sollen! Ist das nicht ein glänzender Beweis meiner Sehergabe? (deutsch) Aber, mein Gott, was soll denn aus dem Jungen werden? Ich tröste mich mit Bayle und dem Vater des Tristram Shandi, dass der Name einen Einfluss auf das künftige Schicksal habe. Und Sie werden doch gewiss zugeben, dass dies ein sehr glänzender Name ist. Es gab ja schon gewaltige Matadore, die ihn trugen. Wenn nur nicht diese illustre Bande schon alle guten Karten für sich behalten hat! Machen nicht auch schon die leuchtenden Vorbilder der eigenen Familie etwas aus? Was glauben Sie? Die richtige Wahl derselben bringt einen oft in Verlegenheit, und Vorbilder bedeuten überhaupt nichts, wie uns der würdige Pastor Wagner in seinem Evangelium lehrt. Es ist das Naturell, das alles macht, aber wo es suchen? Ist es vielleicht gar im Sacke einer guten Konstitution verborgen? Es scheint so zu sein, vorausgesetzt, dass die Masse nicht den Geist absorbiert; das Fleisch, die Knochen ziehen den lieben Verstand ohnehin bald rechts, bald links. Ich werde diese Betrachtungen der Königin-Witwe von Schweden schicken, die sicherlich besser hierüber debattieren können dürfte, wie meine Wenigkeit. Wie schade, dass es keine Feeen mehr giebt! Diese würden sicher einem Kinde alles in die Wiege legen, was man nur wünscht. Ich hätte ihnen reizende Geschenke gemacht und ihnen dann ins Ohr geflüstert: „Meine Damen, ich bitte für ihn um etwas Mutterwitz, nur um ein klein wenig Mutterwitz, das weitere wird dann schon später die Schule des Lebens besorgen!“ Adieu, gehaben Sie sich wohl!

Ich erhielt Ihre Nachschrift zu all den schönen Sachen, die

mir Thiers von Ihnen überbringen sollte, er selbst ist jedoch noch nicht eingetroffen. Sind Sie mit der Apotheose der Madame Geoffrin zufrieden? Ich finde, die Sache ist recht gut gesagt, aber im Gedächtnisse bleibt einem gar nichts davon. Ich weiss auch sehr gut, was daran fehlt. Dieser Autor ist nicht nach meinem Geschmacke, unsere Köpfe passen nicht zusammen. (deutsch) Gott weiss, alle Leute wollen mehr, als sie können, und ich liebe die Köpfe, dis ohne Wollen und ohne sich aufzuziehen, von selbst laufen. Wenn man in die Jahre kommt, wird man doch gar zu difficile, und dies ist auch mein Fall.

4. Brief. Petersburg, den 22. Dezember 1777.

Nicht wahr, es giebt keine grössere Zudringlichkeit, als wenn man in einem fort die Leute mit Briefen bombardiert. Das ist auch meine Ansicht. Sehen Sie, da kommt schon, wie mir scheint, der dritte angerückt, den ich Ihnen schreibe, ohne recht zu wissen warum, aber ich muss es thun, mein Kopf will es! Nun, so lesen Sie ihn einfach garnicht, es giebt ja für alles ein Mittel, ich wiederhole Ihnen, werfen Sie ihn nur uneröffnet ins Feuer! Herr Alexander wurde vorgestern getauft, und allen geht es prächtig, ausser den Engländern, die seit dem unseligen Abenteuer*) des General Burgoyne den Kopf bis auf den Magen hängen lassen. Da könnte man wohl nach der löblichen Gewohnheit des Fürsten Potemkin an seinen Fingernägeln kauen. Das bringt ja das Blut in Wallung. Wenn die Herren im grossbritannischen Parlamente auch da noch ruhig bleiben, so erkläre ich sie für (deutsch) ehrwürdige Passgänger. Man muss hier nach meiner Ansicht wenigstens zwanzig Beschlüsse fassen, einen schöner und glänzender, wie den anderen. Schauen wir einmal ein wenig zu, wie sie sich halten werden, und wenn sie es gut machen, so wollen wir daraus eine kluge Lehre ziehen und lernen unsere Ansichten für uns zu behalten und unsere Phantasie zu zügeln, verstehen Sie mich? Schach Bahman und ich, wir verstehen uns sehr gut. Wenn Sie

mir wieder einmal schreiben, so geben Sie mir Nachricht von Monsieur Quirini, Abbé Galiani und Herrn von Mengs. Arbeitet dieser letztere wohl an meinen Gemälden? Ach mein Gott, wenn Sie nur sehen könnten, wie famos ich, trotz aller Ihrer bösen Prophezeiungen, diesen Winter untergebracht bin. Hier ist alles voll der wunderschönsten Sachen, wie Sie solche wohl noch nie gesehen haben, alles um mich her verstreut, ohne dass sie mir zu etwas nützten, und dass ich eine Verwendung dafür hätte; es ist eine wahre Wonne, dies alles auch nur anzuschauen. Ich komme mir wie jener Kirgisen-Chan vor, dem die Kaiserin Elisabeth ein Haus in Orenburg schenkte, und der sich mitten im Hofe desselben ein Zelt als Wohnstätte errichten liess. So halte ich mich in meiner behaglichen Ecke, und die Ausschmückung der Kirche schreitet rüstig fort, wir sind schon beim zweiten Altare angelangt. Die Einführung der Verordnungen geht ruhig ihren Weg, desgleichen auch die Gesetzgebung, doch langsam. Ich weiss nicht was das ist: Ob daran wohl Stoff oder Kopf schuld sind, aber jedenfalls werden die tollen Sprünge immer seltener, und das Ganze gleicht einem langsamen und beständigen Fieber ohne inneres Feuer. War es nicht notwendig für Sie, alles das genau zu wissen? Der Patriarch beehrte mich mit der Zusendung einer Broschüre, die er „Preis der Gerechtigkeit und Humanität“ betitelte. Er wünscht, dass dies als Vorlage für ein neues Kriminalgesetzbuch dienen möge, und verlangt dafür hundert Louis Honorar. Das nenne ich bescheiden! Ich bin jedoch der Meinung, dass dies wohl gratis oder gar nicht zustande kommen werde. Um das auszuführen, muss man einen tiefen Blick in die Herzen, in die Erfahrungen, in die Gesetze, Sitten und Gebräuche einer Nation thun, nicht nach der Geldkatze schielen. Akademische Preise spornen den Ehrgeiz junger Leute, hier aber ist ein Arbeitsfeld für erfahrene Graubärte, für Persönlichkeiten, die schon die Leitung des Staatswesens in eigenen Händen hatten und für die hundert Louis gar keinen Wert haben. Apropos, wissen Sie, dass die Oper von Paisiello charmant war? Ich hatte vergessen, Ihnen

darüber zu berichten. Während der Aufführung war ich ganz Ohr, trotz der angeborenen Gefühllosigkeit meines Trommelfelles gegen Musik. Ich erkläre Paisiello dem Galuppi ebenbürtig. Es ist gerade ein sehr guter Komiker angekommen, schon eine blosse Melodie aus seinem Munde macht mich herzlich lachen. Gott weiss, was das wohl bedeuten mag! Hören Sie mich an, Sie berühmter Explikator, erklären Sie mir, warum mich der Gesangsvortrag dieses Buffo lachen macht, während gerade die Musik der französischen komischen Opern mich sonst förmlich empört und mit Verachtung erfüllt, mich, die im übrigen die Tonkunst, von der ich nichts verstehe, kalt lässt. Sie werden wohl nie diesen Brief drucken lassen, da er ja doch nur das Geistesprodukt einer Kranken ist, die gerne schmiert, um sich dabei zu zerstreuen. Ich habe heute wieder einmal sehr starke Kopfschmerzen, und Sie sind mein Sündenbüsser schon seit langem. Ich kann, wenn Sie es wünschen, Ihnen selbst ein Attest ausstellen, dass Sie mir gegenüber schon oft Beweise unglaublicher Geduld abgelegt haben. Adieu, bleiben Sie gesund! Das sind jetzt vier Seiten, die ich auf das Genaueste ausfüllte.

5. Brief. Petersburg, den 14. Februar 1778.

Also, mein werter Herr Sündenbüsser, ich muss Ihnen heute wieder einmal schreiben, denn ich habe starke Kopfschmerzen. Erwarten Sie nun etwa ja nicht blühende Phantasiegebilde oder gewaltige Wortarmeen, die sich gleich Wassermassen bei einem Schleusenbruche hervorwälzen, nein, die ganze Geschichte dreht sich nur um ein Fest, veranstaltet von Seiner Hoheit Azor. Um also meinen Bericht gut einzuleiten, muss ich Sie daran erinnern, dass wir uns jetzt bis über die Ohren in der Zeit der Feste und des Mummenschanzes befinden und dass wir deshalb durch die ganze Stadt von Haus zu Haus rollen, wie die Ratten, die von Speicher zu Speicher wandern. Und wie sich schliesslich ein armseliger kleiner Rasttag für uns fand, nämlich Dienstag, der

13. Februar, da sehnte sich wohl jedermann, schon ganz überdrüssig der Musik, und vom Tanze, sowie von den übrigen Strapazen übermüdet, nun endlich daheim frei aufatmen zu können. Doch musste nicht Satanas, der Feind aller Ruhe, sofort seine Nase dabei haben! Was that er? Er flösste unserer afrikanischen Hoheit den Gedanken ein, sich an einem Operntage, an dem sowohl Logen, wie Parterre recht dünn bevölkert waren, plötzlich im Theatersaale im Kostüme seines Landes zu zeigen und ungefähr dreissig der vornehmsten unter den Anwesenden persönlich ein gedrucktes Manifest zu überreichen. Dieses artige Dokument, aus dem niemand klug werden konnte, versetzte männiglich in Erstaunen. Was ist das? Was soll das bedeuten? Wovon handelts denn eigentlich? Ich habs! Ich kann es unmöglich enträtseln! So riet und vermutete man hin und her und zerbrach sich den Kopf darüber, bis man endlich in ein herzliches Gelächter ausbrach. „Es ist nur eine würdige Vorbereitung auf ein Fest," sagte Prinz Azor. Mitten in der Vorstellung erhoben sich die also Eingeladenen, um sich auf den Wunsch ihres exotischen Gastgebers in ein bestimmtes Appartement zu verfügen. Nun ging es eine kleine, enge Wendeltreppe empor, die, wenn auch nicht gerade auf den Speicher, so doch in ein gewisses Halbgeschoss führte, wo uns alle Düfte Asiens umhauchten. Daselbst standen drei grosse, mit Samtteppichen bedeckte Tische für den Makao bereit. Auf jedem derselben befand sich eine kleine Schachtel, neben der ein goldenes Löffelchen lag. (Ich beschreibe dies alles so genau lediglich zur grösseren Bequemlichkeit derjenigen, welche Herrn Azor imitieren wollen.) Neben einer jeden solchen Schachtel lag eine kleine gedruckte Ankündigung. Die ganze Gesellschaft war eifrig bestrebt, den Wünschen des Gastgebers nachzukommen. Es giebt nichts animierteres, als dieses Spiel, sagten die Herren. Es giebt nichts amüsanteres, sagten die Damen. Es ist in der That eine hübsche Sache, um Diamanten zu spielen. Das erinnert an „Tausend und eine Nacht". Jeder hatte Hoffnung für Vier, und das Gold und die Edelsteine rollten nur so auf dem Tische

herum. Die Schlauköpfe meinten, dies Spiel sei eine pikante Neuigkeit, die anderen schwiegen, hazardierten aber nur desto mehr. Trotzdem diese schöne Unterhaltung anderthalb Stunden bis zum Souper währte, waren die Schachteln noch immer nicht geleert. Da kam man denn zum Entschlusse, alles, was in denselben übrig blieb, unter die Spieler zu verteilen. Als dies geschehen, stiegen wir dieselbe Treppe wieder hinab, die uns heraufgeführt hatte, und standen in einem Saale, dessen Mauern und Decke ganz mit Spiegeln bedeckt waren. Gegenüber der Treppe befand sich ein grosses Fenster, dessen Vorhänge sich plötzlich öffneten und uns ein grosses A von gewaltiger Länge und proportionierter Breite sehen liessen, das aus den schönsten Krondiamanten zusammengesetzt war. Unter diesem immensen A standen zwanzig Pagen in goldstrotzende, mit blauen Atlasschärpen gezierte Gewänder gekleidet. Diese waren dazu bestimmt, den Dienst bei Tische zu übernehmen, und bildeten eine geschmackvolle Gruppe unter dem grossen Diamanten-A. Die Tische hatte man rechts und links der Länge der Mauer nach aufgestellt und also an die Spiegelwände gelehnt, dass sich alle Gäste en face in denselben sehen konnten. Doch, wie könnte ich Ihnen das Dessert beschreiben, das vor diesen Spiegelwänden aufgestellt war! Hier fand man die schönsten Aufsätze, beladen mit allen den Edelgesteinen aus den vier grossen Kästen, die Ihnen ohnehin bekannt sind. Das ganze Arrangement war buchstäblich charmant. Ich befahl allsogleich, eine Zeichnung davon anzufertigen, die ich gravieren lassen und Ihnen zusenden werde. Bei ihrem Eintritte in den Saal blieben alle, geblendet von all dieser Schönheit und dem Reichtume, der sich ihnen darbot, wie angewurzelt stehen, und es brauchte wohl eine halbe Stunde, bis sie endlich bewogen werden konnten, sich an den Tischen niederzulassen, welche ihrer harrten. Während des Soupers verminderte sich dieser Enthusiasmus nicht, und nach Beendigung desselben stieg man wieder in das Halbgeschoss hinauf. Ich vergass ganz, Ihnen zu sagen, dass wir, ehe wir in die oberen Appartements gelangten, den grossen

Saal passieren mussten, der damals noch gar keine Dekoration enthielt, und dass dies alles erst während unserer originellen Spielpartie so hergerichtet wurde. Dem grossen Diamanten-A im Fenster gegenüber befand sich noch ein zweites, gleichgezeichnetes aus Perlen. Aber nun ist es genug für heute!

Manifest:

Franciscus Azor, ehemaliger Gouverneur der Schildkröten von Guadeloupe, derzeit vorteilhaftest am russischen Hofe bekannt, nimmt sich die Ehre, vor Zeugen zu erklären, auf welche Weise er afrikanischer Edelmann wurde. Er weiss nicht, ob es aus Neid, oder aus anderen Gründen geschah, dass ihm viele seinen Titel streitig machen wollten. Aber heute ist ihm das auch ganz gleichgiltig, da er sich endlich entschlossen hat, im Angesichte der Öffentlichkeit seinen Charakter als Repräsentant seines Vaterlandes und zugleich desjenigen des Goldes, des Silbers, der Edelsteine und Ungeheuer, mit einem Worte des grössten Erdteiles, genannt Afrika, zu beurkunden. Er wird persönlich oder durch seinen Sublegaten einem jeden schriftliche Beweise zu Händen geben, der sich Dienstag, den 13. Februar 1778 nach Schluss der Theatervorstellung in die Appartements I. M. der Kaiserin zu verfügen gewillt ist, diesen Zettel in der Hand haltend. Die hochgeschätzten Herrschaften werden zugeben müssen, dass S. Hoheit keinen besseren Augenblick wählen konnte, als zu diesem brillanten Feste dadurch beizutragen, dass er seine Rechte geltend machen wird. Er schliesst mit dem frommen Wunsche, dass nach Spiel und Souper ein sanfter Schlummer die müden Augen seiner Gäste schliessen möge.

Ankündigung:

Der Herr Repräsentant hat auf jeden Tisch eine diamantengefüllte Schachtel gestellt, nicht zum Verkaufe, sondern damit jeder „Neuner“ von ihm aus mit einem Diamanten bezahlt werde.

1. Fragment.* Petersburg, den 5. Oktober 1777.

Wenn Sie (nach Frankreich) zurückgekehrt sein werden, so bitte ich Sie Gelegenheit zu finden, Herrn von Necker auszurichten, dass mir Graf Schuwalow*) sein Buch über den Getreidehandel übergab, und dass ich ihm hierfür sehr verbunden bin; es ist ein ausgezeichnetes Buch. Dies gehört für ihn und folgendes für Sie: Der Autor besagten Buches, das ich selbst lese, ist ein offener Kopf. Dieses Buch scheint durchaus nicht für jedermann geschrieben, und es giebt nur gewisse Kreise, die es verstehen werden. Ich habe es unter meine Klassiker eingereiht, unter denen er mein Blackstone ist. Sobald ich den Namen Blackstone ausspreche, kommen mir gleich die Loggien Rafaëls und das Buch Bibienas in den Sinn. Folglich habe ich auch die Broschüre des Herrn von Necker in die Ehrenrubrik des roten Stiftes gesetzt. Das Kapitel, das auf Seite 136 beginnt, gefällt mir sehr. Doch bin ich gar nicht einverstanden mit dem, was er vom Norden behauptet. Er war nie dort, er kennt die Verhältnisse nicht und schreibt daher viel zu leichthin darüber. Wenn ich ihn kennen würde, so möchte ich hie und da mit ihm in Streit geraten. Ich würde ihm z. B. sagen: Die Länder des Nordens haben auch südliche Provinzen, die fruchtbarsten der Erde, die in keiner Weise den Gestaden des Eismeeres gleichen. Wenn diese unwirtlichen Gestade auch sehr dünn bevölkert sind, so möge er zugleich erfahren, dass es in anderen Gegenden bereits allzu dichter Besiedelung halber an Grund gebricht etc. etc. Geduld, Geduld, schon in wenigen Jahren werden Sie Karten von Russland sehen, die Ihnen erst vom Ganzen eine richtige Idee geben werden. Viele Irrtümer stammen daher, dass zahlreiche Städte an Punkte gebaut wurden, die der Himmel nicht begnadete . . . .

2. Fragment.* den 10./21. Juli (1778?).

Nun ist Herr von Necker nicht mehr im Amte! Das war ein schöner Traum, den Frankreich träumte, und nun haben seine

Feinde einen grossen Sieg errungen. Den Charakter dieses seltenen Mannes muss man in seinen zwei Werken bewundern, doch seine „Memoiren“ überflügeln noch bei weitem sein „le compte rendu“. Der König von Frankreich hat einen berühmten Mann mit Füssen getreten. (deutsch) Das findet sich sobald nicht wieder. Herr von Necker hätte eben einen tüchtigen Herrscher gebraucht, der seine Pläne erkannt und unterstützt hätte . . . .

O mein Gott, warum hinken sie trotz allen guten Willens so getreulich Grosspapas Spuren nach? So führt sich der Herr Schwager denn doch nicht auf! . . . . .

3. Fragment. den 11./22. Juli.

Der Brief, den Herr Necker Ihnen schrieb, hat mich sehr gefreut, nur das eine ärgert mich, dass er nicht mehr im Amte ist. Ich kenne einen Mann hienieden, dem der Himmel den ersten Platz in Europa bestimmt hat, widerspruchslos die höchste Sprosse des Ruhmes. Er muss leben, er muss seine Zeitgenossen überleben, und dann wird dieses unvergleichliche Gestirn alle, die da wandeln, mächtig überstrahlen . . . .

4. Fragment. Czarskozélo, den 11. August 1778.

Ich muss zugestehen, dass Ihre Geleitbriefe immer mit decidiertem Geschmacke abgefasst sind. Vor mir liegt ein solcher vom 15. Juli, der zu einer Postsendung No. 20 gehören soll, die aber, wie mir scheint, noch nicht eingetroffen ist; ach, es ist ja schon eine Ewigkeit her, dass ich weder Briefe von Ihnen erhielt, noch Ihnen schrieb, ich wartete immer, um endlich die Feder zur Hand nehmen zu können, auf ein grosses Kopfweh oder sonstiges Übelbefinden, das meine Phantasie etwas aufrühren würde. Ihr Geleitschreiben setzt mich erstens in ungeduldige Erwartung der Büsten von Stoudon*), zweitens enthält es auch eine Gravierung mit dem Kopfe Voltaires. Ich gestehe Ihnen, dass ich sie gar nicht ansehen kann, so schmerzt mich der Tod dieses Patriarchen.

Wir leben hier in Erwartung grosser Ereignisse. (deutsch) Von allen Seiten wird ...... Man sagte, dies wäre die Geschichte der französischen Schriftsteller und das Verhältnis Herrn de la Harpes zu Voltaire. Ich bitte Sie, merken Sie sich, dass ich noch nie etwas von Monsieur de la Harpe gelesen habe und dass ich einen instinktiven Ekel vor allem empfinde, was er schrieb. Auf denn, Sie bester Explikator, den ich kenne, explizieren Sie mir den Grund dieser schreienden Ungerechtigkeit, einen Schriftsteller zu verdammen, ohne selbst auch nur den Umschlag seiner Werke je gesehen zu haben! .... Bei Gott, die Politik ist eine famose Sache! Sie ist das Prototyp leeren Gewäsches und endloser Reden ohne Sinn, die, nicht einmal wert beachtet zu werden, noch tüchtig mit meist erlogenen oder ungerechten Anwürfen gewürzt sind, und damit regiert man die Welt und entscheidet über die Geschicke der Völker! (deutsch) Wahrhaftig, arme Leute und elende Sachen! Mir scheint fast, dass man seit Voltaires Tode keinen Wert mehr auf gute Laune legt; er war der Gott der Heiterkeit. Lassen Sie mir doch eine ganz vollständige Kollektion seiner Werke zukommen, damit ich wieder einmal von Herzen lachen kann. Wenn Sie mir nicht bald schicken, was ich begehre, so werde ich Ihnen nur mehr klägliche Jammerepisteln schreiben. Adieu, für heute genug!

5. Fragment. Czarskozélo, den 17. August 1778.

Seitdem es deutsche Barone giebt, hat unter ihnen gewiss noch kein so leidenschaftlicher Fabrikant von Geleitsnachträgen existiert, wie Sie; kaum hatte ich noch Zeit, den einen zu beantworten, siehe, da kommt auch schon ein zweiter, mit dem Datum 15. Juli, angerückt, der sich ebenfalls auf No. 20 bezieht, welch letzteres ich leider noch immer nicht erhalten zu haben erkläre. (deutsch) Aber was wird denn daraus werden? Ich liebe die Nachträge nicht mehr, seitdem ich in einem derselben die Verzichtleistung des Erzherzogs Albert von Österreich auf Baiern

gelesen . . . . Herr von Reiffenstein*) und ich wünschen, dass Sie sich vollkommener Gesundheit erfreuen mögen. Wir hoffen desgleichen in Kompagnie, dass ihnen meine vorhergehenden Briefe rechtzeitig zugekommen sind. Ich habe weder die Kisten, noch die Ballen erhalten, welche Herr von Reiffenstein nach dem Auftrag des Grafen Schuwalow expedierte und die den Marmor etc. etc. enthielten; notabene, Schuwalow befindet sich momentan hier, weil die Fregatten noch nicht aus Livorno zurückkehrten, und folglich auch alle anderen schönen Sachen, die noch auf hoher See schaukeln, derzeit ausständig sind, und Gott wolle die Loggien Rafaëls vor allen Stürmen behüten . . . . Ich fürchte sehr, dass der tückisehe Husten Mengs dahinrafft, ehe er noch meine Gemälde begonnen hat. Es ist bereits ein Jahr verflossen, seitdem sie bestellt wurden, und gerade das heurige ist unglücklicherweise durch den Verlust grosser Männer gekennzeichnet. Mein Herr, ich bedauere gerade so hier, wie Herr von Reiffenstein, der Herzog von Sachsen-Gotha und General Woronzoff in Rom, nicht Ihre geistvolle Konversation und Ihre angenehme Gesellschaft geniessen zu können. Ich schreibe dies alles, Herrn von Reiffensteins Brief in der Hand haltend, nieder, also zugleich lesend, und bin soeben bei Père Jacquier und Abbé Chigi angelangt; ich habe auch einen Brief des Ersteren, der in artigen Mückenfüsschen geschrieben ist, persönlich von einem Ende bis zum anderen durchgemacht. Mit Vergnügen nehme ich die Widmung der Karte von Sizilien an und zwar zu Ehren meines lieben Herrn Vetters, des Berges Ätna, für den ich, wie Sie wissen, rege Sympathie empfinde. Ich hege zwar sonst einen grossen Widerwillen gegen alle Widmungen, aber dieses meinen teueren Vetters wegen mache ich gerne eine Ausnahme von der Regel und bitte Herrn von Reiffenstein, an meiner statt Père Jacquier und Abbé Chigi für ihre charmante Idee zu umarmen. Mit Ungeduld erwarte ich Hackerts Gemälde, meinen werten Bergvetter vorstellend, und werde es en miniature kopieren lassen, um es an einem Armbande zu tragen, so sehr liebe ich ihn! Mir scheint,

S. katholische Majestät (Spanien) sind ein Freund trauriger Szenen, denn sie befahlen solche bei Mengs*), und das verhinderte leider den Künstler, meine Bestellungen in Angriff zu nehmen Es ist schon lange her, dass ich Herrn von Schuwalow sagte, Mengs' Forderungen erschienen mir keineswegs zu hoch, und ich glaube, er hat ihm bereits einen Vorschuss zugesendet. Desgleichen habe ich auch dem Baron von Frédericzs befohlen, Herrn von Reiffenstein 274 Scudi romani 90 bajochi $^{1}/_{2}$ zu zahlen. Kaufen Sie mir, ich bitte Sie, zwei Exemplare der Werke Metastasios. Im übrigen empfehle ich mich Ihrem freundlichen Angedenken. Leben Sie wohl!

6. Fragment. den 1. September 1778.

Ich sterbe, ich sterbe, es herrscht ein furchtbarer Seesturm, der das Ärgste befürchten lässt. Heute früh war ich im Bade, das machte mir das Blut zu Kopte steigen, und heute Nachmittag fielen mir Abbildungen der Loggien Rafaëls in die Hände. Nur mehr die Hoffnung erhält mich aufrecht, ich beschwöre Sie, retten Sie mich! Bitte schreiben Sie sofort an Reiffenstein, dass er die Mauern und Decken in natürlicher Grösse kopieren lasse, und ich gelobe dem hl. Rafaël, augenblicklich, koste es, was es wolle, die Loggien bauen und die Kopien hineinräumen zu lassen, denn ich muss durchaus sehen, wie es ausfallen wird. Ich hege für diese Loggien, für diese Plafonds eine solche Verehrung, dass ich ihnen jedwede Ausgabe widmen und weder ruhen noch rasten werde, bis alles vollendet ist. Ach, wenn man mir einen kleinen Grundriss dieses Gebäudes mit genauen Grössen in Rom selbst, der Stadt aller schönen Vorbilder, anfertigen wollte, so wäre ich meinem Ziele schon um vieles näher gerückt! Es ist wiederum der göttliche Reiffenstein, der, wenn der Herr Baron von Grimm nichts dagegen haben, diese schöne Kommission übernehmen könnte. Ich gestehe offen, dass ich lieber Sie, wie Herrn von Schuwalow mit dieser Geschichte betraue, da der letztere immer und überall

voller Bedenken ist, und gerade diese sind unter allen Sachen diejenigen, die solche Leute wie mich am meisten verdriessen. Nennen Sie das alles weise oder unsinnig, wie es Ihnen eben vorkommt, ein jeder plaudert ja mehr oder minder dumm oder gescheit daher, wie es eben in seinem Können und Wissen gelegen ist. Adieu, mein Herr, Gott beschütze Sie und bleiben Sie nur gesund! Sagen Sie mir einmal bei Gelegenheit, warum . . . .

7. Fragment. den 27. April (alten Stils) 1785.

Sie haben mich nach Zelmire gefragt, die Sie mir auf die Bitte ihrer Eltern empfohlen hatten. Ich kann Ihnen nur sagen, dass sie sich ausgezeichnet aufführt und dass an ihr nichts zu tadeln wäre; ihr Grobian von einem Gatten dagegen ist ein höchst störriger Geselle. Er benimmt sich so brutal und rücksichtslos gegen sie, dass diese arme kleine Frau wohl bald ihr Kummer dahinraffen dürfte, ja, ich befürchte thatsächlich, dass ihre Gesundheit und ihr Leben durch ihn gefährdet sind. Vergangene Woche hatte er einen skandalösen Auftritt mit ihr, was bald allgemein ruchbar wurde; er schlug sie, zerrte sie bei den Haaren und sperrte sie schliesslich zu Hause ein. Alle Welt, selbst seine leibliche Schwester und deren Gatte hält es mit der unglücklichen jungen Frau. Sobald ich davon Kunde erhielt, liess ich mir den Grobian kommen und schickte ihn unter dem Vorwande dringender Geschäfte, und dies nur zu dem Zwecke, dass weder seine Frau, noch jener dritte, der ihn bei mir verklagt hatte, kompromittiert würde, in sein Gouvernement. Im Augenblicke des Abschiedes schlossen sie Frieden, doch ich glaube kaum, dass dieser von Dauer sein dürfte. Sie wird übermorgen mit mir aufs Land reisen. Ihr Herr Gemahl versichert ihr stündlich, dass er sie nicht leiden möge; dies ist noch das zarteste Kompliment, das er ihr macht. Ich glaube, es wäre wohl das beste für die arme Kleine, wenn ihre Eltern von dem unglücklichen Zustande, in dem sie sich, und zwar ganz ohne eigenes Verschulden, befindet, unterrichtet

würden; aber man müsste ihnen empfehlen, das Ganze geheim zu halten, um sie nicht ins Gerede zu bringen. Sie weiss gar nicht, dass ich dies schreibe, doch ich thue es, da ich voraussehe, dass diese Ehe früher oder später gelöst werden müsse, wenn man sie am Leben erhalten will. Ich bitte Sie, von diesem meinem Geschreibsel nur den Gebrauch zu machen, den sie für notwendig erachten. Wenn es nur irgendwie möglich ist, werden wir alles vermeiden, was den Frieden stören könnte, doch dies scheint mir bei einem solchen Wüterich wie diesem äusserst schwierig . . . .

8. Fragment.* Petersburg, den 8. November 1785.

Endlich kam ich dazu, die Vorrede von Herrn Neckers Buch zu lesen, und habe sie nun glücklich beendet. Da er so empfänglich für Lob ist, so versichern Sie ihn auch des meinigen im vollsten Masse. Man sieht, dass er gerade auf dem richtigen Platze war und sein Amt mit dem grössten Eifer verwaltete, er gesteht dies auch selbst. Mir gefällt, wenn er sagt: „Ich werde immer auf der Bahn fortschreiten, die ich betreten!" So spricht nur ein edler Mann und er muss es bis aufs Äusserste sein, um nicht nach so viel Widerwärtigkeiten in seinen Vorsätzen zu wanken. Ich gehe jetzt die Sache fertig zu lesen und werde Ihnen davon Mitteilung machen, bevor Sie noch meinen Auftrag ausgeführt haben. (deutsch) Arme Leute! ungestiefelte Leute können die gestiefelten nicht mehr vertragen: Sind zu stark, zu fest, zu schwer, zu raisonniert, zu beweisend, zu voll; alles das ist beschwerlich. Das Gemälde ist gross, ist schön, aber was hilft das? Wer wird nach dem Gemälde heute suchen? und wo wiederfinden? Die Kunst besteht, mit allerlei Leuten die Sachen gehen zu machen, so gut, wie möglich und alle Tage besser.

9. Fragment.* den 10. November 1785.

Die Kosten der Steuereintreibung haben mich tötlich gelangweilt. Die Finanzen Seiner allerchristlichsten Majestät sind über-

haupt eine sehr ärgerliche Sache. Da kann ich wohl bei einer jeden Zeile ausrufen: (deutsch) Nun, Gott sei Dank, so weit ist es bey uns noch nicht getrieben! Von hier gehe ich mit einem grossen Schritte zur deutschen Komödie über, um mich zu erholen . . . .

10. Fragment.* vom 11. November.

Geben Sie zu, dass die Finanzen Seiner allerchristlichsten Majestät ein nur allzu unerfreuliches Thema sind! Ich will ihn wahrlich nicht dafür beglückwünschen, dass er achtundvierzig statt zwölf Steuereinnehmer hat! Ich glaube, dass Seine Majestät nur zu bald wissen werden, welches von diesen Finanzlichtern höchstdero Geschmacke am meisten entspricht. Er hat ja schon Turgot, Necker und den jetzt amtierenden Salmigondis durchgekostet. (deutsch) Jede hatten ihre Art zu denken, Ekonomisten, Philosophen, Beuteldrücker. Gott sei Dank, ich bin mit allen wohl zufrieden, und alles kann zum Besten der Erde dem besten ihrer Kinder innewohnen. (deutsch) Die Beutel-Purganz ist auch gut!

11. Fragment. den 20. November (1785).

Indem ich in einem fort das Buch des Herrn Necker durchstudiere, ist mir der Gedanke gekommen, Ihnen um jeden Preis, falls Sie es noch nicht wissen sollten, zu sagen, was ich von den Projektenmachern halte . . . . . . Ich muss Sie noch darauf aufmerksam machen, dass Quarenghi mich mitten in meinem Satze unterbrach, um mir von dem charmanten Theater zu erzählen, das er am Ende der Eremitage erbaut und das sich gegenwärtig in kühnem, durch die Luft geführtem Bogen über den Kanal wölbt, um sich im alten Palaste Peters I. zu verlieren . . . . . .

II.

Drei Briefe des Fürsten von Ligne*) an Baron Grimm.

Erster Brief. Moskau, den 3. Juli (neuer Rechnung) 1787.

Heute sind es zwei Monate her, dass wir von Kiew abreisten; wir trafen alle in guter Gesundheit, ohne irgend eine Unannehmlichkeit oder auch nur den mindesten Unfall erlitten zu haben, hier ein von der interessantesten und wunderbarsten Reise, die dem grössten Triumphzuge glich, der je stattfand. Es wird mir unmöglich an dieser Stelle die famose Unterhaltung unerwähnt zu lassen, die uns jene Zeitungen boten, welche die Güte hatten, sich mit uns zu beschäftigen. Um alle diese den Russen so wohl gesinnten Leute zu beruhigen, teile ich Ihnen mit, dass wir nach einer charmanten Wasserfahrt auf dem Dnjepr (Boristhenes) Häfen, Armeen und Flotten im brillantesten Zustande vorfanden, dass Cherson und Sebastopol unsere Erwartungen noch weit übertrafen und dass jeder Tag durch irgend ein grosses Ereignis gekennzeichnet war. Bald gab es Manöver von siebzig Eskadronen regulärer Truppen, die sich prachtvoll geschult erwiesen und in der Linie mit bewunderungswürdiger Raschheit ihre Gewehre luden, bald waren es Kosaken, die vor uns ihre eigenartigen Kriegskünste produzierten, bald wieder Tartaren aus der Krim, die ihren Chan Sachin-Guerai, als er sie in die von ihm errichteten Regimenter stecken wollte, verlassen und auf eigene Faust Fähnlein errichtet hatten, welche sie nun der Kaiserin vorführten. Jene wüsten Steppen, die wir zwei bis drei Tage lang durchziehen mussten, um in das Gebiet zu gelangen, woraus Ihre Majestät die nogaiischen Tartaren und Zaprovier vertrieben hatte, die vor noch kaum zehn Jahren sengend und brennend die Grenzen des Reiches bedrohten, waren nun mit wunderhübschen Zelten, in denen man ass und schlief, geschmückt, und dieses mit asiatischem Pompe ausgestattete und festlich gezierte Biwak, das uns überallhin, zu

Wasser wie zu Lande, begleitete, bot einen ungemein kriegerischen Anblick dar. Damit aber diese verlassenen Gegenden ja nicht am Ende die uns so wohlgesinnten unterrheinischen, leydenschen und „Europäischen Courier“-Zeitungsschreiber allzusehr irritieren möchten, so teile ich diesen Herrschaften noch ferner ergebenst mit, dass dortselbst in wenigen Jahren Felder, Wälder und Dörfer emporblühen werden. Man verpflanzte bereits Militär dorthin; und jene Länderstrecken, die jetzt nur vorerst von Kriegstruppen bevölkert sind, werden bald durch die Trefflichkeit ihres Bodens bäuerliche Kolonisten anlocken. Wenn aber diese Herren nun gar erfahren werden, dass die Kaiserin in jeder Gouvernementsstadt Geschenke im Werte von mehr als hunderttausend Thalern hinterlassen hat; und dass sich jeder Tag der Ruhe durch neue Gaben sowie durch Bälle, Feuerwerke und Illuminationen an zwei oder drei Orten in der Runde kennzeichnete, so würden sie zweifelsohne in die höchste Besorgnis um die Finanzen des Reiches geraten. Doch leider befinden sich gerade diese so wohl, und die Nationalbank bildet unter der Leitung des geistreichen und erfahrenen Grafen Andreas Schuwalow für die grosse Kaiserin und alle ihre Unterthanen eine so unerschöpfliche Quelle, dass die guten Freunde von der Presse nun völlig beruhigt sein können. Wenn dieselben nur aus reiner Menschenliebe für das Wohl russischer Unterthanen besorgt sind, so mögen sie erfahren, dass letztere nur insoweit wie Sklaven gehalten werden, als man sie strengstens verhindert, sich selbst und anderen Schaden zuzufügen, doch steht es ihnen vollkommen frei, sich zu bereichern, und sie bringen das auch oft genug zu stande, wie wir aus der Pracht der mannigfaltigen, wertvollen Nationaltrachten in den Provinzen, die wir durchreisten, schliessen konnten. Was jedoch die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, so mögen sich unsere biederen Federhelden an die Kaiserin selbst halten; sie arbeitet alle Tage unserer Reise des Morgens mit dem hochverdienten Minister, Grafen Bezborodko; ferner mögen sie auch noch wissen, dass Fürst Potemkin, ein Mann von seltener Genialität und klarem

Verstande, der alles nur vom höchsten Standpunkte aus erfasst, der Kaiserin alle Wünsche von den Augen abliest und ihr, als Chef des Kriegsdepartements, der Armee und mehrerer Gouvernements, in zuvorkommendster Weise beisteht. Die Kaiserin, der doch gewiss niemand Herrschsucht vorwerfen kann, gesteht ihm, sowie auch allen anderen, deren Hilfe sie bei ihrem grossen Werke bedarf, alle denkbare Autorität zu und bringt ihnen das grösstmögliche Vertrauen entgegen; nur denjenigen, deren Thun sie für unrecht hält, räumt sie keine Macht ein. Ihren grossen Prunk und ihre scheinbare Verschwendungslust rechtfertigt sie dahin, dass ihr solche Ausgaben reiche Zinsen trügen, dass es auch ferner ihre Pflicht sei, zu belohnen und aufzumuntern, sowie Neuämter in den Provinzen zu schaffen, weil das Verkehr und Geldumlauf hebe und die Edelleute zwinge, mehr am Lande zu bleiben, statt wie früher die meiste Zeit in St. Petersburg oder Moskau zu verleben; sie hat zweihundertsiebenunddreissig Städte in Stein gebaut, weil sie, nach ihren eigenen Worten zu schliessen, Blockbauansiedlungen für zu feuersgefährlich hält und häufige Brände ihr immense Kosten verursachen; ferner erachtet sie es auch für geboten, eine superbe Flotte in den Gewässern des schwarzen Meeres zu erhalten, denn schon Peter I. habe ja die Marine so sehr geliebt und gefördert. Das sind ihre bescheidenen Entschuldigungen für die vielen grossen Werke, die sie geschaffen. Man kann sich nicht vorstellen, welches Glück es gewährt, ihres Umganges zu geniessen. — Man reist fünfzehn Meilen des Morgens, findet beim ersten Relais in einem kleinen, hübschen Holzpalaste ein gutes Frühstück, später in einem anderen ein brillantes Diner und schliesslich nach fünfzehn weiteren Meilen in einem viel grösseren und schöner möblierten ein treffliches Nachtlager, wenn man nicht zufällig in eine Stadt kommt, woselbst die Gouverneure stets prächtige Residenzen, von Stein gebaut und mit Kolonnaden und allerhand anderem Aufputze geschmückt, besitzen. Es leben auch in diesen Städten, angefangen von Krementschuk, ferner zu Kaursk, Orel, Tula und so fort, bis hierher, viele wohlhabende Kaufleute,

die einen lebhaften Handel betreiben, und rings umdrängt uns ein buntes, überraschend zahlreiches Menschengewühl, in anbetender Liebe zur Kaiserin emporblickend. Bei Volkszählungen, von denen hier und da die Presse zu berichten weiss, wird nur das männliche Geschlecht berücksichtigt, während man in den anderen Ländern alles zählt. Wenn auch die famosen Herren Zeitungsschreiber (denn ich erzähle ja dies alles nur ihnen zu Ehren) glauben, dass Taurien eine schlechte Acquisition war, so werden sie sich dennoch trösten müssen, wenn sie erfahren, dass wir das bestkultivierte Land nach Durchkreuzung einiger öder Gegenden vorfanden, welch letztere nur von Leuten verlassen worden waren, welche übrigens bereits wieder zurückzukehren wünschen; da gab es prächtige Waldgebirge, deren dem Gestade des Meeres zugekehrte Hänge mit amphitheatralisch aufgebauten Dörfern *) geschmückt waren, während alle die Thäler mit ihren Weinreben, Granatäpfeln, Palmen, Feigenbäumen, Aprikosen und sonstigen Sorten von Früchten und Nutzpflanzen, ein reiches Erträgnis versprachen. — Wir waren ebenso glücklich, der Kaiserin folgen, als ihre Unterthanen, sie sehen zu dürfen, und die Herren Journalisten schliesslich, sowie die, welche ihnen Glauben schenkten, werden es gewiss auch sein, wenn sie erfahren, wie schlecht man bisher beraten war, und ewig werden sie uns dafür Dank wissen, dass wir sie so trefflich aufklärten; ja, nun könnten sie kalten Blutes einem jeden aus unserer Kasse 1000 Louis versprechen, der uns auch nur einer falschen Beobachtung zu bezichtigen vermöchte in diesem, unserem Berichte, den wir doch gewiss nur aus purem Interesse an ihrer Belehrung brachten, und da sich natürlich unter solchen Umständen keiner finden wird, der uns um 1000 Louis leichter machte, so dürfte sich ihnen am Ende noch die Vermutung aufdrängen, dass wir weniger unsere Zeit, als unser Geld zu sparen bedacht waren.

2. Brief. Moskau, den 3. Juli 1787.

Man liebt Sie sehr, Herr Baron, man spricht oft von Ihnen, aber schreibt man Ihnen auch? Katharina „der“ Grosse (denn die Nachwelt wird ihrethalben diesen Artikelfehler begehen) hat möglicherweise keine Zeit hierzu. Vielleicht werden Ihnen diese kleinen Details, die ich diktierte, einen, wenn auch nur schwachen Begriff von dem geben, was wir sahen und erlebten; übrigens dürfte das eine indignatio fecit (geharnischte) Erzählung werden, denn ich bin über den niedrigen Neid, der in Europa gegen Russland vorherrscht, empört. Ich möchte doch jenem kleinen Teilchen unseres Kontinentes, der dies Riesenland anzugreifen wagt, ein bischen Lebensart beibringen; wenn sich unsere biederen Landsleute nur der Mühe unterzögen, zu reisen, so würden sie bald gewahr werden, wo es mehr Barbarei giebt, hier oder dort. Hier hat es z. B. fast den Anschein, als wären die Grazien von Paris und quer über unser heiliges römisches Kaiserreich herübergeflogen, um ihren Wohnsitz in Moskau aufzuschlagen, und noch 200 Werste weiter haben wir so elegante Damen, holde Engel, gleich bezaubernd im Tanze, im Gesange und in der Liebe vorgefunden.

Kaiser Josef II. war die drei Wochen, die er mit uns zubrachte*), ungeheuer liebenswürdig. Die Konversation der beiden Monarchen, die über Länder von 60000000 Einwohnern und Heere von 800000 Mann gebieten, war selbstverständlich hochinteressant; ich habe viel davon profitiert, weil ich mit ihnen im gleichen Wagen fuhr, und ich unterbrach sie auch oftmals mit ein paar schlechten Witzen, über die ich zu guterletzt selbst lachen musste, als ich ihr schallendes Gelächter vernahm: denn wir bewegten uns mit der grössten Freiheit, welche ja allein der Gesellschaft Reiz zu verleihen vermag, und was die bescheidenen gesellschaftlichen Ansprüche der Kaiserin anbelangt, so kennen Sie dieselben ohnehin; selbst mit dem Geringsten zufrieden, offenbart sie ihre geistige Überlegenheit erst dann, wenn über wichtige Fragen verhandelt wird.

Wenn ich wieder einmal hinreise, so müssen Sie, Herr Baron,

mich begleiten; dann bin ich wohl einer noch glänzenderen Aufnahme sicher. Es ist zwar nicht notwendig, dass Sie der Kaiserin Ihre ganze Liebenswürdigkeit ins Gedächtnis zurückrufen, denn dieselbe hat sie auch in Ihrer Abwesenheit vor Augen, aber es wird ihr eine grosse Freude bereiten, sagen zu können: Er ist hier! Sie werden da charmante Bekanntschaften machen; Herr von Mamonow z. B. ist eine Persönlichkeit, die zu grossen Hoffnungen berechtigt, sowie ein geistreicher, angenehmer und weitgeschätzter Gesellschafter. Mit welcher Anmut die Gegenwart des Grafen von Ségur unsere Reise verklärt, werden Sie sich wohl vorstellen können. Ich bin ganz trostlos darüber, dass sie sich schon ihrem Ende zuneigt.

Nahe dem Felsen, den Iphigeniens Tempel krönte, lasse ich nach einer eigens zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlung, ein Heiligtum, der Kaiserin geweiht, errichten, sowie einen Altar der Freundschaft für Fürst Potemkin, und diesen inmitten der schönsten und grössten Fruchtbäume, die ich je sah, und am Gestade des Meeres, wo sich alle Gewässer der Berge vereinigen. Dieses kleine Stück Erde, welches mir die Kaiserin verehrte, heisst Parthenizza oder Jungfernkap und ist von 96 Tartarenfamilien bewohnt, welche wohl sicherlich nicht mit jenen Göttinnen und Königen des Altertums identisch sind, die, wie jedermann weiss, so blutige Opfer forderten. Ich kenne keine schönere und angenehmere Lage, als die meines Gütchens am Ufer der mythologischen Idalia, dort, wo Europa endigt und Asien beginnt, denn man sieht schon von ferne Natoliens Berge herüberblauen. Merkwürdig berührte es mich, als ich, an den Gestaden des schwarzen Meeres ruhig unter erbitterten Feinden ihrer russischen Oberherrschaft lebend, erfuhr, dass sich die getreuen Unterthanen des Hauses Österreich an den Küsten der Nordsee empört hätten. Das hätte ich denn doch nicht erwartet, sicherer auf meinen Gütern am Pontus Euxinus, als auf meinen flandrischen zu leben!

Hätten Sie die Güte, beigesandtes Paket an seine Adresse zu befördern, sowie auch die Versicherung meiner Hochachtung

entgegenzunehmen, die ich mit allen jenen teile, welche das Vergnügen hatten, Sie persönlich kennen zu lernen, oder doch wenigstens von Ihnen gehört zu haben, und indem ich die treue Anhänglichkeit an Sie mit allen Ihren Freunden teile, nehme ich mir die Ehre zu zeichnen Fürst de Ligne.

3. Brief.*)

Herr Baron, in aller Eile ein paar Zeilen! Monsieur Bauer ist abgereist, und ich habe nicht viel Zeit zum Plaudern: doch finde ich noch immer Zeit, des Freundes und Gönners des Nordens, des Lieblings Friedrichs des Grossen und Katharinas zu gedenken, den ich schon, auf mein Wort, liebte, bevor ich ihn noch kannte. Ich hoffe auch dieser Tage Choczim**) mit seinen Österreichern und auch ein wenig von Oczakow***) mit seiner russischen Besatzung zu sehen. Man zecht mit diesen, man zecht mit jenen und befreundet sich mit Beiden; ich wollte mir auch gerne ein Büschel Siegeslorbeern mitnehmen zum Andenken. Anstatt dessen bemerke ich jedoch, dass ich nichts, wie schwätze: daher schliesse ich nun, mit dem ernsten Vorsatze, Sie vi armata zu zwingen, den Ausdruck meiner zärtlichsten Anhänglichkeit entgegennehmen zu wollen.

Fürst de Ligne.

Elisabethgorod, den 16. März 1789.

III.

Sieben Briefe des Grafen Ségur*) an Baron von Féronce.

1. Brief. Wischny-Wolotschok, den 10. Juni 1789.

Ich bin soeben in Wischny-Wolotschok glücklich angekommen, aber erwarten Sie ja nicht vor meiner Rückkehr irgend welche Details über meine Reise. Ich befinde mich sehr frisch und wohl-

auf. Alles, was ich sehe, ist so interessant und neuartig, dass ich gar nicht Zeit finde, über diese Genüsse nachzudenken. Es ist ein wunderbares Schauspiel anzusehen, wie von zwei grossen Monarchen ein so gewaltiges Kaiserreich in einem Jahrhunderte aus chaotischen Uranfängen emporgehoben wurde, das nun überall sowohl das Siegel des grundlegenden Geistes, als auch die Spuren des Genies trägt, das alles vervollkommnete. Soweit mein Auge schweift, erblickt es nur aufgeforstete Wälder, ausgetrocknete Sümpfe, frischangelegte Felder, neubegründete Städte, tausende von reichen Dörfern, während die Klöster, wie billig, verarmen und eingehn, und überall ein dankbares Volk, welches von allen Seiten herbeiströmt, der grossen Katharina für die Gesetze zu danken, die sie ihm gab. Aber stellen Sie sich den Genuss vor, den ich empfinden muss, all dies in Gesellschaft der Zauberin, die es schuf, bewundern zu können, also diese gewaltige Herrscherin zu sehen, umringt von Scharen ihrer Unterthanen, die ihr die Hände küssen, sie Wohlthäterin und Mutter nennen und mit ihren Thränen die Wahrheit dieser zur Schau getragenen Gefühle beweisen. Bedenken Sie ferner, dass ich oft 8 bis 9 Stunden im gleichen Wagen mit dieser berühmten Frau fahre, dass ihre sanft dahinfliessende Konversation abwechslungsreicher und pikanter ist, als die aller Schöngeister, die ich je kannte. Sie ist übrigens eine ebenso ausgezeichnete Hausfrau, als Gesetzgeberin und Politikerin, und der Reisehut steht ihr gerade so gut zu Gesichte, wie die Kaiserkrone. Sie ist von einer geradezu unbegreiflichen Güte, voller Rücksichten, deren keine von ihr ausser acht gelassen wird. Hundertmal des Tages fragt sie mich: ob ich mich nicht langweile, ob ich von der Reise nicht schon ermüdet wäre, ob ich alles habe, dessen ich bedürfe, oder ob mir etwes abgehe, ob ich auszusteigen wünschte, ob mich Sonne oder Wind incommodiere. Eine Frau, die auf nichts anderes bedacht wäre, als aller Welt zu gefallen und liebenswürdig zu scheinen, könnte sich Katharina zum Vorbilde wählen. Wir speisen auf das Grossartigste und Feinste. Des Abends ergötzen wir uns an allerhand Spielen, des Tages geniessen

wir der angenehmsten und lehrreichsten Konversation. Das Auge wird durch den Anblick der interessantesten Dinge und verschiedenartigsten Kostüme gesättigt. Gestehen Sie doch, dass dies eine in jeder Beziehung charmante Reise ist, und machen Sie es mir nach, d. h., lieben Sie die Kaiserin so, wie ich sie bewundere! Adieu!

2. Brief. Moskau, den 15. Juni 1789.

Wieder ein Brief, der Sie sehr ungeduldig machen wird, erstens, weil Sie ihn gewiss schon lange erwarteten, und zweitens, weil er in Ihnen viele Wünsche erwecken dürfte, ohne dass Sie im stande sein werden, dieselben zu befriedigen. Das Datum meines Schreibens wird Sie sehr in Erstaunen setzen. Ja, ich bin in Moskau; diese Reise, ohne die ich Russland wohl nie kennen gelernt haben würde und die ich erst am Ende meiner Mission zu machen hoffte, diese unternahm ich thatsächlich schon jetzt und, was ich doch nie geträumt hätte, mit der Kaiserin selbst, welche mir alle die Wunder erklärt, deren Schöpferin ja nur sie selbst ist, und sie versteht dies besser zu thun, als der beste russische Geschichtsschreiber. Ich will in die wohlgeordnete und ausführliche Beschreibung, die Sie, sobald ich Zeit finde, sie niederzuschreiben, von mir empfangen werden, noch nicht vorgreifen, aber ich kann nicht umhin, Ihnen von dem Entzücken zu berichten, in das mich unsere Reise zwischen Torschok und Twer versetzt hat. Russland ist jetzt ein blühender Garten, in dem man nicht mehr jene traurigen Sümpfe und monotonen Tannenforste vorfindet, in deren Mitte Peter der Grosse, der Natur zum Trotze, St. Petersburg anlegte, nein, so weit das Auge blickt, prangen saftige, grüne Wiesen, taufrische Wälder, klare Bäche, Obst in Hülle und Fülle, wogende Getreidefelder und farbenreiche Blumen, liederfrohe Vögel und Tausende glücklicher Menschen bevölkern dies Paradies. Es ist wahr, wenn's Einem so gut geht, wie mir, der ich, von keinen Reisesorgen geplagt, immer im Gespräche mit der geistreichsten und liebenswürdigsten der Frauen begriffen bin und alles

von einer Sonne beleuchtet sehe, die nur für ihn erschaffen scheint, dem könnte man leichtlich vorwerfen, dass er alles durch eine allzu rosige Brille sieht. — Das Glück ist eben ein Prisma, das allen Gegenständen Farben verleiht, die sie oft gar nicht besitzen; Sie jedoch werden aus den genauen Details, die ich Ihnen geben will, ersehen, dass ich ganz unparteiisch bin. Es ist ja alles noch recht weit davon entfernt, vollkommen zu sein, aber wo findet man auch totale Vollkommenheit? Man sieht jedoch, dass alles derselben mit Riesenschritten entgegenstrebt. Nichts gleicht Paris von weitem mehr, als Moskau, denn es besitzt dieselbe Grösse und eine frappant ähnliche Lage. Kommt man aber näher heran, so gewahrt man denn doch einen ganz gewaltigen Unterschied: die Häuser, die Paläste, die Gassen, die Türme, die Kirchen, die Gewölbe, die Einwohner und ihre Trachten, all das weist auf das Alter der Nation und die Neuheit ihrer Beziehungen zum übrigen Europa hin. Die öffentlichen Gärten könnten Sie im Geiste nach London versetzen, die buntbemalten Holzhäuser hingegen in die Polackai. Der Kreml mit seinen Giebeln, Türmen und unterirdischen Gelassen führt Sie ganz in die Zeiten der alten Czaren zurück, in die ihrer Kriege, ihrer Fehdelust und ihrer primitiven, rohen Pracht. Die Russen erinnern uns in ihren zottigen (?) Gewändern an die Scythen, ihre Kirchen jedoch an Byzanz mit seinen Kaisern und griechischen Patriarchen. Da bebegegnet uns wieder ein Tartare, uns gleichzeitig an die zügellose Grausamkeit, den vergangenen Ruhm und die jetzige Vernichtung seines Volkes gemahnend. Treten Sie hingegen in den Palast des Gouverneurs oder in eines der den sieben- bis achttausend Edelleuten gehörigen Stadthäuser, die diese schöne Metropole schmücken, so befinden Sie sich wieder im jetzigen Jahrhundert, umgeben vom Geschmacke, der Pracht und Bequemlichkeit des modernen Paris. Wenn Sie die Kaufläden besuchen, so werden Sie dort alle Früchte unserer Industrie, aber bereits gemischt mit spezifisch russischer Manufakturware antreffen, welche ihr noch starke Konkurrenz macht; diese Handelsgeschäfte sind ausnahms-

los in einem Stadtviertel vereinigt, das uns lebhaft an die Bazare des Orientes gemahnt. Begeben Sie sich nun noch zu guterletzt auf den Exerzierplatz, so werden Sie dort viele gutarmierte und -disziplinierte Bataillone bewundern können und sich plötzlich nach Berlin oder Metz gezaubert fühlen; sagen Sie, giebt es wohl etwas Pikanteres und Interessanteres, als dieses buntgemischte Treiben und diese reiche Abwechslung! Wie viel kann man über ein solches unbeschreibliches Schauspiel nachdenken und wie wenig ist man im stande, es richtig zu schildern! Und trotzdem behaupten viele Leute, Russland aus dem X zu kennen und wagen es sogar noch, das unendliche Reich auf bissige Weise zu zergliedern; ich hingegen will mich bemühen, mit aller Aufmerksamkeit zu Werke zu gehen, gleich, als wäre ich beauftragt, jemandem eine genaue Idee hievon oder gar einen Auszug aus der „Encyklopädie" hierüber zu geben; und ist Russland nicht eine Encyklopädie von Jahrhunderten, von Klimaten, von Gebräuchen, von Sprachen, von Trachten, von Schätzen aller Art, von Unsitten, von Mitteln zu deren Beseitigung und von Hindernissen, die sich diesen entgegenstellen? Ein Genie hat dies alles aus chaotischen Uranfängen emporgezaubert, ein zweites Genie verleiht nun dem Ganzen gefällige Ordnung und das feste Gerüst einer weisen Verfassung. Zwanzig Jahre hindurch hat die Kaiserin an ihren Gesetzen gearbeitet und geprobt, bevor sie dieselben veröffentlichte; nun beginnt sie die Erfolge dieses hehren Werkes zu sehen, und ihre Unterthanen sind von Liebe und Dankbarkeit gegen sie erfüllt. Wenn der europäische Friede, wie ich es zu hoffen wage, andauert, dürfte sicherlich dieser neue Ruhm der allbewunderten Monarchin sich ebenso unwandelbar gestalten, wie der in ihrem letzten Kriege erworbene: ihr Staatsgebäude wird ausgeformt sein, ihrem Handel werden sich tausende neuer Quellen eröffnen, und ihr Kaiserreich wird dastehen in der gewaltigsten Grösse und festesten Sicherheit, die man je erträumt. Die Zeitungsschreiber, über die sie sich oft mit graziösem Mutwillen und geistreicher Schärfe mokiert, die famosen Herren Berichterstatter, die uns

Katharina so oft schon, als mit dem Tode ringend, vorgeschwindelt haben, werden sich durch die Ergebnisse dieser meiner Reise sehr enttäuscht fühlen. Es sind erst wenige Tage her, dass ich von einem weiteren Spaziergange mit der Kaiserin etwas ermüdet heimkehrte und dass sie mich, meine kleine Erschöpfung bemerkend, fragte, ob ich ihre Gesundheit ebenso schwach und zart fände, wie die Herren von der Presse, ihren Darstellungen zu entnehmen; ich versicherte ihr mit gutem Gewissen, dass dieselben, wenn sie Ihro Majestät auf Spaziergängen folgen müssten, sicherlich solch eitles Geschwätz schleunigst widerrufen würden, um anstatt dessen andere nicht zu berechnende Spiegelfechtereien, etwa politischer Art, aufzutischen, und wir begannen gleich selbst einen solchen Artikel zu verfassen. Alle diese witzigen und umfassenden Gespräche führt sie mit einer so angenehmen Leichtigkeit und Grazie, als wenn sie auf der Welt nichts anderes zu thun hätte, als liebenswürdig zu sein. Es existiert gar kein Werk in unserer Litteratur, das sie nicht schon gelesen hätte und dessen sie sich nicht erinnerte, kein hübsches Lied, das ihr unbekannt geblieben wäre, keine dramatische Arbeit, deren Sinn sie nicht erfasst hätte, und nie hat es wohl eine glänzendere Phantasie gegeben, als die ihre, die sogar in vielen Fällen das Gedächtnis ersetzt; aber ich plaudere zu lange, es geht schon auf zwei Uhr, und ich muss ans Schlafen denken, denn morgen heisst es früh aufstehen, weil wir fortreisen, um den Bau der Aquädukte zu besichtigen.

3. Brief. Wischny-Wolotschok, den 21. Juni 1789.

Ich schreibe Ihnen noch ein paar Zeilen von Wischny-Wolotschok, wohin ich zurückkehrte. Morgen werden wir in Borowitschi ankommen, wo wir uns einschiffen, um zu Wasser über die Mista, den Ilmensee, den Wolochow, den Ladogasee und die Newa nach St. Petersburg zu gelangen. Vielleichtwird mir auf dem Schiffe Musse, um Ihnen weitläufiger zu schreiben; bis jetzt hatte ich jedoch weder Zeit noch Lust, Ihnen längere Briefe zu schicken.

Dienerschaft und Effekten werden uns schon sehr frühe vorausfahren, und wir treffen erst auf der Nachtstation mit ihnen zusammen. Ich erfreue mich stets der besten Gesundheit, die Reise entzückt mich immer mehr und mehr, und ich werde der Kaiserin mit jedem Tage anhänglicher, denn, abgesehen von ihren anderen grossen Eigenschaften, entwickelt sie soviel Freundlichkeit und Güte, soviel prickelnden Witz, ein so lebhaftes Gedächtnis, eine derart rege Phantasie und natürliche gute Laune, dass man wirklich nichts anderes vermag, als sie zu lieben und wieder zu lieben, wenn man sie kennt. Gestern fuhr ich den ganzen Tag mit ihr im gleichen Wagen, wir führten ein sehr lebhaftes und interessantes Gespräch über Geschichte und hatten darüber so verschiedene Ansichten, so lustige und pikante Wortwechsel, dass uns sieben Stunden wie sieben Minuten vergingen.

4. Brief. Auf der Mista, in der Nähe von Ilmensee und Nowgorod, den 29. Juni 1789.

Ich glaube kaum, dass je eine angenehmere Reise veranstaltet wurde, als diese; selbst, wenn man sie in einem Roman beschreiben wollte, bliebe die Erfindung noch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir geniessen in guter Laune der angenehmsten Gesellschaft, begünstigt vom denkbar besten Wetter, und wenn diese drei Voraussetzungen eintreffen, ist es gewiss schwer möglich, dass unsere Reise einen unerwünschten Eindruck in uns zurücklassen könnte. Wir befinden uns heute schon den vierten Tag zu Wasser. Mr. Fitz-Herbert, Fürst Potemkin und ich schifften uns als Erste ein, um die Katarakte der Mista zu befahren, in denen jährlich sehr viele Fahrzeuge zugrunde gehen. Dort ist der Fluss so reissend, dass man dreissig Werste in weniger als zwei Stunden zurücklegt; man fährt über Felsen, die fast bis an die Wasseroberfläche reichen, dahin, und das machtlos auf den Wogen tanzende Schiff ächzt in allen Fugen, als ob es bersten wolle; doch ausser einem kleinen Leck, das schwimmende und an einem

Gurte hängende Matrosen mit unglaublicher Geschwindigkeit auf das Geschickteste verstopften, ist uns kein anderer Unfall begegnet. Wo die Katarakte enden, stiess die Kaiserin zu uns, und wir schifften uns nun alle aufs neue ein. Der kleine Fluss, auf dem wir nun in fünfzehn Galeeren und ungefähr zwanzig geringeren Fahrzeugen dahinsegelten, gewährte einen entzückenden Anblick. Die Ufer mit ihren grünen Matten, wohlbebauten Feldern und all den bunten Bauernscharen vor jedem Dorfe, deren begeisterte Hochrufe und jubelnde Gesänge beim Anblicke unserer liebenswürdigen Monarchin die Luft erfüllten, bieten ein abwechslungsreiches Bild dar. Unsere charmanten Galeeren sind trefflich eingeteilt, die bequemen kleinen Appartements mit hübschen Möbeln versehen und die zahlreichen Ruderer aufs Geschmackvollste livriert; jedem von uns steht ein Boot zur Verfügung, um es nach Belieben zum Besuche der anderen Schiffe oder gar des Landes benützen und auch im letzteren Falle sich, wieder zur Flotte stossend, in sein schwimmendes Haus zurückbegeben zu können. Das Leben, wie es hier von uns geführt wird, ist folgendes: Bis Mittag vertreibt sich jeder die Zeit, wie er mag. Schlag zwölf Uhr begeben wir uns auf die Galeere der Kaiserin, und nachdem sie einige Zeit mit uns konversiert hat, folgen wir ihr auf ein anderes Schiff, wo man uns ein ausgezeichnetes Diner serviert, das immer in der heitersten Stimmung zu verlaufen pflegt. Nach dem Essen zieht sich die Majestät zurück, und wir gehen auf ein Spielchen zu Fürst Potemkin; um vier Uhr kehre ich auf mein Schiff zurück; um sechs Uhr versammeln wir uns im Salon der Kaiserin und geben uns mit ihr bis 8 Uhr dem Whist hin, bis zehn Uhr herrscht lebhafte Konversation, man erzählt sich allerhand Abenteuer, singt, und Rätselauflösungen wechseln mit Witzen und geistreichen Wortspielen; um zehn Uhr soupiert man, und hierauf wird zum Fürsten Potemkin gerudert, wo schon die Karten unser harren. Nicht genug kann ich die Liebenswürdigkeit der grossen Herrscherin rühmen, die stets besorgt, dass alles nach unseren Wünschen sei, und dass es uns ja an nichts gebreche, und diese

rührende Aufmerksamkeit sogar auf das geringste Individuum ihrer und unserer Suite ausdehnt. Sie verkehrt mit uns geradeso, als wären wir ihresgleichen, aber mit so feinem Takte, dass diese ihre Leutseligkeit nicht bedrückend wirkt, und dass selbst die Unverschämtesten es nicht wagen könnten, Missbrauch damit zu treiben. Schon von Moskau an führt sie ein Tagebuch über unsere Reise, ein Meisterwerk von Geist, gutem Geschmack und Humor; doch versprach sie mir auch bedeutsamere Werke ihrer Feder zur Lektüre, und zwar eine Geschichte Russlands, die sie verfasst hat, und ich glaube, dass sie für dieses Genre der Litteratur, trotz der Schwierigkeiten, die es bietet, mehr Talent als irgendeiner besitzt. Adieu!

5. Brief. Petersburg, den 8. Juli 1789.

Der Marineminister hat mir ein waldiges Eiland, auf dem er ein hübsches Landhaus besitzt, leihweise überlassen, um dortselbst einige Tage in Weltabgeschiedenheit zu verleben, aber bevor ich mich dorthin zurückziehen kann, bin ich noch gezwungen, mich gründlich in den Strudel der Vergnügungen zu stürzen. Morgen werde ich bei Mr. Fitz-Herbert am Lande nächtigen und übermorgen heisst es: auf nach Peterhoff! um der Kaiserin meine Aufwartung zu machen. Man sagt, dass die zweitägigen Feierlichkeiten zu Ehren des heiligen Petrus sich wirklich herrlich zu gestalten versprechen; es wird ein Ball in geschlossenem Hofzirkel, hierauf ein Maskenfest und schliesslich eine Illumination stattfinden; Peterhoff eignet sich übrigens am besten zu solchen Festlichkeiten, auf einer Anhöhe am Gestade des Meeres erbaut, von herrlichen Gärten umgeben und auf die kostbarste Weise eingerichtet, während in der nahen Stadt die liebreizendsten Frauen von weit und breit zu finden sind. Ich habe mich, seitdem ich hier bin, über keine andere Unannehmlichkeit zu beklagen gehabt, als über ein ziemlich starkes Zahnweh, das auch jetzt noch nicht ganz geschwunden ist. Kein so riesiger Erfolg bei meinem ersten

Debüt, ich gestehe es Ihnen, wäre mir lieber gewesen, denn ich fürchte, dass er nicht anhalten wird; bis jetzt hat jedoch mein Ehrgeiz hier immer nur sehr schmeichelhafte Erfahrungen gemacht. Ich bin ganz berauscht von der Art, wie man mich überall herausstreicht, meinen Worten lauscht und mich empfängt, aber ich habe, glauben Sie es mir, trotzdem nie einen thörichten Dünkel verspürt. Das einzige, was mir den Kopf verdrehen könnte, wäre nur die hohe Meinung, welche die Kaiserin, nach ihrem eigenen Ausspruche, von mir hat. Wenn Sie sie kennen würden, so müssten Sie zugeben, dass sie einer derjenigen Richter ist, auf deren Ausspruch ein feiner Kopf das höchste Gewicht legen darf.

6. Brief. Petersburg, den 13. Juli 1789.

Jetzt bin ich glücklich wieder daheim nach den Peterhoffer Feierlichkeiten und muss gestehen, dass sie mir sehr imponierten, denn sie vereinigten in sich die Pracht eines königlichen Festes und die Gemütlichkeit eines Privatballes. Die Kaiserin besitzt, wahrlich, ein spezielles Talent und eine gewisse Zauberkraft, ihre Hofvergnügungen majestätisch zu gestalten und ihnen dabei doch den Reiz fröhlicher Herzlichkeit zu verleihen, wo sonst nur eisernes Ceremoniell zu herrschen pflegte; auch eignet sich kein Ort der Welt besser zu solchen Lustbarkeiten, als gerade Peterhoff, dieser prachtvolle Palast an der Meeresküste, der innen mit kostbaren Kunstwerken aller Zeiten geschmückt und aussen rings von prachtvollen Gärten umgeben ist. In demjenigen Teile derselben, welcher direkt das Schloss umgrenzt, herrscht leider jene gestutzte Symmetrie und steife Pracht vor, zu der nun einmal die Könige verdammt sind, etwas weiter herum ist aber ein charmanter englischer Park angelegt, der die Natur hier reichlich für den Zwang entschädigt welcher ihr dort auferlegt wurde, und wo sich die von der kalten Stilpracht des anderen Teiles ermüdeten Augen erholen können. Indem ich mich jetzt von den angenehmen Eindrücken

abwende, welche diese ländliche Stille in mir reifte, wird mein Blick vom imposanten Schauspiele des Meeres geblendet, dort sehe ich in weiter Ferne die goldblitzenden Türme St. Petersburgs herüberschimmern, hier liegt die Kronstädter Rhede vor mir mit ihren mächtigen Kriegsschiffen, alles an Peter den Grossen, seine Arbeiten und seine Wunderwerke gemahnend, sowie auch an die Erfolge Katharinens und an ihren Mut, der sie ihre stolze Flotte an Finnlands Eisufer und in das Meer des Archipelagus senden hiess, sowie an den glorreichen Sieg von Tschesme, der alle ihre Mühen krönte und ihren Namen unsterblich machte. — Die Peterhoffer Feste dauerten zwei Tage. Das erste war lediglich ein glänzendes Hoffest, die vornehme Welt erschien aufs Kostbarste gekleidet, man küsste der Kaiserin die Hand, und sie huldigte während des Balles nur mit einigen der bevorzugtesten Persönlichkeiten dem Spiele, am nächsten Tage jedoch gab es keine Etikette mehr, man kam in Domino oder mit vorgebundener Maske, alle Stände waren gemischt, und jeder Maskierte hatte freien Zutritt in die Gemächer des Palastes. Abends fand eine grosse Illumination aller Gärten statt, das dunkle Grün der Bäume, der weisse Glanz des Meeres und alles das, was Sie wohl bereits schon in Trianon sahen, vereinte sich hier, um dem Ganzen einen feeenhaften Anblick zu verleihen. Überall reichbeladene Tische, überall rege Menschenmassen, überall Freude! Während dieser Feste behandelte mich die Kaiserin mit ausserordendlicher Güte, die mich, ich versichere Sie, ganz fesselte; wenn sie eine Private wäre, so würde ich alle Tage meines Lebens bei ihr verbringen, denn ich kenne nichts Liebenswürdigeres. Am Tage des bal paré kam ich jedoch in einige Verlegenheit. Sie kennen ja meine Ungeschicklichkeit im Spiele. Die Kaiserin liess mich rufen, um mit mir und noch vier anderen Personen tour à tour, wie es eben die Karten forderten, zu spielen. Es zeigte sich, dass ich vom Piqué gar nichts verstand. Doch die hohe Frau, welche meine Verlegenheit bemerkte, hatte die Güte, mir zu raten und mich im Spiele zu unterrichten, ohne sich über meine Ignoranz und Ungelehrigkeit erstaunt oder

ungeduldig zu zeigen. Ich glaube, dass man unter unserer gesamten Damenwelt — von den gekrönten Häuptern gar nicht zu sprechen — nicht viele von solcher Nachsicht und Freundlichkeit beseelte Frauen finden dürfte, und ich bewundere und liebe sie auch von ganzem Herzen. Wir haben jetzt abscheuliches Wetter, was mich sehr verdriesst, umsomehr, da alle Leute noch auf ihren Gütern weilen und man daher den ganzen Tag unterwegs sein muss. Der Weg nach Petersburg geht acht Meilen an der Meeresküste fort; man findet auf dieser Strecke im ganzen ungefähr sechzig Villen, alle sehr schön gebaut und von netten, wohlgepflegten Gärten umgeben.

7. Brief. Czarskozélo, den 29. Juli 1789.

Das Datum dieses Briefes möge Ihnen beweisen, dass die Kaiserin fortfährt, mich mit der bisherigen Güte und Liebenswürdigkeit zu überhäufen und, nachdem sie mich ja schon einen grösseren Teil ihres unendlichen Reiches, das sie selbst erweitert, verschönt, bevölkert und bereichert hat, sehen liess, zeigte und erklärte sie mir nun auch bis ins geringste Detail ihre prachtvollen Gärten, und ich muss gestehen, dass die Gärtner gutthäten, wenn sie die Kaiserin, gerade so, wie es auch die Herrscher thun sollten, zu ihrem Vorbilde nehmen würden. Wäre sie nicht dazu ausersehen gewesen, sich ihren Ruhm wie Peter der Grosse zu erwerben, so hätte sie schon durch ihre Gartenanlagen einen grösseren Namen erlangt, als selbst Herr von Girardin durch die seinen*) zu Ermenonville; alle ihre täglichen Beschäftigungen sind von ihrer Grazie so verklärt, und auch alle ihre Unternehmungen haben stets einen für sie so rühmlichen Ausgang gefunden, dass alles, was Fürst von Ligne über sie schreibt, wahr, gerecht und nur wie zur Vervollständigung ihres Ruhmes geschaffen erscheint. Katharina ist nicht nur gross, sondern auch gut, und wenn sie einerseits über einen so prickelnden Geist und eine derart gefällige Grazie verfügt, dass alles zur Bewunderung

hingerissen wird, so ist es andererseits ihre hohe Güte, die jedermann an sie fesselt, eine Güte, die sich jede Minute und bei jeder Gelegenheit bewährt und noch mehr Siege in den Herzen ihrer Unterthanen erringt, als ihre Armeen in fernen Ländern. Es betrübt mich wirklich sehr, dass sie Ihnen nicht persönlich bekannt ist, Sie würden sie sonst bis zur Raserei lieben. Fürst von Ligne hat mich zu seinem Stellvertreter bei ihr ernannt, und ich habe diese Geschäfte so gut geführt, dass ich ihm zugleich mit meinem Berichte einen Brief der Kaiserin übersenden konnte, der gerade so liebenswürdig war, wie sie selbst. Sie schenkte mir auch zwei charmante kleine Windhunde, und es giebt kaum etwas leichtfüssigeres, schmeichlerischeres und schlankeres, als diese Geschöpfe. Ich pflege sie, so gut ich kann, nur fürchte ich, dass sie meiner Cibelle allzusehr Konkurrenz machen werden. Wir reisen bald von hier nach Pilla, einem neuen Lustschlosse der grossen Monarchin ab, das dreissig Werste von Czarskozélo entfernt, am Ufer der Newa liegt. Ob es mir auch dort so gut gefallen wird, wie hier, wo sich alle Naturschönheiten mit edler Kunst in solcher Weise paaren, dass man auch letztere für Natur hält, bezweifle ich. Die Obstgärten prangen in so voller Frische, wie wenn hier der Hundsstern seine sengende Kraft verloren hätte, in den mit künstlerisch geschmackvoller Regellosigkeit angelegten Teichen sind Inseln so glücklich geschaffen, die Bäume des Parkes so wohl gruppiert, die Nuancen ihres Grüns so malerisch gemischt und Ruheplätze von so reicher Abwechslung ringsum hergezaubert, dass man sich in die Gärten des Paradieses versetzt fühlt. Da giebt es keine zierlich-modischen Brückchen und keine gotischen Türme, die nur baufällig aussehen und doch kein altertümliches Gepräge besitzen, nein, stolze Ruinen sind es, die den Geist erheben und uns nach Griechenland oder ins antike Rom versetzen, und zwischen dem dichten Walde und dem wunderbaren See, den ich neulich malte, strebt ein prächtiger Palast empor, nach allen Regeln moderner Baukunst aufgeführt und in seinen Sälen die Kunstwerke der Bildhauer aller Jahrhunderte

vereinigend. Etwas weiterab liegt eine marmorne Brücke, auf der alle Denkmäler klassischer Architektur neben Sibiriens Schätzen prangen. Sobald wir aus dem heiligen Haine treten, ragt uns ein echt gotisches Portal entgegen, an Tugend und Heldentum des Mittelalters gemahnend, während uns von anderer Seite her sanftmelodische Klänge zu einem türkischen Pavillon locken, der nicht nur im ganzen orientalischen Motiven wunderbar nachgebildet, sondern auch insbesondere innen reichlich verziert ist, und woselbst man alle Früchte und Gerichte von vier Weltteilen vorfindet. Die friedlichen Gewässer eines in sanften Windungen dahingleitenden Flüsschens entführen uns nun in ein anderes Land, wir befinden uns plötzlich mitten in einer chinesischen Ortschaft und finden diese Illusion gar nicht so unwahrscheinlich, wenn wir bedenken, dass wir in einem Kaiserreiche leben, welches Amerika, China, Polen und Schweden benachbart ist. In einem anderen Teile dieses immensen Parkes kann man die Stadt Sofia bewundern, und nachdem wir dies alles erschaut, kehren wir zurück, diejenige anzustaunen, welche jene Märchenpracht aus dem Nichts hervorgezaubert und alles, was sie vollbringt, mit einer Bescheidenheit krönt, die ihren Werken doppelten Wert verleiht. Sie sagt stets, so oft sie von sich selbst spricht: „Wir armen Ignoranten!“ Alle Akademiker Europas sollten ihr für ein solches Kompliment Dank bezeugen. —

Adieu, ich erfreue mich der besten Gesundheit und auch Chevalier de La Colinière (?) hat sich vollkommen erholt. —

IV.

Vier Briefe der Kaiserin Maria Feodorowna*) von Russland an Baron Grimm.

1. Brief. St. Petersburg, den 14./25. Februar 1797.

Herr von Grimm! Ich beeile mich, Ihnen zu antworten, denn

es drängt mich, der Gerechtigkeit Ihrer Gefühle Rechnung zu tragen, sowie Ihnen auch die meinen, die ich aufrichtig für Sie hege, kundzuthun. Das tiefschmerzliche Andenken, welches Sie weiland Ihrer Majestät der Kaiserin bewahrten und dem Sie mir gegenüber Ausdruck zu geben beliebten, gewährt Ihnen noch mehr Anrecht auf meine Hochachtung, denn Dankbarkeit ist und bleibt die erste aller Tugenden, die Basis der wahren Zuneigung, des teuersten Gutes der Menschheit und des höchsten Glückes Begründerin. Ihre Grundsätze, mein Herr, flössen uns das grösste Vertrauen ein, und Sie werden den Ausdruck desselben auch im Briefe des Kaisers vorfinden, dem ich mich Ihr Schreiben mitzuteilen beeilte. Noch mehr dürften Sie es aus der ganz besonderen Mission ersehen, mit der ich Sie jetzt betraue: o, übernehmen Sie freundlichst, mein Herr, die Austeilung der leider nur kleinen Hilfeleistungen, die ich der Unterstützung unserer armen Emigranten weihe, welche durch ihre Grundsätze und ihre Lebensführung gewiss die vollste Hochachtung verdienen. Herr von Nicolai wird Ihnen am nächsten Posttage einen Wechsel auf 3000 Rubel aus meiner Privatschatulle zugehen lassen. Weitere 2000 Rubel werden Sie zu demselben Zwecke im September erhalten und können überhaupt mit Bestimmtheit darauf rechnen, alljährlich die gleiche festgesetzte Summe von 5000 Rubel aus meinen persönlichen Einkünften zu empfangen; nur möchte ich Sie bitten, mich, wenn es nicht unumgänglich notwendig sein sollte, niemandem zu verraten, denn es wäre in der That mein sehnlichster Wunsch, dass die Quelle dieser Hilfeleistungen unbekannt bliebe. Alle mir etwa von Emigranten zugehenden Bittgesuche will ich Ihnen gleichfalls persönlich einsenden. Da Sie sich ja mitten unter jenen befinden, so können Sie noch am ehesten die Bedürftigsten herauswählen und beteilen. Mit der nächsten Post annonciere ich Ihnen drei Antwortschreiben meiner Feder, das eine für Frau Fürstin von Chimay, die beiden anderen für die zwei Damen von Beauregard (Schwestern des unglücklichen Roche-Jacquelin, der in der Vendée fiel) und für Belsunce; die erstere bittet mich nur um einige Unter-

stützungen, um sie austeilen zu können, die zwei anderen Damen benötigen es jedoch für sich selbst. Sie werden wohl so freundlich sein, diesen dreien die Summen, die ich Ihnen anweisen werde, zu übermitteln. Ich lege Ihnen besonders Madame de la Rochelambert ans Herz, deren Schicksal mich ausserordentlich interessiert.

Schreiben Sie mir nur recht oft, mein Herr, Ihre Briefe erfrischen mir Kopf und Herz, werden stets freudig aufgenommen und bieten mir die angenehme Gelegenheit, Ihnen jene Gefühle der Hochachtung stets aufs neue auszudrücken, die für Sie hegt

Ihre wohlgewogene Marie.

den 25. Februar 1797.

Ich öffne meinen Brief noch einmal, um jenen Wechsel beizulegen, den ich Ihnen durch Nicolai zu senden versprach; da aber der Kaiser einen Courier an Sie abzuschicken beabsichtigt, so mache ich mir gleich diese Gelegenheit zu nutze.

2. Brief.*) den 1. März 1797.

Mein Herr! Ihren Brief erhielt ich soeben und beeile mich, ihn sofort zu beantworten, trotzdem ich unserer heutigen Abreise nach Moskau wegen sehr beschäftigt bin. Sie ersahen aus meinem letzten Schreiben die Arrangements, die ich traf, und ich hoffe, Sie werden dadurch in den Stand gesetzt, mehreren die so ersehnte Hilfe zu leisten. Ich bin überzeugt, dass Sie Ihre erste Sorge der Frau von Rochelambert zuwenden werden, der ich Sie auch das hier Eingeschlossene, von dem ich Ihnen eine Abschrift sende, zu übermitteln bitte. Wenden Sie sich nur in allen Fällen vertrauensvoll an mich, Herr Baron. Ihre Briefe sind immer willkommen, und ich werde stets jede Gelegenheit ergreifen, die mir ermöglicht, Sie des Ausdruckes meiner Hochachtung zu versichern, mit der ich verbleibe

Ihre wohlgewogene Marie.

3. Brief.*) Pawlowska, den 30. August 1801.

Herr Baron von Grimm!

Ich ersuche Sie, der Frau Fürstin von Chimay für ihre Anstalt zu Erfurt aus meiner Emigranten-Kasse dieselbe Summe, wie letztesmal, zu bewilligen, sobald sie es verlangen wird. Gehaben Sie sich wohl und seien Sie wieder meiner Hochachtung versichert.

Ihre wohlgewogene Marie.

Ich erhielt soeben Ihren Brief mit dem Ausweise über den Verbrauch der Summen und kann Ihre Umsicht nicht genug loben, sowie ich auch sehr gerührt über die rücksichtsvolle Art und Weise bin, mit der Sie die Unterstützungen austeilen. Mit diesen wenigen Zeilen wünschte ich Ihnen meine Dankbarkeit hiefür auszudrücken. Desgleichen empfehle ich mich auch Ihren beiden liebenswürdigen Sekretären.**)

Frau von Chimay hat, wie sie mir schrieb, die Emigranten zu Erfurt einer Ihnen wohlbekannten und von Ihnen sehr geschätzten Persönlichkeit anvertraut, und Sie werden gewiss die Güte haben, Letzterer die gewöhnlichen Unterstützungen für die Erfurter Kolonie, deren Versorgung ihr nun obliegt, zu übermitteln.

Sobald mein Sohn sich für die Angelegenheiten des Herrn von Bueil interessiert, können Sie überzeugt sein, mein Herr, dass ich mit Freuden trachten werde, ihm nützlich zu sein.

4. Brief. St. Petersburg, den 15. März 1802.

Herr Baron, mit Recht beklagen Sie sich über mein Schweigen, dessen ich mich ja selbst beschuldige und das ich mir stets vorwerfe, doch Sie werden wohl aus eigener Erfahrung wissen, dass eine durch schmerzliche Erinnerungen ganz niedergedrückte Seele nicht so thätig sein kann und lieber in innerer Beschaulichkeit verweilend sich stets ihre teuren Toten ins Gedächtnis zurückruft, denen unser Herz, unsere Seele, unser ganzes Leben geweiht ist,

obwohl sie schon das Grab umschliesst. Jede Beschäftigung ist einem zuwider, und man hat die Schwäche, man begeht den Fehler (denn es ist ja doch sicherlich einer), alle Antwort auf den nächsten Tag zu verschieben. Ich werde mich gewiss bessern, Herr Baron, und es wird nié mehr so etwas vorkommen. Doch glauben Sie beileibe nicht, dass diese meine Trägheit im Briefschreiben die Gefühle meines Herzens beeinflusst, nein gewiss nicht, mehr als je beschäftigt mit dem Unglück unserer liebwerten Freundin*), habe ich diese Empfindungen meinem ausserordentlich gütigen Sohne zu wissen gegeben und ihn beschworen, diese personifizierte Tugend zu schützen; er versprach es mir bereitwilligst und gab sofort die nötigen Befehle. Gestern erneuerte ich die gleiche Bitte abermals, und er versicherte, dass er sich noch näher damit befassen wolle. Ich gestehe Ihnen ferner, Herr Baron, dass ich während der Audienz des Herrn von Calincourt das Gespräch auf diese meine Freundin zu lenken wusste und mit ihm über sie voll von jener regen Anteilnahme sprach, die sie uns ja einflössen muss. Nun komme ich auf den Wunsch meiner teueren Freundin zu reden, dahingehend, einen ihrer Söhne im Dienste des Kaisers unterzubringen; Sie würden wohlthun, Herr Baron, sie von diesem Schritte und von dieser Idee abzubringen. Dies ist, wie Sie wohl einsehen werden, unter den jetzigen Verhältnissen in jeder Beziehung ganz unthunlich: sein Rang, seine Charge und die böse Erinnerung an seinen Vater dürften wohl die Haupthindernisse sein, und nach reichlicher Überlegung werden Sie mir wohl beistimmen.

Es bereitet mir ein grosses Vergnügen, Sie, Herr Baron, zu bitten, unserer werten Freundin bekannt zu geben, dass alle ihre sonstigen Wünsche Gesetze sein werden für ein Herz, das so ganz von Liebe und Interesse für sie erfüllt ist; auch verpflichte ich mich für den Fall ihres Ablebens (es schmerzt mich tief, dieses Wort aussprechen zu müssen), ihrer Tochter, der Prinzessin, eine Pension von dreitausend Rubel auszuzahlen, und zwar bis zum Augenblicke einer dauernden besseren Versorgung, sei

es nun durch eine Heirat oder durch **Rückkehr nach Frankreich und Besitzergreifung der Güter ihrer Mutter.** Bitte, behalten Sie diese Versicherung wohl im Gedächtnis, Herr Baron, denn Sie begreifen ja wohl, dass es mir unmöglich ist, persönlich ihr davon Mitteilung zu machen. Ich schliesse neuerdings einen Betrag für sie bei, und es wird mir grosse Freude bereiten, wenn Sie ihr die Versicherung meiner innigsten und treuesten Liebe bei Überreichung desselben geben würden. Die letzten Zeitungsnachrichten machen mich ernstlich besorgt um ihre Gesundheit, desgleichen schmerzt mich auch die Entmutigung sehr, die aus ihrem letzten Briefe spricht, denn dieser Zug liegt sonst gar nicht in ihrem Charakter, der allen Widerwärtigkeiten stets Mut und Energie entgegenzusetzen pflegte. Ich sehe Ihren weiteren Nachrichten mit der grössten Ungeduld entgegen und werde sie stets umgehend beantworten, inzwischen bitte ich aufs neue die Versicherung hinzunehmen, dass ich bin und immerdar verbleibe

Ihre wohlgewogene Marie.

Ihrer liebenswürdigen Familie*) meine besten Empfehlungen. Ich siegelte diesen Brief nicht mit meinem Wappen, um nicht am Ende die arme Freundin zu kompromittieren; bitte ihn gefälligst in Ihre Enveloppe zu schliessen.

V.

Zwei Briefe von Kaiser Alexander I. von Russland an Baron Grimm.

1. Brief.

Ihre Ansprüche auf meine besondere Hochachtung sind zu mächtig, und Sie wissen sie nur zu sehr zu schätzen, als dass es nötig wäre, Sie hier derselben noch einmal zu versichern. Ich will Ihnen demnach nur von dem Genusse erzählen, der mir bei

Empfang Ihres Briefes zuteil wurde, sowie von der Rührung, die mich überkam, als Sie mir die glücklichen Zeiten ins Gedächtnis zurückriefen, da ich, frei von allen Sorgen, welche ja stets die Throne umschweben, die hohen Gaben meiner Grossmutter bewunderte, deren Bild Sie mir wieder in so schönen Zügen vor die Seele zauberten. Die Erinnerung an sie wird für mich immer eine Quelle wunderbarster Freude sein. Sie werden dieselbe immer in mir erwecken, wenn Sie mir so von Zeit zu Zeit über sie schreiben, und dieser Dienst ist der grösste, den Sie mir persönlich zu leisten im stande sind. Ich will ihn immer anerkennen, und der Mann, der beständig der Güte und Liebe unserer unsterblichen Katharina genoss, wird stets das erste Anrecht auf meine Hochachtung haben. Ich grüsse auch auf das Freundlichste Ihren liebenswürdigen Sekretär, welcher in so vollkommener Weise seine Aufgaben erledigt.

Ihr ergebener Alexander.

St. Petersburg, den 2. Mai 1801.

2. Brief.

Herr Baron von Grimm! Mit aufrichtiger Freude erhielt ich Ihren Brief vom 15./27. September und bin Ihnen sehr dankbar für die freundlichen Glückwünsche, die Sie darin aussprechen. Mein höchstes Glück wäre das Wohlergehen des Volkes, das mir anvertraut ist, und der grösste Lohn für alle Mühen und Sorgen, die mir die Krone auferlegt, Friede und Wohlstand in meinen Staaten. Die Geschichte kümmert sich nur um grosse Thaten, mein werter Baron, und die Herren Historiker lieben es, ihre Federn in das Blut zu tauchen, das in grossen Strömen auf Schlachtfeldern fliesst! — Wie würde ich von Herzen wünschen, nicht um diesen Preis ihr Lob zu gewinnen, und wie willig möchte ich auf jeden Platz in ihren Schriften verzichten, um nur den einzunehmen, welchen mir die Dankbarkeit in den Herzen meiner Völker sichert. Meine Bitte wiederholend, mir recht bald wieder Nachricht über

sich und Ihr Thun und Treiben zukommen zu lassen, versichere ich Sie aufs neue freudig meiner immerwährenden Hochachtung.

Alexander.

St. Petersburg, den 20. September 1801.

VI.

Ein Brief des Herzogs Ernst II.*) von Sachsen-Gotha an Baron Grimm.

Ich bin thatsächlich ganz verblüfft, mein lieber und würdiger Freund, über alle Ihre netten und schmeichelhaften Danksagungen, die Sie mir für meine Schmiralie vom 8. März zuteil werden liessen, und befinde mich momentan in der Lage des „Bourgeois Gentilhomme," da er eben inne wurde, dass er ein Schriftsteller sei, ohne es zu wissen. Ich kann mich noch nicht von meinem Erstaunen darüber erholen, dass mir so viele erhabene Dinge beifallen konnten, als ich Ihnen darin mitteilte. Eigentlich wollte ich ja nichts anderes, als nur mein Herz in den Busen eines Freundes ausschütten; ich habe Ihnen lediglich Ideen mitgetheilt, die in meiner Seele auftauchten, ohne dass ich denselben auch nur das geringste Verdienst beigemessen hätte, und es beglückt mich überaus, in meiner Anschauungs-, Denkungs- und Fühlungsweise über so manche Punkte mit einem Freunde übereinzustimmen, dem ich die höchste Liebe und Achtung zolle schon seit dem ersten Augenblicke, der mich an ihn mit treuer Anhänglichkeit kettete. O, könnte ich nur mein Leben lang Ihr Vertrauen und Ihre Billigung verdienen, das wäre der süsseste Trost meines Daseins, das mir sonst ohnehin genug Bitterkeiten bietet. Und wer bliebe auch je von solchen verschont! Meine Stellung ist unzweifelhaft nur umso beschwerlicher, als ich mich ganz vereinsamt fühle, ohne eine andere Ansprache, als mein armes, schwaches

Herz, ein Herz, so voll gerechter oder ungerechter Vorurteile, welche ihm Erziehung oder Umgebung während meines bisherigen Erdenwallens einimpften. Alle meine Fehler und falschen Schritte, doch auch das Gute, das ich hienieden gewirkt, all dies hat keine andere Quelle gehabt und keine anderen Entwicklungsgründe; jemehr ich hierüber nachdenke, destomehr drängt sich mir die Überzeugung auf, dass mein Seelenzustand mehr Mitleid, als den allzustrengen Tadel der Philosophen verdient. Und gar jetzt in diesen kritischen und stürmischen Zeiten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, da sich unser Gesichtskreis ganz und gar veränderte — man denke nur der Ansichten, die vor vierzig oder fünfzig Jahren vorherrschten und der jetzigen! — Ihre Weisheit, mein verehrter Freund, erkenne ich an dem Rate, den sie dem Gatten ihres liebenswürdigen Mündels*) gaben: zu seinem heimatlichen Herde zurückzukehren, um dessen gänzliche Zerstörung zu verhindern; auch andere Emigranten thaten das gleiche, wie uns die Blätter berichten, und mir scheint die Lage derselben um nichts gefährlicher, als die der Entflohenen, die, überallhin verfolgt, ihr Hab und Gut und vielleicht auch das Leben aufs Spiel setzen, und ihre Schlussfolgerung zeigt sich als die richtigste, die uns Vernunft unter solchen Umständen eingeben konnte. Was ihr liebenswürdiges Mündel betrifft, so wird sie uns in Gotha stets willkommen sein, wenn Sie je daran denken sollten, sie für einige Zeit herzubringen, desgleichen versichere ich Sie meines guten Willens, ihr den Aufenthalt bei uns so angenehm als möglich zu gestalten, und dass es mich sehr freuen würde, ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn Sie, mein liebenswürdiger Freund, meine Hoffnung, Sie in einem oder zwei Monaten bei mir zu sehen, in Erfüllung gehen lassen, so werden Sie sodann übrigens selbst am besten beurteilen können, ob die für jene bereitgehaltene Wohnung samt Zubehör ihr zusagen dürfte. Ich befürchte jedoch, das Für und Wider dieses mir so angenehmen Projektes abwägend, dass Sie am Ende noch einen anderen Entschluss fassen. Wir sind ja unbeständig! — Diese Aussichten bereiten mir eine solche Freude, dass ich beinahe be-

fürchte, dass ich umsonst gehofft; ich wage jetzt schon kaum mehr, davon zu reden, Sie werden sich ja wohl mit dem Ihnen so eigenen Scharfsinne am besten in meine Lage versetzen können. Der Gedanke, mich jenem Manne näher zu wissen, den ich von allen Sterblichen am meisten liebe, ehre und schätze, und dessen liebevolle Ratschläge mir nun fürder zum grössten Nutzen und Troste gereichen werden, ist zu schön und zu schmeichelhaft, als dass ich den Mut fände, mich ihm von ganzem Herzen hinzugeben. Noch alle Luftschlösser brachen mir zusammen, und mein Glück und meine Zufriedenheit haben stets noch so schwere Enttäuschungen im Gefolge gehabt, dass ich mich bis jetzt noch nicht davon erholen konnte. Sie werden am besten darüber urteilen können, mein liebster Freund, wenn es mir endlich vergönnt sein wird, Ihnen alle diese Sorgen, die mich bedrücken, mündlich anzuvertrauen. Ja, mein würdigster Freund, Sie schmeicheln mir schon dadurch auf die rührendste und gefühlvollste Weise, dass Sie mir Ihre finanziellen Angelegenheiten so offen darzulegen belieben. Und ich will Ihnen beweisen, dass ich nur begehre, Ihrem Vertrauen zu entsprechen und mich dessen vor ihren Augen würdig zu zeigen. Mit grösster Freude bewillige ich das Darlehen, welches Sie von mir begehren, und werde Herrn Möller ermächtigen, Ihnen jene Vorschüsse zu übermitteln, welche Sie die Gewogenheit haben werden, von ihm zu verlangen, und um Sie völlig zu beruhigen, denn ich kenne nur zu gut den hohen Grad Ihres Zartgefühls, will ich Ihnen auf Wucher leihen; nur über den Zinsfuss werden wir Mühe haben, uns zu verständigen. Sie bieten mir 5 % Interessen an, darauf habe ich nur eine Bemerkung zu machen, nämlich, dass Sie leicht in Gotha gegen die nötige Sicherstellung selbst bedeutende Summen gegen 3 % geliehen bekämen; und wollen Sie denn, dass ich wucherischer meine Zinsen berechne, als die anderen Kapitalisten in Gotha? Fast alle Gelder, welche man hier in öffentlichen Banken oder privat anlegt, tragen selten höhere Interessen; ich habe selbst mehrere zu diesem Zinssatze ausgeliehen. Nur dann ging ich von dieser Regel ab, wenn ich voraussetzen musste,

dass der Ausleiher selbst damit gewinnen könne; dem hiesigen Apotheker sowie dem Buchhändler habe ich zu vier Prozent geborgt, bei Ihnen jedoch, mein würdiger Freund, befürchte ich leider, dass Sie sich nicht in der gleichen Lage befinden und dass Sie nicht dies Anlehen bei Ihrem Freunde machen, um damit nur auf gut Glück zu spekulieren. Es wäre mir zwar am liebsten, wenn Sie es ohne alle Zinsen von mir annehmen würden, aber ich kenne Ihr Zartgefühl in dieser Richtung, doch würde ich demselben nicht Rechnung tragen, wenn ich hierbei ein Vorrecht, wie Katharina II. beanspruchen würde, Sie mögen mir daher drei Prozent Interessen pro Jahr leisten, und zwar für jene kleinen Summen, welche Ihnen Herr Möller in meinem Namen vorstrecken soll, und die Sie mir ganz nach Ihrem Belieben zurückerstatten können. Ich hoffe also, mein würdiger und verehrter Freund, auf diese Weise Ihrem Charakter und Ihren Wünschen gerecht geworden zu sein.

O mein Freund! Diese Ermordung Gustavs III., welch neue und schreckliche Katastrophe! Er ist wohl nicht der Mann, den ich schätzen könnte, dessen Leitung ich mich anvertrauen, oder für den ich einstehen möchte, aber er ist doch ein Mensch und ein tapferer. Wenn Klagen gegen ihn erhoben werden können — und sicherlich giebt es solche verschiedener Art — warum ergreift man ihn nicht, macht ihm einen Prozess und richtet ihn dann als Meineidigen und Usurpator? Es giebt sogar Viele, welche behaupten, dass er nacheinander Vater und Mutter durch Gift aus dem Wege räumte. Sind diese Anschuldigungen thatsächlich begründet, dann wäre er zweifellos schuldig und überreif, vor ein gesetzmässiges Gericht gestellt zu werden. In meinen Augen ist jedoch der Mord selbst für die eine Verruchtheit und ein unwürdiges Behelfsmittel, welche einen Grund haben, ihn zu hassen und zu verfolgen. Überhaupt scheint eine allgemeine Verschwörung gegen alle Monarchen Europas zu bestehen, und es wird verbreitet, dass Katharina wohl Leopold ins Grab folgen könnte. Anonyme Briefe prophezeihen dies öffentlich. Nach meiner Ansicht ist die Todesursache Leopolds II. keineswegs so offenkundig klargestellt, dass

sie ganz frei vom Verdachte wäre, die Folge einer Vergiftung zu sein. Anbei der Auszug eines Briefes aus Kopenhagen, der diese meine Ansicht nur zu bekräftigen scheint. Herr Dr. Munter schrieb ihn, der Sohn jenes bekannten Munter, der Struensee noch vor seiner Hinrichtung bekehrt zu haben behauptet. Dieser ältere Munter, zu Lübeck geboren, wirkte auch hier einige Jahre als Pastor. Er ehelichte ein Fräulein von Wangenheim, die Mutter des oben erwähnten jungen Mannes, der zu Gotha das Licht der Welt erblickte. Dieser Ehe entsprossen auch noch zwei Töchter, von denen die eine bereits in Dänemark verheiratet ist. Munter senior war Superintendent oder erster Pastor in Tonna, woselbst er einem grossen Pfarrsprengel vorstand. Später wurde er nach Dänemark berufen und acceptierte dies Anerbieten. Vor einigen Jahren führte ihn sein Weg hier durch, als er seine alten Freunde und die Bekannten seiner Frau wiedersehen wollte. In seiner Art ist er ein verdienstvoller Mann, guter Prediger und sogar Dichter. Sein wackerer und wissenschaftlich sehr gebildeter Sohn bereiste auf Kosten des Königs längere Zeit Italien und Sizilien und machte dortselbst verschiedene litterarhistorische Entdeckungen, die er veröffentlichte. Er ist zwar ein recht exaltierter Kopf, doch mir sehr anhänglich; auch er dichtet. Nun bleibt mir nichts mehr übrig, als Ihnen, wertgeschätzter Freund, die Versicherung meiner treuen und innigen Zuneigung, die ich Ihnen mein Leben lang bewahren werde, zu erneuern. O möchte nur der Augenblick recht nahe sein, der Sie in die Arme Ihres liebenden und dankbaren Freundes führt. Ich hege gleichzeitig die heissesten und innigsten Wünsche, dass alles zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen und dass Ihr liebenswürdiges Mündel die gewünschte Ruhe finden möge. O möchte Sie Ihre Reise nach Karlsbad uns noch recht lange bewahren zum Glücke aller derer, die Ihrer Ratschläge und Ihrer väterlichen Fürsorge bedürfen.

den 4. April 1792.

Zweiter Anhang.

Contrat de Mariage

entre Monsieur le Comte de Bueil et Madame la Comtesse de Belsunce:

Par devant les Conseillers du Roi Notaires au Chatelet de Paris soussignés furent présents.

Très haut Très puissant Seigneur Alexandre Louis Auguste. Du Roux de Chevrier, Comte Souverain de Bueil en Piémont, Seigneur de Courtemont-Varennes et pour moitié de Boulages, sous lieutenant en premier au Régiment des gardes françaises, demeurant ordinairement en son château de Varennes près Château Thierry, diocèse de Soissons, étant de présent à Paris, logé rue cloche perche paroisse St. Paul, mineur, émancipé d'âge, fils de defunts Très haut, Très puissant Seigneur Robert Gabriel Du Roux de Chevrier, Marquis de Varennes, Seigneur de Courtemont-Varennes, Tâchy et autres lieux, et de Très haute, Très puissante Dame Marthe Eleonore Du Roux de Tâchy decedée, son épouse. Ledit Seigneur Comte de Bueil procédant sous l'autorité et assistance de l'Illustrissime frère Charles Marie Du Roux de Chevrier de Varennes, son oncle, Seigneur de Verdon, Chevalier profès de l'Ordre de St. Jean de Jérusalem, Commandeur de Saint Mauris, demeurant

à Paris, rue Portefoin, paroisse St. Nicolas des Champs, au nom et comme procureur de Très haut, Très puissant Seigneur Charles Jean Du Roux de Chevrier Comte de Verdon, Vicomte de Couvrel, Seigneur du dit lieu et de l'Echelle le franc, ancien capitaine au Régiment du Roi Infanterie, Chevalier de l'Ordre Royal et militaire de St. Louis, demeurant ordinairement en son château de Couvrel, suivant sa procuration spéciale à l'effet des présentes, passée ensuite du projet des principaux articles du contrat de mariage cy après devant lescur de son confrère, No[res] Royaux de Château Thierry. Ce dix mars présent mois, laquelle procuration ledit Seigneur Comte de Verdon a ainsi donnée en qualité de tuteur ad hoc dudit Seigneur Comte de Bueil, son neveu; nommé de l'avis des Seigneurs ses parents et amis, homologué par sentence de Monsieur le Lieutenant général au Baillage de Château-Thierry du même jour dix mars présent mois, par laquelle ledit Seigneur Comte de Verdon a accepté lad. qualité, la grosse de laquelle sentence et le brevet original de lad. procuration scellés, controllés et légalisés ont été certifiés véritables, signés, paraphés et diposés pour minute à Mr. Chaudot, l'un des notaires soussignés, par acte du seize Mars présent mois, ensuite d'un autre du quatre du même mois.

Ledit Seigneur Comte de Bueil stipulant pour lui et en son nom d'une part:

Très haut, Très puissant Seigneur Dominique de Belsunce Vicomte de Méharin en Basse Navarre, grand bailly du pays de Mixe, mestre de camp d'Infanterie, Chevalier de l'Ordre Royal et militaire de St. Louis, demeurant à Paris, rue St. Honoré, paroisse St. Roch stipulant tant en son nom personnel qu'en celui de Très haute, Très puissante Dame

Angélique Louise Charlotte Delalive d'Epinay, Vicomtesse de Belsunce son épouse, Dame de Bueil la Chevrette et d'autres lieux, étant de présent au château de Méharin, conformément à un acte passé devant led. Mr. Chaudot No[re], qui en a minute et son confrère, le trois Mars mil sept cent quatre-vingt cinq, pour Très haute, Très puissante Demoiselle Marie Renée Thérèse Emilie de Belsunce, Demoiselle, leur fille mineure, chanoinesse du chapître noble de l'Argentière, sous le nom de Comtesse Emilie, fille d'honneur de sa Majesté l'Impératrice de Russie, demeurante à l'Abbaye royale St. Antoine, grande rue du faubourg St. Antoine, paroisse St. Marguerite, à ce présente et de son consentement. Stipulante aussi pour elle et son nom d'autre part.

Et Frédéric Melchior Baron Grimm de Grimmhof et du Saint Empire, Conseiller d'Etat de Sa Majesté l'Impératrice de Russie, Ministre plénipotentiaire de son Altesse Sérénissime le Duc de Saxe-Gotha et Altenbourg près du Roy, demeurant à Paris rue de la Chaussée d'Antin paroisse de la Madeleine de la Ville l'Evêque; stipulant tant en son nom personnel qu'en sa qualité de conseiller d'Etat de sa Majesté Impériale en vertu des ordres particuliers, pour et au nom de sa Majesté l'Impératrice de toutes les Russies, a raison des dons et avantages que led. Seigneur Baron de Grimm ezd. nom, fera ci après à lad. De. Comtesse Emilie de Belsunce encore d'autre part. Lesquelles parties avant de passer à la célébration qui doit être faite incessament en face de notre mère St. Eglise du mariage proposé et convenu entre ledit Seigneur Comte de Bueil et lad. Dame Comtesse Emilie de Belsunce, ont fait et arrêté le trait civil dudit mariage, ainsi qu'il suit en présence et de l'agrément de leurs Majestés

Le Roy, La Reine,
Monsieur, Madame, Monseigneur Comte d'Artois,
Madame Comtesse d'Artois,
Madame Elizabeth de France,
Mesdames Adelaïde et Victoire de France,
Monseigneur le Duc D'Angoulême,
Et Monseigneur le Duc de Berry.
Aussi en présence de Monseigneur le Maréchal de Ségur,
Monseigneur le Maréchal de Castries,
Monseigneur le Comte de Vergennes,
Monseigneur le Baron de Breteuil
(Tous quatre ministres et secretaires d'Etat aux départements de la guerre, de la marine, des affaires étrangères et de la maison du Roy.)
Et de M. de Calonne, aussi ministre d'Etat et controleur général des Finances.
Et enfin en présence et du consentement des Seigneurs et Dames parents et amis ci-après nommés, savoir.

Du côté dud. Seigneur futur époux:
Madame la Marquise de Vilvaudé, tante,
Madame la Marquise de Boursonne, cousine,
Monsieur le Marquis et Madame la Marquise de Guérchy,
Monsieur le Marquis du Tiercent et
Monsieur le Marquis de Moubu (?) } Cousins,
Monsieur le Baron de Boisteli, Maréchal de camp,
Monsieur le Chevalier de Chaban, officier au régiment des gardes françaises, et Madame sa mère, amis;

Et du côté de lad. D^{elle} future épouse:
Monsieur le Vicomte Henry de Belsunce,
Monsieur le Chevalier de Belsunce, frères, capitaines au régiment de Ségur, Dragons,

Monsieur le Marquis de Belsunce, cousin, Maréchal de camp, ménin de Monseigneur le Dauphin à présent Roy et Mademoiselle de Vergès, son épouse,

Monsieur Delalive, conseiller honoraire au Parlement, Grand-oncle,

Monsieur le Comte d'Houdetot, Lieutenant général des armées du Roy et Mademoiselle Delalive son épouse, tante,

Madame de Nettine Vve De la Live,

Melle Prevost, Vve De la Live de la Briche ancien Introducteur des Ambassadeurs, Belle-tante,

Monsieur le Vicomte de Vintimille et Mademoiselle Delalive, son épouse, cousine,

Madame Gabrielle Charlotte de Beauveau, abbesse de l'Abbaye royale St. Antoine, amie.

Notizen des Herausgebers:

I.

„Declaration sur la généalogie de la famille Du Roux de Varennes de Bueil," liefert den Nachweis für den bis zum Jahre 1370 zurückreichend ununterbrochenen Adelsbesitzstand dieser aus der Auvergne stammenden Familie.

II.

Belsunce.

Dies ist ursprünglich der Name eines Schlosses, mit dessen Besitz der Titel „Vicomte" verknüpft gewesen und das im Thale der Arberone in Unter-Navarra 11 Meilen westlich von Pau lag.

Es diente der alten vornehmen, später nach ihm benannten Familie zum Wohnsitz, deren Oberhaupt in früheren Zeiten die erbliche Würde eines „Colonel“ über die gesamte Miliz des Thales der Arberona innehatte und das Recht besass, in den Versammlungen der Landstände dem Alkalden und dem königlichen Richter des Gaues voranzugehen. Das erste bekannte Glied dieser Familie ist Roger de Belsunce, der im Jahre 1154 das Vicomté de Macaié im Pays de Labour erwarb. Von dessen Nachkommen wären zu nennen: Wilhelm Arnold, der Oberstkämmerer und einer der ergebensten Offiziere Karls des Strengen (le mauvais), Königs von Navarra, und Garci Arnold II., der 1384 mit den Herren von Grammont, und Lune den Friedensschluss zwischen Frankreich und Spanien unterzeichnete; ferner Johann IV. der Ratgeber Johannas von Navarra, der Mutter Heinrichs IV., die ihn mit ihrem höchsten Vertrauen beehrte, und schliesslich Johann V. der in hoher Gunst bei Heinrich IV. und Ludwig XIII. stand. Auch jener bekannte Bischof von Marseille entstammte dieser Familie.

---

une mort à Monsieur le [illegible]
M. Bazar père. Je n'ai p[illegible]
Défen: mais j'ai toujours [illegible]
l'ami, et protecteur du M[illegible]
ami du grand Frédéric, et
le grand, et celui enfin qu[illegible]
prusse, avant de le connaî[illegible]

[illegible]

Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W

RUDOLF SCHICK

Tagebuchaufzeichnungen

aus den Jahren 1866 1868 1869

über

Arnold Böcklin

Herausgegeben von

Hugo von Tschudi

gesichtet von

Cäsar Flaischlen

geh. M. 12.—; geb. M. 15.—

Die „**Strassburger Post**“ schreibt: Ein Teil dieser Tagebuchaufzeichnungen ist zuerst im „Pan“ erschienen und hat bereits in dieser Form berechtigtes Aufsehen erregt; mit um so grösserer Freude wird man die vollständige Ausgabe in Buchform begrüssen, deren Herausgabe Professor Dr. Hugo v. Tschudi, Direktor der königlichen Nationalgalerie in Berlin, sowie Dr. Cäsar Flaischlen, der frühere Redakteur des „Pan“, unternommen haben. Das Meiste, was die bisher erschienenen Schriften über Böcklin schuldig geblieben sind, schreibt H. v. Tschudi in einem kurzen Vorwort, enthalten die Aufzeichnungen Schicks, eines jungen Berliners, der im Jahre 1864 den grossen Staatspreis errungen hatte und auf seiner Studienreise nach Rom kam. Als 25 jähriger Jüngling trifft er den im kraftvollsten Mannesalter stehenden Meister. Er wird von dem Aelteren zu intimem Verkehr herangezogen, eine Zeit lang sogar sein Ateliergenosse und hat das Glück, aus dem neidlos erschlossenen Born einer reichen Erfahrung und eines in seltenem Maasse durchgebildeten Kunstverstandes schöpfen zu dürfen. Treu den wechselnden Ereignissen des Tages folgend, lassen Schicks Tagebücher einen unmittelbaren Blick in das reiche und angeregte Künstlerdasein thun. Das Bild eines vollen und ganzen Menschen stellt sich uns dar. Nicht minder fesselnd sind die Aufschlüsse, die wir über den Künstler erhalten, über die Art seines Naturstudiums, über die durchdachte Arbeitsführung und das wissenschaftliche Interesse, mit dem alle technischen Vorgänge behandelt werden. Ueber das stete Streben, das Material zu vervollkommnen und es in der rationellsten Weise zu verwerten. Ueber all das endlich, was die persönliche Aesthetik des Meisters ausmacht. Mit Staunen wird man gewahr, welch hoher Grad von Ueberlegung und von Einsicht in die malerischen Wirkungen ein Schaffen bestimmt, das scheinbar mühelos einer unerhört produktiven Phantasie entströmt. Das Beisammensein Schicks mit dem Meister bietet unversieglichen Anlass für Erörterung der wichtigsten, technischen und ästhetischen Fragen. — Die Tagebuchblätter haben den frischen Reiz des persönlich Erlebten und bilden — wie Tschudi in der Verrede weiter sagt — ein unschätzbares Dokument für die Charakterisierung der künstlerischen Persönlichkeit des Meisters.

VERLAG VON F. FONTANE & CO. BERLIN W 35.

RUDOLF SCHICK: TAGEBUCHAUFZEICHNUNGEN AUS DEN JAHREN 1866 1868 1869 ÜBER ARNOLD BOECKLIN. HERAUSGEGEBEN VON HUGO VON TSCHUDI. GESICHTET VON DR. CÄSAR FLAISCHLEN. GEHEFTET 12 MARK. GEBUNDEN 15 MARK.

HEINRICH ALFRED SCHMID: ARNOLD BOECKLIN. ZWEI AUFSÄTZE. MIT ACHT ILLUSTRATIONEN. GEHEFTET 3 MARK. GEBUNDEN 4 MARK.

FRIEDRICH EGGERS UND KARL EGGERS: CHRISTIAN DANIEL RAUCH. MIT 2 BILDNISSEN RAUCHS UND 127 LICHTDRUCKTAFELN SEINER WERKE GEHEFTET 63 MARK. GEBUNDEN 73 MARK. FÜNF BÄNDE.

KARL EGGERS: RAUCH UND GOETHE. URKUNDLICHE MITTEILUNGEN. GEHEFTET 6 MARK. GEBUNDEN 8 MARK.

KARL EGGERS: BRIEFWECHSEL ZWISCHEN RAUCH UND RIETSCHEL. ZWEI BÄNDE. MIT HOCHÄTZUNGEN, JE 1 LICHTDRUCK UND JE 1 PHOTOTYPISCHEN FACSIMILE. PREIS JEDES BANDES GEH. M. 10,–; GEB. M. 12,50.

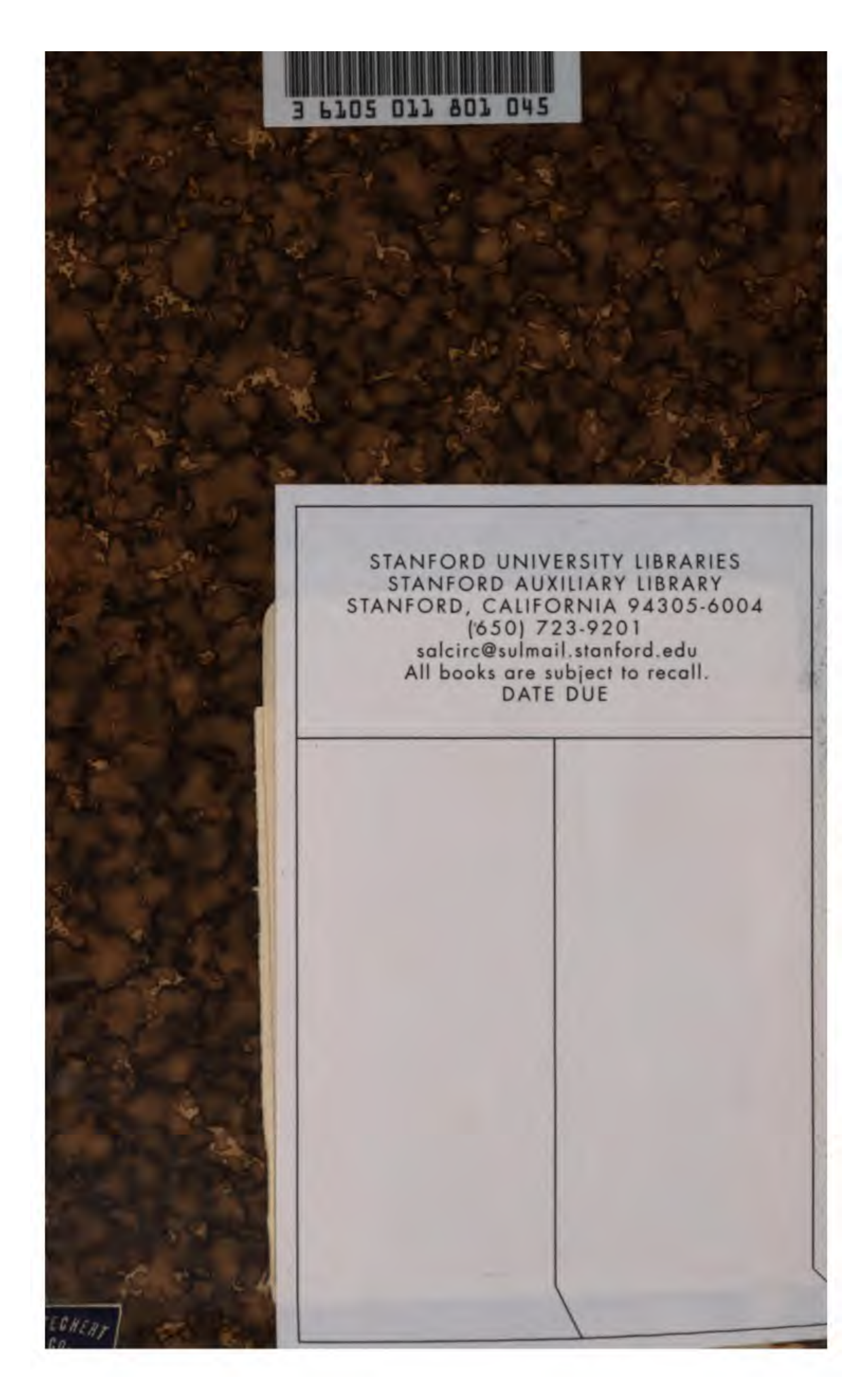
OTTO KNILLE: WOLLEN UND KÖNNEN IN DER MALEREI. UMSCHLAGZEICHNUNG VOM VERFASSER. GEHEFTET 2 MARK. GEBUNDEN 3 MARK.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.






3 6105 011 801 045
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

